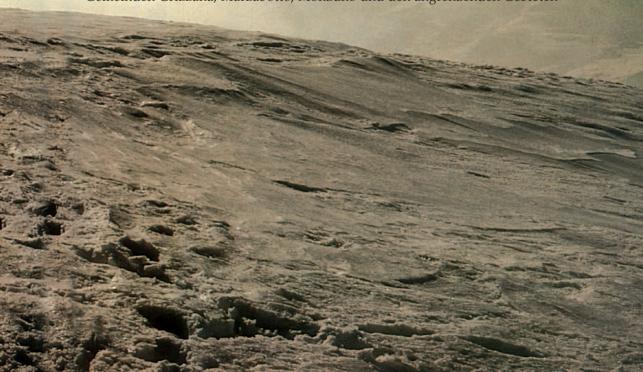


1944

AUS DEM DUNKEL INS LICHT DAS LEBEN NACH DEN MASSAKERN - MARZABOTTO

Angehörigenverein der Opfer der nazifaschistischen Massaker in den Gemeinden Grizzana, Marzabotto, Monzuno und den angrenzenden Gebieten



Den Opfern der Massaker

Den Opfern der Deportationen

Unseren überlebenden Angehörigen,

wahren FRIEDENSSTIFTERN



Niccolò dell'Arca – "Il Compianto" ("Die Beweinung des toten Christus"), lebensgroße Terrakotta-Skulpturengruppe aus dem Jahre 1463, Kirche Santa Maria della Vita, Bologna (Italien).

Ich schaute die Erde an: Sie war wüst und wirr.
Ich schaute zum Himmel: Er war ohne sein Licht.
Ich schaute die Berge an: Sie wankten und alle Hügel bebten.
Ich schaute hin: Kein Mensch war da,
auch alle Vögel des Himmels waren verschwunden.
Ich schaute hin: Das Gartenland war Wüste und all seine Städte waren zerstört,
zerstört durch den Herrn, durch seinen glühenden Zorn.
(Jeremia 4, 23-27)

Deutsche Ausgabe 2017 © Alle Rechte vorbehalten Angehörigenverein der Opfer der nazifaschistischen Massaker in den Gemeinden Grizzana, Marzabotto, Monzuno und den angrenzenden Gebieten

Übersetzung aus dem Italienischen: Marcus Köhler

Lektorat: Roland Dilger

Graphische Gestaltung, Seitenlayout und Druck: AGV Studio von Alexander Grandi Venturi - Pioppe di Salvaro (Bologna)

ANNA ROSA NANNETTI

1944

AUS DEM DUNKEL INS LICHT

DAS LEBEN NACH DEN MASSAKERN - MARZABOTTO

EINFÜHRUNG

In diesem Buch sind die Berichte einiger Überlebender der Massaker von 1944 in den Gemeinden Grizzana Morandi, Marzabotto, Monzuno und allen angrenzenden Gemeinden aufgezeichnet.

Einige dieser Berichte wurden bereits 2008 in dem Buch "I Bambini del '44" und seiner deutschen Übersetzung "Die Kinder von 1944" veröffentlicht, wobei die Sammlung von Zeugnissen der Überlebenden und Angehörigen der Opfer weitergehen wird

Das vorliegende Buch enthält:

- Berichte der "Kinder von 1944";
- Berichte überlebender Erwachsener;
- Beiträge von Angehörigen und Freunden der Überlebenden;
- wissenschaftliche Beiträge;
- eine Dokumentation all dessen, worüber die Zeitzeugen berichten: die Hilfsgüter aus der Schweiz, die Aufnahme im größten Flüchtlingslager von Florenz für einige der vorläufige Zielort, für andere nur eine Durchgangsstation auf dem Weg in andere Lager –, die Orte, an denen Männer zur Deportation nach Deutschland selektiert wurden, und die zur Zwangsarbeit bestimmten Orte;
- unter dem Stichwort "Monte Sole heute" eine Hommage an die Menschen, die durch ihre moralische und materielle Unterstützung, ihre Studien, ihr Gebet und den Empfang von Besuchern, die zur Besichtigung an die Orte der Massaker kommen und ihre Geschichte kennenlernen und vertiefen wollen, tagtäglich daran mitwirken, die Erinnerung an damals lebendig zu halten eine Erinnerungsarbeit, die sich nicht zuletzt auch in Begegnungen in Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen ihrer Dörfer und Städte konkretisiert;
 - einen Überblick über die Orte der Massaker; Gedanken von Kindern;
- einen Beitrag von Shlomo Venezia zum Gedenktag an die Opfer des Holocaust und ein Gespräch mit Elena Bono.

VORWORT

Hier ist sie, eine neue Sammlung von Erlebnisberichten der Kinder von 1944.

Anna Rosa Nannetti, eines dieser Kinder, hat ihre Gespräche mit den heute in der Zerstreuung lebenden Menschen, in deren Zeugnissen sich die Leben der zahllosen Opfer der Massaker von Monte Sole zu einem einzigen Faden verspinnen, fortgesetzt, durch die Stimmen von Erwachsenen und Institutionen ergänzt, die an den damaligen Geschehnissen beteiligt waren, und dadurch den Erzählungen eine noch größere menschliche Tiefe und Nähe verliehen.

Das erste Buch, das nicht nur bei den unmittelbar Beteiligten große Betroffenheit hervorgerufen hat, gewinnt jetzt eine noch wichtigere Bedeutung.

Bekanntermaßen ist das Urteil gegen einige der damals mit Gleichgültigkeit agierenden Naziverbrecher mittlerweile rechtskräftig geworden.

Über das bzw. die Urteile – dem erstinstanzlichen Urteil des Militärgerichts von La Spezia folgte 2008 nämlich eine ebenso wichtige Entscheidung des Berufungsgerichts in Rom – wurde viel gesprochen, und genauso viel wurde, vor allem unmittelbar nach dem ersten Urteilsspruch, über den Nutzen eines Strafprozesses diskutiert, der über sechzig Jahre nach der Tat stattfand.

Ich glaube, dass auf die diesbezüglich geäußerten und durchaus berechtigten Zweifel eine endgültige und erschöpfende Antwort erfolgt ist und die Berufung auf die grundlegenden, diesseits der Grenze zwischen Zivilisation und düsterster Barbarei liegenden Werte der Gerechtigkeit und Verantwortung ein hinreichendes Kriterium war, um einen Prozess zu legitimieren, der sich dank der Achtung der Regeln durch alle im Gerichtssaal vertretenen Parteien, der gründlichen Beleuchtung der Fakten und der Vielfalt der darin lautgewordenen Stimmen als vorbildlich herausgestellt hat.

Dem folgten dann diverse Publikationen, die durch den Prozess inhaltlich befruchtet wurden und aus denen das kürzlich erschienene Buch von Pezzino und Baldissara mit dem Titel "Il Massacro" heraussticht.

Nun beginnt jedoch die schwierigste Phase, in der man angesichts des zunehmenden zeitlichen Abstands dafür sorgen muss, dass künftige Generationen die Geschehnisse im Gedächtnis bewahren. Und genau hier erweist sich das außergewöhnliche Projekt von Anna Rosa als unverzichtbare Stütze für die Aufgabe der Vermittlung von Kultur und der Bewahrung von Werten. Denn neben einer detaillierten und grundsätzlichen Erwägung des rein juristischen Sachverhalts – gerade angesichts des unabdingbaren Anspruchs auf Achtung der menschlichen Würde, wie er auch in diesem und zahlreichen anderen in diesen Jahren gefällten Gerichtsurteilen zum Ausdruck kommt – kommt es jetzt darauf an, einer ganzen Welt neu zu begegnen. Und dabei hilft uns dieses Buch.

Wir dürfen nämlich neben dem Entsetzen über die Toten und den Verrat an der Menschlichkeit nicht vergessen, dass durch die Massaker von Monte Sole - als tragische Nebenwirkung - die Kultur eines bescheidenen, würdevollen Menschenschlags ausgelöscht wurde, der die Gebirgsausläufer zwischen Marzabotto und Vado geprägt hat.

Aus diesem Grund besitzt Giorgio Dirittis Filmepos "Ein Mensch kommt in die Welt" weit über die formal-ästhetische Schönheit vieler Szenen hinaus höchsten Wert: weil er auf unauslöschliche Weise die Gesichter, Sprache, Gewohnheiten, kurz: das Leben der Menschen von Monte Sole einfängt, das der Sturm der Geschichte hinweggefegt hat.

Doch gerade angesichts dieses schonungslos verheerenden Sturms gewinnen Anna Rosa Nannettis Beharrlichkeit und Geduld noch zusätzlich an Wert.

Dem Verfasser dieser Zeilen wurde die Ehre zuteil, als Anwalt der Nebenklage am Prozess von La Spezia teilzunehmen, woran er sein Leben lang mit Stolz zurückdenken wird.

Aber bei dieser Gelegenheit möchte er lieber – es sei ihm gewährt – schlicht und einfach

als "Sohn" dieses Landstrichs und seiner Geschichte sprechen, in deren Erinnerung er groß geworden ist.

Wie viele vor und nach ihm würdigt auch er nicht in erster Linie die Einzelschicksale, sondern vielmehr den Geist einer bäuerlichen Gesellschaft, der dank vielseitiger Bemühungen wieder aufgelebt ist, heute aber, wo die Erinnerung mit der Unerbittlichkeit der Zeit zu ringen begonnen hat, unbedingt bewahrt werden muss.

Und genau deshalb empfiehlt es sich, die von der Autorin gesammelten Berichte zu verinnerlichen und im Gedächtnis zu bewahren und so dazu beizutragen, ihnen einen Platz in der Geschichte zu sichern, die oft nur an den großen Ereignissen interessiert ist und darüber vergisst, wer in Wirklichkeit "die Mauern von Theben errichtet hat".

Und dies bedeutet wohlgemerkt keine Beschränkung auf ein rein kulturelles Unterfangen. Vielmehr geht es um eine Aktualisierung der Grundprinzipien unserer nationalen Identität, zu deren unermüdlicher Verteidigung wir stets aufs Neue aufgerufen sind.

So forderte Calamandrei:

"Wo immer ein Italiener unserer Freiheit und Würde wegen gestorben ist, dahin lasst uns in Gedanken zurückkehren, denn dort ist unsere Verfassung entstanden."

Ich denke, dass man seinen Rat weiter befolgen sollte: Besuchen wir also die Orte der Massaker, um unter ihren Toten die Werte zu entdecken, die bald darauf zur politischen Norm geworden sind. Und lesen wir, in demselben Geist, auch die Geschichten der Kinder von 1944.

Rechtsanwalt Manrico Bonetti

Anwalt der Nebenklage in den Gerichtsprozessen um die Massaker von Grizzana, Marzabotto und Monzuno

AN DIE ZEUGEN

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

vielen herzlichen Dank für den liebenswürdigen und fürsorglichen Empfang, den ihr mir bei euch bereitet habt und der uns ermöglicht hat, einander noch weit über das hinaus kennenzulernen, was in euren Berichten zu lesen ist. Es war schön, Freunde, Verwandte und Menschen aus der Heimat wiederzusehen und sich gemeinsam an so viele Erlebnisse und Geschehnisse zu erinnern. Noch bewegender war es aber für all jene von uns, die sich noch nicht kannten, zu entdecken, dass wir eine einzigartige Erfahrung teilen, die uns zutiefst verbindet.

In jenen schrecklichen Tagen, Monaten und Jahren waren wir – ungeachtet der Entfernung zwischen unseren Dörfern, Weilern und Höfen – alle im Schmerz, in der Hoffnung und im Kampf um unsere unablässig mit Füßen getretene und verletzte Würde vereint.

Ohne uns zu kennen, haben wir einander auf diese Weise geholfen, unser Leben zu retten, besonders das der Schwächsten, und dafür zu kämpfen, dass unsere Familien und Gemeinschaften nicht nach den Vorgaben eines kriminellen Vernichtungsplans ausradiert wurden.

Wir haben uns dieselben Fragen gestellt und Trost bei gütigen Menschen gefunden, die sich in der Not unser annahmen, uns gut zuredeten und mit liebevollen Worten und Gesten beschenkten, die einer sehr hohen menschlichen Gesinnung entsprangen.

Als wir uns nach so vielen Jahren wieder begegnet sind, haben wir nach nur wenigen Stunden und Tagen in großer Vertrautheit miteinander gesprochen und einander unter Tränen, mit Momenten des Schweigens und mit einem gelegentlichen Lächeln unsere jeweilige Geschichte erzählt. Und manchmal war es sogar amüsant, an eine gewisse Naivität und Leichtfertigkeit unsererseits oder auch an unsere Verwunderung bei der Entdeckung von Schönem und Unerwarteten zurückzudenken.

Wir haben über die Opfer in unseren Familien gesprochen und dank der dabei ausgetauschten Vertraulichkeiten einen noch tieferen Einblick in ihr Leben erhalten: das Wissen um all die Menschen, die sie geliebt haben und von denen sie geliebt wurden, um all die Liebe, die sie verschenkt haben und mit der sie beschenkt wurden.

All die Liebe, die uns still und heimlich genährt hat, haben wir bei unseren Begegnungen in euren Häusern und Wohnungen wiederentdeckt und bewusst neu erlebt. Heute wissen wir, wo jene Kraft entsteht, die uns bei unserem Versuch, ein neues Leben zu beginnen, getragen hat. Heute verstehen wir ihren ganzen Wert.

Unsere Geschichte ist eine Geschichte des Leidens und der Liebe.

Die Liebe unserer brutal ermordeten Angehörigen verbindet sich mit der Liebe unserer überlebenden Angehörigen, jener Giganten, die es fertiggebracht haben, uns allen, besonders aber den Kleinsten und Schwächsten unter uns, das Erbe der Liebe derjenigen weiterzugeben, die physisch nicht mehr bei uns waren, und es zudem tagtäglich durch ihre völlige Hingabe noch zusätzlich zu bereichern.

Wir alle tragen als Zeugen das Anliegen unserer Angehörigen, die mit dem Ruf nach Gerechtigkeit auf den Lippen gestorben sind, in unserem Herzen, Geist und Fleisch.

Als es nach 62 Jahren möglich wurde, einen Gerichtssaal zu betreten, um die Wahrheit der Ereignisse zu rekonstruieren und über Gerechtigkeit zu diskutieren, sind wir dort erschienen und haben über die Opfer so gesprochen, wie es nur ein Angehöriger vermag. Alle können wir von Daten und Ereignissen berichten, aber über unsere Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, Kinder, Frauen und Männer, Großeltern, Onkel und Tanten können nur wir selbst sprechen, die wir von ihnen geliebt wurden und die wir sie geliebt haben.

Wir sind nicht nur Zeugen der Geschichte, sondern vor allem Zeugen ihres Lebens.

Den Anspruch unserer Lieben auf Gerechtigkeit haben wir uns vom ersten Tag an zur Aufgabe gemacht und in allen menschlichen Beziehungen beherzigt, den privaten und beruflichen, den familiären und gesellschaftlichen: Wir leben mit ihnen.

All dies geht aus den Berichten hervor. Dank unserer Entscheidung, uns zu treffen und einander kennenzulernen, den anderen Zeugen von damals unser Herz zu öffnen, dürfen wir uns vereinter und stärker fühlen: Unser Beispiel hat vielen Überlebenden geholfen, die nach langem Schweigen jetzt den Wunsch haben, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. Bewahren wir das Geschenk der ERINNERUNG, indem wir in uns selbst, in unseren Geschichten das Zeugnis derer leben lassen, die nicht mehr unter uns sind.

AN DIE LESER

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

ein Dankeschön auch euch dafür, dass ihr bereit wart, uns kennenzulernen. Nachdem ihr mit uns gesprochen und besser verstanden habt, was wir während und nach den Massakern erleben mussten, habt ihr das dringende Bedürfnis verspürt, eines unserer Bücher zu kaufen, um später in stiller Einsamkeit noch einmal unsere Berichte zu lesen und darüber nachzudenken.

Euer tiefer Wunsch, das von uns erlittene, grausame Unrecht in geschichtlicher, menschlicher und persönlicher Hinsicht zu verstehen, vermittelt uns das Gefühl von Anerkennung, Respekt und Wertschätzung dafür, wie es uns gelungen ist, diesem "Übel" zu begegnen, das uns vernichten wollte, dies aber nicht vermocht hat. Obwohl unser Leben für immer von tiefem Leid gezeichnet bleiben wird, haben die Hände vieler guter Menschen in uns Lichtkanäle gezogen, die in den Momenten der größten Dunkelheit geleuchtet und helle Wege eröffnet haben, die wir mit dem festen Willen begangen haben, den täglichen Kampf ums nackte Überleben schrittweise in eine wahre Wiedergeburt zu verwandeln. Unser Weg bis hierher ist zwar beschwerlich, aber auch von großer Solidarität erfüllt gewesen.

Ihr geht mit uns in diesem Licht, weil ihr beim Lesen unserer Geschichten Rührung empfunden habt; der eine oder andere hat zugegeben, sogar geweint zu haben. Und ihr habt nachgedacht über die Schrecken des totalen Krieges, über die Schuld derer, die ihn gewollt, und derer, die ihn stillschweigend geduldet haben.

In jenen Tagen waren wir schwach, unvorbereitet, nicht mit denselben Waffen gerüstet und haben verloren.

Heute dürfen wir aber behaupten, gewonnen zu haben, weil wir uns bemüht haben, jeder mit seinen Talenten, das in die Tat umzusetzen, was wir durch die Erfahrung des Leids begriffen haben.

Wir haben begriffen, dass jeder von uns den Frieden verteidigen muss, indem er Tag für Tag mit seinen Mitmenschen engagiert gegen gewaltsame Unterdrückung, Ungerechtigkeit sowie moralische, kulturelle und wirtschaftliche Armut kämpft.

Wir haben begriffen, dass wir die Protagonisten unserer Entscheidungen sein und mit Verstand und Kompetenz unterscheiden können müssen zwischen Regierenden, die das Wohl aller anstreben, und solchen, deren Machtgier bis zur äußersten Verachtung jeden Lebens reicht.

Wir haben begriffen, dass wir all das, was Menschen, Institutionen und Organisationen auf dem "Bösen" aufgebaut haben, in seiner Tiefe durchschauen müssen, um uns davor schützen und es bekämpfen zu können.

Unsere Angehörigen sind Giganten der Menschlichkeit und wahre FRIEDENSSTIFTER. Sie haben es verstanden, ihren Schmerz in Liebe zu verwandeln, indem sie sich der Schwächsten schützend annahmen und ihre Familien, Häuser und Gemeinden neu aufbauten. Darin besteht ihr und unser Sieg über den Krieg.

Anna Rosa Nannetti

ANGEHÖRIGENVEREIN DER OPFER DER NAZIFASCHISTISCHEN MASSAKER VON 1943-1944 IN MARZABOTTO, GRIZZANA, MONZUNO UND DEN ANGRENZENDEN GEBIETEN

Schon kurz nach der Befreiung begannen die Gedenkfeiern für die Gefallenen mit der Gründung eines Komitees zur Ehrung der Kriegsopfer in den drei Gemeinden Grizzana, Marzabotto und Monzuno. 1982 wurde mit dem Regionalgesetz Nr. 47 vom 20. Oktober desselben Jahres der Beschluss gefasst, das Komitee zu vergrößern und auf die gesamte Region Emilia-Romagna und die Provinz Bologna auszuweiten.

Der Vorsitzende des Gedenkkomitees, Dante Cruicchi, forderte schon damals die Gründung einer Vereinigung der Angehörigen, die in Zusammenarbeit mit dem von ihm geleiteten Komitee die Gedenkveranstaltungen organisieren sollte.

Nach der Wiederauffindung der Akten im sog. "Schrank der Schande" leitete die Staatsanwaltschaft von La Spezia den Prozess gegen die unmittelbaren Täter der Massaker ein und das Gedenkkomitee forderte die Angehörigen der Opfer auf, als Nebenkläger aufzutreten. Die Zusammenarbeit zwischen Valter Cardi, einem Angehörigen der Gefallenen von Creda und dem damaligen Stadtrat der Gemeinde Grizzana Morandi, und den Anwälten der Nebenklage, den Anwälten Giuseppe Giampaolo, Manrico Bonetti und Andrea Speranzoni, ermöglichte es, die ersten hundert Nebenkläger ausfindig zu machen, denen sich in der Folge über zweihundert Angehörige anschlossen. Inzwischen sind es über dreihundert Angehörige. Ihr Auftritt als Zeugen im Prozess von La Spezia – dokumentiert in der von der Kinemathek Bologna herausgegebenen DVD mit dem Titel "LO STATO DI ECCEZIONE", (auf Deutsch "Der Ausnahmezustand", Regie Germano Maccioni) und die Verurteilung der Schuldigen machten es möglich, dass sich die Angehörigen zusammentaten, um ihre Rechte wahrzunehmen und ihr Zeugnis an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben. Aus diesem Grund wurde am 7. April 2007, nur wenige Monate nach dem Urteilsspruch des Militärgerichts La Spezia, in Marzabotto der "ANGEHÖRIGENVEREIN DER OP-FER DER NAZIFASCHISTISCHEN MASSAKER VON 1943-1944 IN MARZABOTTO, GRIZZANA, MONZUNO UND DEN ANGRENZENDEN GEBIETEN" gegründet.

Zu den Zwecken des Vereins gehören zwei unverrückbare Grundanliegen: Erstens leistet er den Zeugen Rechtsschutz und -beistand bei den in der Folgezeit mithilfe der Anwälte der Nebenklage eingeleiteten Prozessen. Zweitens fördert und unterstützt er nach Kräften alle kulturellen Aktivitäten und Initiativen, deren Ziel es ist, der Bewahrung der Wahrheit und des historischen Gedenkens an die Massaker Impulse zu verleihen und für eine diesbezügliche Wissensvermittlung unter den jüngeren Generationen zu sorgen - auch durch die filmische Dokumentation der von den Überlebenden und den Angehörigen der Opfer abgelegten Zeugenaussagen. Dieses Anliegen hat bereits in dem 2008 erschienenen und mit dem nationalen Literaturpreis "R. Fabrizi" der Stadt Osimo ausgezeichneten Buch "I Bambini del "44", das unter dem Titel "Die Kinder von 1944" inzwischen auch in deutscher Übersetzung vorliegt, seinen Niederschlag gefunden. Unsere Vereinigung hat seitdem keinen Augenblick lang ihre Nachforschungen eingestellt, sondern weiter Zeugenberichte gesammelt, sodass nun – dank Anna Rosa Nannettis unermüdlichem Eifer – dieser neue Band präsentiert werden kann, mit dem das historische Gedächtnis der älteren Generation, die diese Ereignisse noch selbst miterlebt hat, an spätere Generationen weitergereicht werden soll. Zusammen mit den Zeugen von Marzabotto haben zahlreiche Freunde, darunter Shlomo Venezia und die ligurische Partisanin und Dichterin Elena Bono, Anna Rosa Nannetti geholfen, den Text durch wertvolle Beiträge zu bereichern.

Wir sind fest davon überzeugt, dass der Angehörigenverein insbesondere für seine Bemühungen um die Wissensvermittlung und um die Bewahrung der Erinnerung an die damaligen Geschehnisse am 7. August 2011 in Caulonia Marina, Provinz Reggio Calabria, von der "Fondazione Angelo Frammartino" mit dem Angelo-Frammartino-Preis, dem vierten in der Geschichte dieser gemeinnützigen Stiftung, ausgezeichnet wurde. Die Preisverleihung erfolgte mit folgender Begründung:

Die gemeinnützige Angelo-Frammartino-Stiftung verleiht dem "Angehörigenverein der Opfer der nazifaschistischen Massaker von 1943-1944 in Marzabotto, Grizzana, Monzuno und den angrenzenden Gebieten" den Angelo-Frammartino-Preis "Pace è…" 2011 für sein Engagement bei der Erziehung der jüngeren Generation zur Liebe von Kultur und Gewaltlosigkeit und zum Kampf gegen Diskriminierung, Rassismus und Gleichgültigkeit, der insbesondere in der Überwindung von Vorurteilen besteht, die der konkreten und bewussten gemeinsamen Nutzung unseres Raums, unserer Zeit und unserer Ressourcen im Weg stehen.

An Anna Rosa Nannetti

Liebe Anna Rosa,

mehr als eine Freundin bist du für mich eine Schwester, weil auch ich so wie du meinen Schmerz in Taten verwandelt habe.

Alle schmerzlichen und begeisternden Erfahrungen, die ich in der Partisanenzeit im 6. Operationsgebiet hier in Ligurien gemacht habe, haben nicht in Tränen und Klagegeschrei geendet, sondern zu Tat und Erneuerung geführt.

Du bist nicht stehengeblieben, um über die Toten zu weinen, sondern hast deinen Schmerz in energisches, teilweise auch juristisches Handeln verwandelt. Wie ich hast auch du dich mit deinen Schriften und Reden ganz dem Zeugnis der Wahrheit, der Gerechtigkeit - kurz - der Freiheit gewidmet, die den Menschen seines Menschseins würdig macht. Denn wer sein Sklavendasein akzeptiert, macht sich selbst zu einer Sache, die misshandelt, gekauft, verkauft und in Krematorien gesteckt werden darf.

Mit den Worten, die in meiner Erzählung "Piccolo Abi"* einer der Jünger Jesu zum alten Abimelech spricht, möchte auch ich dir sagen: "Gott segne dein treues Herz."

Treu deinen Toten, treu deinem Schmerz, treu deiner Empörung.

Der Wahrheit.

Elena Bono

Der vorliegende Text wurde Stefania Venturino am 5. Juli 2011 in Chiavari diktiert.

^{*} Die Erzählung "Piccolo Abi" findet sich in: Elena Bono, *Morte di Adamo*, Emme Edizioni, Mailand.

ZEUGNISSE

Wer sind "Die Kinder von 1944"?

Kinder, die im Leib ihrer Mütter das Wunder des Lebens erfuhren und gemeinsam mit ihnen dasselbe Martyrium erlitten.

Kinder, denen nur wenige Tage, nur wenige Monate lang die Liebe ihrer Familien und der Duft unserer Heimat vergönnt waren.

Kinder, die – kaum waren sie zu Jugendlichen geworden –, ihren Schlächtern in die Augen blickend, ohnmächtig Demütigungen und Gewalt über sich ergehen lassen und schließlich sterben mussten.

Kinder, die die Bombardements, Massaker und Verschleppungen ihrer Angehörigen überlebt haben.

Kinder, die zusammen mit ihren überlebenden Angehörigen von ihren Bauernhöfen und aus ihren Dörfern geflüchtet sind, nachdem ihre Häuser geplündert, ihre Viehställe ausgeraubt und ihre Felder vermint worden waren.

Kinder, die Hunger, Kälte, Krankheiten, lange Fußmärsche und Transporte in überfüllten Militärfahrzeugen aushalten mussten, die Flüsse, Berge und Wälder überwanden, in der Hoffnung, in Flüchtlingslagern, Viehställen, Heuschobern, Häusern oder Kirchen Obdach zu finden.

Kinder, die am Ende des Krieges, als ihre Häuser noch nicht wieder aufgebaut waren und ihre Angehörigen nach bezahlter Arbeit suchten, in ein Internat oder zu Verwandten, Freunden oder gar fremden Personen geschickt wurden, wo sie die schmerzhafte Erfahrung machen mussten, von ihrer Familie getrennt zu sein.

Kinder, die den Triumph des Bösen überlebt haben, weil es Menschen gab, viele Menschen, die sich ihrer mit selbstloser Liebe angenommen haben.

Kinder, die es vermocht haben, auf eine bessere Welt zu hoffen und Tag um Tag für diese zu kämpfen.

CLAUDIO PASELLI erinnert an die Kinder aus QUERCIA.

FRANCO PASELLI, 40 Tage CLAUDIO PASELLI, 2 Jahre ANNA PASELLI, 3 Jahre

Aus meiner Familie wurden am 30. September 1944 zehn Angehörige ermordet. Der Kleinste, Franco, war erst 40 Tage alt. Man warf ihn in die Luft und erschoss ihn. Nach ihm sind auf Veranlassung meines Vaters Ardilio ein Park in Bologna, die "Casa Marzabotto" in Bremen-Vegesack sowie der Kindergarten von Marzabotto benannt worden.

Am 29. September 1944 kam die SS zu einer Durchkämmungsaktion vom Fluss Setta aus hoch nach Quercia. Sie trieb meine Familie aus ihrem Haus und brachte sie zur Martinskirche, in der schon 47 Personen waren, die sich im sicheren Glauben, dass das Gotteshaus sie retten würde, dorthin zum Gebet geflüchtet hatten. Stattdessen zwang man sie aus der Kirche, erschoss sie und verbrannte später ihre Leichen. Weitere sieben Personen wurden auf ihren Bauernhöfen ermordet. Die Erschießung erfolgte am 30. September 1944.

Nur ganz wenigen Menschen gelang die Flucht.

Die einzige Person aus meiner Familie, die sich in der Kirche aufhielt, war Dante Paselli. Er hatte ein Gipsbein und versuchte so gut wie möglich, sich in Sicherheit zu bringen. Er wurde auf der Straße getötet, die von der Kirche zum Friedhof führt. Damals war er 19 Jahre alt, so wie seine Frau Anna Naldi Paselli, die wenige Stunden danach zusammen mit ihrem Sohn Franco den Tod finden sollte.

Ebenfalls mit ihren Kindern starben Lisetta Salvador Paselli und Anna Ventura Paselli, Erstere mit der kleinen Anna, Letztere mit dem kleinen Claudio.

Zusammen mit ihnen starben auch Ester, die Frau des Familienoberhaupts Duilio Paselli, dem die Flucht gelang, und ihre beiden Töchter Fedelia und Malvina.

Die anderen Söhne waren Soldaten: mein Vater Ardilio auf der griechischen Insel Kefalonia, Onkel Antenore in Russland. Onkel Martino war als Kriegsgefangener in Deutschland, wo er im Konzentrationslager als Übersetzer arbeitete. Als er heimkehrte, war sein Elternhaus fast völlig zerstört und zehn Angehörige waren ermordet worden.

Mein Vater, der 1946 nach seinem Einsatz auf Kefalonia und der Kriegsgefangenschaft (erst bei den Deutschen, dann bei Titos Partisanen) nach Hause zurückgekehrt war, bemühte sich, die Erinnerung an die Massaker jener schrecklichen Tage im Jahr 1944 wachzuhalten. Er machte Führungen für Gruppen an der Gedenkstätte von Marzabotto und an den Orten, an denen das Blutbad stattgefunden hatte. Alle Besucher waren ihm willkommen, auch solche, die seine Ansichten nicht teilten.

Die anderen sechs Geschwister reagierten auf dieses Drama mit Schweigen.

Onkel Cesco verlor nach der Ermordung seiner Frau Anna Ventura und seines Sohnes Claudio nie mehr ein Wort über das Massaker.

Ihr Vater Duilio, mein Großvater, und seine sieben Kinder, die das Blutbad überlebten, bauten das Haus in Quercia wieder auf. Aus Protest sammelte er nach dem Massaker alle Heiligenbildchen und religiösen Objekte, schaufelte ein Loch in den Boden und vergrub sie darin. Dann ließ er eine Marmortafel anfertigen, auf der eine junge Frau und ein junger Mann zu sehen sind, die kniend der aufgehenden Sonne entgegenblicken – ein Symbol der Hoffnung.

Die Marmortafel hängt immer noch an der Hauswand. An diese Begebenheit erinnert das Buch "Schweigen über Monte Sole" von Jack Olsen.



…Aus Protest sammelte mein Großvater Duilio nach dem Massaker alle Heiligenbildchen und religiösen Objekte, schaufelte ein Loch in den Boden und vergrub sie darin. Dann ließ er eine Marmortafel anfertigen, auf der eine junge Frau und ein junger Mann zu sehen sind, die kniend der aufgehenden Sonne entgegenblicken – ein Symbol der Hoffnung…

Giovanni Brigotti

Mir ist klar, dass es schwer sein muss, von diesen Geschehnissen zu berichten, besonders für die Menschen, die sie selbst miterlebt haben.

Ich bin zehn Jahre alt und bin der Urenkel von Cesco Paselli. Meinem Vater fällt es bis heute sehr schwer, über seinen Großvater Cesco zu sprechen und über das, was passiert ist, denn alle Hinterbliebenen leiden immer noch fürchterlich an den damaligen Geschehnissen.

Auch Cescos Tochter, meine Oma Bruna, SCHAFFT es vor lauter Schmerz NICHT, darüber zu reden.

Das Einzige, was ich über ihn weiß, ist, dass er den Gedenktag des Massakers immer am Grab seiner Lieben verbrachte und dort Akkordeon spielte. Er war nämlich ein guter und schwermütiger Musiker.

Vor einem Monat haben wir mit unserer Schule den Gedenktag gefeiert.

Da habe ich die wahre Bedeutung dieses Tages verstanden, nämlich dass wir alle an die Gräueltaten des Krieges zurückdenken sollen, damit sie NIE WIEDER geschehen!

FRANCO LEONI LAUTIZI, 5 Jahre und 7 Monate

An jenem 29. September 1944 war ich fünf Jahre und sieben Monate alt. Wir wohnten in Ca' del Piede, nur wenige Kilometer von Marzabotto entfernt, und gehörten zur Pfarrei San Martino. Meine Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten, eine Bauernfamilie, schufteten von früh bis spät, um dem Boden das zum Leben Notwendige abzuringen.

Einige Tage zuvor hatten wir in einer Tuffsteinhöhle in dem von Ca' del Piede talwärts nach Rivabella verlaufenden Graben vor den Bomben Zuflucht gesucht. Den ganzen Tag fiel lästiger Nieselregen. In dem Unterschlupf, wo man aus Angst vor den Bomben und den Deutschen auch aß und schlief, befanden sich außer uns noch andere Familien aus der Umgebung und ein paar Ausgebombte aus Bologna.

Meine Mutter Maria Martina Sassi war schwanger. Da ihre Wehen eingesetzt hatten, beschloss sie, mit meiner Großmutter Amalia Bondioli den Unterschlupf zu verlassen und nach Hause zu gehen, um in einer angemesseneren Umgebung entbinden zu können. Ich schloss mich ihnen an. Zu Hause angekommen, mussten wir jedoch feststellen, dass der Viehstall schon fast völlig abgebrannt war und die Flammen langsam auch auf das Haus übergriffen. Unsere Angst vor dem möglichen Auftauchen der Deutschen war so groß, dass meine Mutter und meine Großmutter beschlossen, nur das Nötigste mitzunehmen und in die Höhle zurückzukehren.

Als wir die Schotterstraße hinuntergingen, eröffnete eine SS-Patrouille vom Weg nach Ca' di Dorino aus, das auf einem Bergsporn lag, das Feuer. Wir versuchten, uns in den Straßengraben zu retten, fanden dort aber keine Deckung. Da sahen wir einen nahe gelegenen Strohhaufen. Er schien uns die einzige Rettungsmöglichkeit zu sein. Oma Amelia wurde in den Kopf getroffen und brach zusammen, bevor sie das Ziel erreichen konnte. Meine Mutter und ich schafften es bis dorthin, doch wurden auch wir getroffen: meine Mutter in den Unterleib und ich in den Rücken und die Hüfte. Ich empfand keinen Schmerz, sondern hatte nur das Gefühl einer großen Hitze im ganzen Körper. Meine Mutter schrie fürchterlich und umklammerte ihren Unterleib – die Schmerzen der Wehen und der Wunde müssen schrecklich gewesen sein -, bis sie nach einer unendlich lang erscheinenden Zeit ihren letzten Atemzug tat. Ich kauerte mich neben sie, bis am Abend im Schutz der Dunkelheit die Leute aus dem Unterschlupf mich holen kamen. Sie hüllten mich in eine Decke und warteten hilflos darauf, dass auch ich sterbe. Aus weiter Ferne vernahm ich die Stimme meines Vaters Armando. der weinend und verzweifelt stammelte, dass ihm sein Leben nichts mehr bedeute. Tatsächlich wurde er am folgenden Tag von der SS gefasst und erschossen. Ein Jahr später fanden wir in einem Graben seine Leiche zusammen mit der eines Freundes.

Am Tag danach kamen die Deutschen und verschleppten uns in Richtung San Martino. Beim Durchqueren der mir vertrauten Orte sah ich die ganze Abscheulichkeit des Krieges, tote Kinder und Frauen in Straßengräben und Dinge, deren Beschreibung mir schwerfällt.

Als es uns nach vielen Widrigkeiten gelungen war, die Front zu überqueren, brachte man mich zur ärztlichen Behandlung zu den Alliierten in San Benedetto Val di Sambro. War schon der Krieg für einen Vollwaisen wie mich das pure Entsetzen gewesen, so entpuppte sich die Zeit danach als wahre Tragödie: Hunger, Prügel und Waisenhäuser, deren Schwestern sich nicht immer wie Töchter Marias verhielten, besonders wenn man keinen Beschützer hatte.

Die Kugel, die schräg in meine Hüfte eingeschlagen hatte und dann in den Bauch bzw. in die Blase eingedrungen war, bereitete mir jahrelang fürchterliche Schmerzen, weil sich niemand darum scherte, dass eine Kugel, die irgendwo einschlägt, aber kein Austrittsloch bildet, offensichtlich noch im Körper stecken muss. Um zu überleben, musste ich schon als Kind reif und erwachsen werden.

Im Frühjahr überquerten wir dann wieder die Grenze und kehrten nach Quercia in ein ziemlich verfallenes Haus zurück, mit meinem Großvater und einer Tante, einer Schwester meines Vaters. Bei ihnen verbrachte ich etwa ein Jahr, stets von der Hand in den Mund lebend; wir aßen, was sich auf dem Land auftreiben ließ: Radicchio, Schnecken, Igel und auch Katzen. Krankheiten wie Krätze, die durch die mangelnde Hygiene bedingt waren, Bronchitis und ein unendlich großer Hunger plagten mich, bis der Pfarrer eingriff und ich in einem Kinderheim landete, falls man das so nennen darf.

Im Waisenhaus, wo ich oft zu meiner Mutter betete, sie möge mich zu sich holen, verbrachte ich fünf Jahre. Ich war so bedrückt, dass ich nichts als den Tod erflehte.

An jedem Besuchssonntag, wenn die Verwandten kamen, stand ich von morgens neun bis nachmittags fünf am Zaun und ließ meinen Blick die Straße entlang schweifen, um zu sehen, ob nicht doch noch jemand zu mir käme. Aber immer vergebens. Dabei hätte mir schon ein vertrautes Gesicht, ja ein Bonbon genügt, um glücklich zu sein.

Nachdem ich die Grundschule beendet und die Zulassungsprüfung zur Mittelschule abgelegt hatte, stellte sich mir eine Dame mittleren Alters (56 Jahre) vor. Sie hieß Pellegrina Lautizi, war klein und hatte eine feine, sanfte Art, auch beim Reden. Sie fragte mich, ob ich bereit sei, zu ihr zu ziehen. Ich antwortete mit der Frage: "Gibt es da auch genug zu essen?" – so groß waren in der Zwischenzeit meine Sorge ums Essen und mein Hunger geworden. Ihre Antwort lautete: "Mehr, als du essen kannst".

Sie nahm mich zu sich nach Ascoli Piceno. Sie war ledig und wohlhabend, besaß ein Haus und Landgüter. Bei ihr bekam ich all das, was ich mir selbst in meiner Phantasie nie erträumt hatte; aus der Hölle war ich in ein wahres Paradies gelangt. Doch bald brach das Schicksal erneut über mich herein: Eine unheilbare Krankheit entriss sie mir nach nur einem Jahr. Sie konnte jedoch noch veranlassen, dass mir die Kugel herausoperiert wurde, die seit Jahren meine Blase peinigte, und, was noch wichtiger war, dass mein jüngster Bruder Pietro und ich selbst durch reguläre Adoption ihren Namen erhielten. Als ich vom Arzt erfuhr, dass es keine Möglichkeit gab, ihr Leben zu verlängern, versuchte ich, mich für ihre Liebe und Zuwendung erkenntlich zu zeigen, indem ich nie von ihrer Seite wich und sie *Mama* nannte. Glücklich über dieses eine, für sie jedoch so bedeutsame Wort, ist sie friedlich entschlafen.

So war ich mit zwölf Jahren wieder Waise.

Ich habe viel zu früh von meinen Eltern Abschied nehmen müssen. Ein Teil von mir ist mit ihnen gestorben. Ihr Tod hat eine Leere in mir hinterlassen, die durch nichts zu füllen ist. Ich will glauben, dass sie mich von dort aus, wo sie jetzt sind, sehen können und mir zulächeln. Sie werden für immer in meinem Herzen wohnen.

LEBT WOHL, MARTINA UND ARMANDO! Wenn euer Opfer dazu gedient hat, eine bessere Welt aufzubauen, bin ich stolz, euer Sohn zu sein.

Ich heiße Claudia Girelli und gehe in Rimini in die 6. Klasse.

Ich habe zusammen mit meiner Oma und meiner Mutter den Film "Ein Mensch kommt in die Welt" gesehen und kann es einfach nicht glauben und fassen, dass solche Dinge wirklich passiert sind, obwohl ich die Geschichte unseres Freundes Franco kenne und meine Großeltern mir von ihren Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg erzählt haben.

Meine Oma kann sich noch an die nächtlichen Razzien erinnern. Sie war damals zwölf und schlief auf der Couch, als die Deutschen mit Gewalt ins Wohnzimmer eindrangen. Sie befingerten ihre Zöpfe, dann deckten sie sie wieder zu und riefen: "Keine Partisanin". Auf den Hügeln der Romagna hat sie selbst miterlebt, wie Häuser niedergebrannt und Menschen umgebracht wurden. Ihrer Meinung nach schildert der Film die Geschichte realistisch. Es sei wirklich so gewesen, auch im romagnolischen Apennin. Leider wurde Franco in ein tragisches Ereignis hineingezogen.

Sein kleiner Bruder konnte nicht gerettet werden. Martina, der Hauptdarstellerin des Films, gelingt es dagegen, ihren kleinen Bruder zu retten. Sie singt ihm ein WIEGEN-LIED und hält ihn im Arm, während sie auf einer Schaukel wippt.

Ich war erstaunt, als ich sie zum ersten Mal sprechen hörte.



…der Viehstall war schon fast völlig abgebrannt und die Flammen griffen langsam auch auf das Haus über… meine Mutter und meine Großmutter beschlossen, nur das Nötigste mitzunehmen und in den Unterschlupf zurückzukehren…

MEINE MUTTER

Schön war meine Mutter, gerade mal 23, an jenem 29. September.

Ihr Gesicht war sanft und heiter, meine Mutter war schön.

Sie hielt mich an der Hand den Weg entlang, der zum Unterschlupf führte.

Sie klagte, sollte sie doch bald ein neues Leben auf die Welt bringen, gestärkt von der Großmutter, die sie auch stützte.

Schön war sie, auch im Schmerz der Wehen.

Das Geknatter der Maschinengewehrsalven erfüllte uns mit Angst und Schrecken; in den Unterleib getroffen, wurde ihr bewusst, dass sie sogleich alles verlieren würde: ihre Hände, die von meinem Blut beschmutzt waren, ihr starrer Blick, der sich in den weit aufgerissenen Augen der Großmutter verlor – sie hielt sich den Unterleib, versuchte, mich an ihren Körper zu pressen, um mich vor den Kugeln zu schützen, wie eine Henne, die ihre Küken unter den Flügeln schützt.

Ihre Schreie der Verzweiflung und des Schmerzes waren nahezu unmenschlich, doch selbst in diesem Moment hat sie mich zärtlich liebkost.

Sie war so sanft, meine Mutter.

Wenn es jemanden im Himmel gibt, darf er nicht übersehen, was auf der Erde los ist.

Meine Mutter war noch ein Mädchen.

Ein Albtraum, der mich durch mein Leben verfolgt, doch sehe ich darin auch immer wieder das sanfte Lächeln meiner Mutter.

Sie war wirklich schön, meine Mutter.

Franco Leoni

ANGELO BACCOLINI, 4 Jahre

Ich wohnte in Casa Simoni, einem Ortsteil von Vergato. Lange Zeit habe ich all das, was ich damals erlebt habe, verdrängt – unterstützt von meiner Mutter, die verhindern wollte, dass meine Schwester und ich von dem, was wir in der Kriegszeit gesehen und erlebt hatten, belastet wurden. Sie sagte uns immer, dass wir nicht nach dem Grund dessen suchen sollen, was geschehen war und was wir erlitten hatten, weil keiner darauf eine bessere Antwort wisse, als dass eben Krieg gewesen sei. Die Schuldigen würden wir doch nie finden; Kriege gehörten einfach nur verdammt.

Alle meine Erinnerungen wurden beim Prozess von La Spezia wieder wach. Bei der Vernehmung kehrten die Bilder, Stimmen und Erinnerungen an diese traurige Zeit in mein Bewusstsein zurück. Das war schmerzvoll. Ich erinnerte mich an Floriana, meine Schwester, die damals sechs Jahre alt war, und an meine Mutter Ida Falconi und konnte teilweise den Grund für ihr Verhalten verstehen, das unser Leben so radikal verändert hat.

Die Geschichte, die meine Mutter erzählte, war folgende: In jener Zeit stahlen die Deutschen und die Leute aus dem Ort Vieh. Deshalb beschloss meine Familie, einen geschützten Ort für die Tiere zu suchen. Wir besaßen mehrere Landgüter, die mein Onkel Calisto verwaltete. Ruffillo, mein anderer Onkel, arbeitete bei der Finanzpolizei und mein Vater Federico Giuseppe bei der Eisenbahn.

Meine Mutter stammte aus Monteacuto Ragazza. Nach ihrer Hochzeit im Jahre 1937 kam sie nach Casa Simoni, und 1938 kam meine Schwester Floriana zur Welt, über deren Geburt man sich nicht freute, weil sie ein Mädchen war und als solches nicht für den Fortbestand unseres Namens sorgen konnte. Meine Mutter nahm auch das hin, um in Frieden leben zu können, stets auf sich allein gestellt, denn mein Vater war im Krieg in Libyen. Im Oktober 1940 gelang es meinem Vater, zu meiner Geburt heimzukehren. Danach wurde er wegen Herzproblemen ausgemustert. Er wurde ins Krankenhaus nach Ravenna überwiesen. Als er zurückkam, nahm er seine Arbeit bei der Eisenbahn wieder auf. Aber er war nicht mehr derselbe Mensch: "Überall sah er nur Tote", sagte immer meine Mutter.

Die drei Brüder arbeiteten an jenem 29. September in einer Steinhalde an der Fertigstellung eines Schutzortes für das Vieh, um unsere eigenen Tiere wie auch die anderer Gehöfte zu verstecken, weil wir immer wieder von Deutschen und Einheimischen beraubt wurden. Angesichts der schlechten Zeiten, die uns bevorstanden, versuchte Onkel Calisto, das Vieh irgendwie zu retten, um es dann wieder zu verkaufen und damit etwas zu verdienen. Da kam die SS und verlangte ihre Ausweise. Mein Vater hatte seinen Eisenbahnerausweis, Ruffillo den der Finanzpolizei, doch Onkel Calisto hatte keine Papiere bei sich. So befahl man ihm, sie schleunigst herbeizuholen, sonst würden seine Brüder erschossen.

Ich erinnere mich sehr gut an diesen Tag. Mein Onkel kam schreiend durch die Obstplantage angerannt: "Gebt mir meine Papiere, sonst bringen sie meine Brüder um." Da fing auch meine Mutter an zu schreien, während Tante Egidia sich an ihn klammerte und ihn beschwor, nicht zu gehen. Derweil lag Oma Baccolini im Krankenhaus im Sterben.

Die drei Brüder wurden in den Pferdestall von Pioppe di Salvaro, ein großes Gebäude gegenüber der Dorfkirche, gebracht. Meine Mutter folgte ihnen eine Weile, erhielt dann aber den Rat, nach Hause zurückzugehen, weil die Verhafteten entweder nach Bologna kämen oder nach Deutschland deportiert würden. Am Abend desselben Tages begab sie sich mit einer Tasche voller Lebensmittel in Begleitung von Tante Egidia zur Stallung.

Die Wachposten ließen sie nicht in das Gebäude hinein, sodass sie zu schreien begann und die Tasche durch den Türspalt schob.

Durch ein kleines Fenster des Pferdestalls gelang es ihr, kurz mit Onkel Calisto zu sprechen, der ihr sagte, er müsse mit ihr unter vier Augen reden. Er würde sie am folgenden Tag erwarten, um ihr Anweisungen zu erteilen für den Fall, dass sie nach Bologna oder Deutschland geschickt würden.

Am nächsten Morgen erschien meine Mutter mit der üblichen Tasche voller Essen, um mit Calisto zu sprechen. Da sie jedoch nicht allein war, wollte ihr mein Onkel nichts sagen. Sie verabschiedeten sich mit diesen Worten: "Morgen werden wir uns vielleicht zu Hause wiedersehen."

Meine Mutter kam also wieder nach Hause. Sehr viele Leute wussten Bescheid, was gerade vor sich ging. Deshalb sperrte man uns Kinder mit ein paar Spielsachen ins Schlafzimmer und befahl uns, dort zu bleiben.

Mein Vater und meine Onkel wurden am Abend des 1. Oktober an der "Botte di Pioppe", dem Staubecken der Hanfspinnerei, von einem Erschießungskommando hingerichtet.

Am Morgen des 2. Oktober – wir Kinder spielten gerade auf der Tenne – kam eine Frau schreiend angerannt. Sie raufte sich die Haare und rief im Dialekt: "Sie haben sie alle umgebracht – sie haben sie alle umgebracht!"

Meine Mutter lief ihr zuerst ungläubig hinterher, dann eilte sie mit Tante Egidia nach Pioppe di Salvaro, während sich die Leute aus dem Dorf um die Frau kümmerten, die unentwegt wiederholte: "SIE HABEN ALLE MÄNNER UMGEBRACHT".

Aus Angst, dass ich auch gefasst würde, nahm mich meine Schwester an der Hand und brachte mich in den Wald, um mich dort zu verstecken.

Als meine Mutter nach Hause zurückkam und uns nicht fand, fing sie an, uns überall zu suchen und folgte dabei den Hinweisen von Leuten, die unsere Stimmen im Wald gehört hatten.

Sie fand uns, obwohl meine Schwester mir immer wieder sagte, ich solle nicht auf ihre Rufe antworten, weil es ja sein könne, dass sie von den Deutschen, die alle Männer töten wollten, gezwungen wurde, uns zu rufen. Sie fand uns zusammengekauert im hohlen Stamm eines Kastanienbaums. Sie hatte blutunterlaufene Augen und Schaum vor dem Mund; sie sah überhaupt nicht aus wie meine Mutter. Vor Angst machte ich mir in die Hose.

Dann kehrten wir nach Hause zurück. Nachdem sie meine Schwester ausgeschimpft hatte, vertraute meine Mutter uns der Obhut meiner Tanten Angiolina und Annunziata an und bat diese aufzupassen, dass wir nicht wieder wegliefen. Daraufhin machte sie sich auf den Weg zur Kirche von Pioppe di Salvaro, wo sie eine Leiter holte, und lief dann mit dem Küster zur "BOTTE", um die Leichen zu bergen. Sie sah sofort meinen Vater. Er lag auf den anderen, in der Nähe eines der ermordeten Priester, neben ihm Calisto mit zerborstenem Unterleib und auf der anderen Seite der ebenfalls von Handgranaten durchlöcherte Ruffillo. Sie bat einen der SS-Männer, die Leichen mitnehmen zu dürfen, um ihnen ein würdiges Begräbnis zu bereiten. Der Kommandant erklärte, die Leichen hätten als abschreckendes Beispiel für die Bevölkerung liegen zu bleiben. Viele Tage später sollten die 44 Leichen schließlich im Fluss Reno enden, der zu jener Zeit Hochwasser führte und jede Spur unserer Lieben für immer auslöschte. Unzu-

frieden mit der Antwort, ging meine Mutter zum SS-Kommando in Sperticano oder Capriglia (ich erinnere mich nicht genau). Der Befehlshaber lehnte aber eine Bergung der Toten entschieden ab. Neben ihm saß ein Typ in deutscher Uniform, der sehr gut Italienisch konnte, weil er Muttersprachler wie wir war. Seine Antwort lautete: "Raus oder kaputt!¹ Reiß dich am Riemen und verschwinde, zu Hause hast du zwei Kinder." Da zog sich meine Mutter einen Schuh aus und schlug mit dessen Korkabsatz auf ihn ein. Daraufhin wurde sie mit Fausthieben, Ohrfeigen und einem Gummischlauch traktiert.

Einige Jahre nach Kriegsende erkannte meine Mutter den Mann auf einer Hochzeitsfeier in Idice wieder und sah, dass seine Frau ein himmelblaues Kostüm trug, genau wie jenes, das sie selbst bei ihrer Hochzeit mit meinem Vater angehabt hatte. Sie fragte die Frau, wer es angefertigt habe, und diese antwortete: eine Schneiderin aus Vergato. Da begriff meine Mutter, dass es vielleicht dieselben Leute waren, die uns unser gesamtes Hab und Gut geraubt hatten. In den Tagen nach dem Blutbad rief sie der *Podestà*, der örtliche Repräsentant der Regierung, aus Vergato an und teilte ihr mit, dass man im Schilderhaus des Bahnhofs von Pioppe einen Toten gefunden habe. Dieser sei zwar bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, doch habe man bemerkt, dass einige Zähne mit einer Blechkapsel überzogen seien und er einen Ring am Finger trage. Als meine Mutter nach Vergato ging, um mitzuteilen, dass es sich nicht um ihren Mann handelte, wurde ihr erwidert: "Es ist bequem, seinen toten Ehemann nicht zu identifizieren." Später erfuhr man, dass es sich um einen Mann handelte, der in Carviano wohnte.

Wir blieben noch einige Tage auf unserem Hof, um den Hausrat zu verstecken. Dann wurden wir zum Aufbruch gezwungen, weil die Deutschen im Haupthaus eine Kommandostelle einrichten wollten. Sie befahlen uns, den Fluss zu übergueren und in Richtung Savigno zu laufen, doch die Älteren wollten in Richtung Grizzana gehen, wo bereits die Alliierten angekommen waren. Wir taten so, als gingen wir zu einem unserer Landgüter in Campedello, oberhalb von Tabina, überguerten dann aber, wir Kinder auf den Schultern der Männer, bei Carbona den Fluss, der immer noch Hochwasser führte. Schließlich legten wir bei einem Viehstall eine Pause ein. Nach kurzer Zeit bemerkten wir, dass Deutsche darin schliefen. Unsere Männer wollten sich trotz der nächtlichen Stunde auf die Berge vorwagen. Aber die Deutschen bemerkten uns und boten uns an zu bleiben, da sie selbst am frühen Morgen weiterziehen müssten. So gelangten wir nach Stanco di Grizzana und dann zu meinem Großvater nach Monteacuto Ragazza. Die Gruppe bestand aus etwa zwanzig Kindern und Erwachsenen. Tante Albertina bemerkte, dass es Ida, ihrer dreieinhalbjährigen Tochter, sehr schlecht ging. Man riet ihr, zu Fuß nach Florenz zu gehen, wo sie das kleine Mädchen ins Krankenhaus brachte. Ihren zweijährigen Sohn Tullio ließ sie bei uns.

Leider waren meinem Großvater in der Zwischenzeit sämtliche Lebensmittelvorräte geraubt worden, die er dank der Mithilfe eines seiner Schwiegersöhne von Partisanen erhalten hatte. Da er so viele Menschen nicht sattmachen konnte, forderte er uns auf, nach Stanco umzukehren, wo wir Verwandte hatten. Wer konnte, zog also wieder los.

Nach der Befreiung beschloss meine Mutter, nach Hause zurückzukehren. In Carviano erzählte uns eine Überlebende, dass unser Haus zerstört worden war, und als wir es erreichten, stand tatsächlich nur noch ein Zimmer, das der Großmutter. Unverzüglich machte sich meine Mutter an den Wiederaufbau. Die Gemeinde Vergato

¹Anmerkung des Übersetzers: "Raus oder kaputt" steht auch im Originaltext auf Deutsch. Die beiden Ausdrücke werden seit der Kriegszeit manchmal auf ironisch-sarkastische Weise verwendet, wobei nur "raus" seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt: "kaputt" wird dagegen im Sinne von "tot" verwendet.

überließ ihr eine Mauleselin: Mit einem Karren brachte sie Brennholz zum Verkauf nach Bologna und zog dann mit ihren Einnahmen bis nach Corticella weiter, wo sich eine Ziegelei befand. Ein Mitarbeiter half ihr, die Ziegelsteine auf den Karren zu laden, die sie dann nach Hause fuhr, um damit die zerbombten und eingestürzten Mauern wieder aufzubauen.

Eines Tages begleitete ich sie nach Bologna. Auf dem Rückweg, erinnere ich mich, war es schon fast dunkel. Meine Mutter rief uns ins Gedächtnis, dass die Zeit zwischen "Licht und Finsternis", also die Dämmerung, die Stunde des Ave Maria war. Wir hatten gerade Camugnone hinter uns gelassen, als wir ein Wehklagen hörten, das aus dem Wald kam. Ein junger Mann, der nach Kupferdraht suchte, der beim Kanonenbeschuss von den Beleuchtungsmasten gefallen war, hatte sich bei einer Minenexplosion schwer an einem Bein verletzt. Er war 18, kam aus Prunarolo und war auf eine Mine getreten.

Meine Mutter ließ mich auf dem Karren und bat mich, mit ihm zu sprechen, nachdem sie ihn aufgefordert hatte, sein Hemd zu zerreißen und sich damit die blutende Wunde zu verbinden. Sie lief schnell nach Camugnone zurück, um den Leuten Bescheid zu geben, die sie draußen vor der Wirtschaft hatte sitzen sehen und die sofort zum Unglücksort eilten. Doch bei ihrer Ankunft antwortete der junge Mann nicht mehr. Er war tot.

Ich erinnere mich, dass meine Mutter mit Tante Angiolinas Hilfe Weizen unter der Erde versteckt hatte. Eines Tages grub sie ihn wieder aus, um ihn zum Mahlen in die Mühle von Calvenzano zu bringen. Ich wollte unbedingt auch mitkommen und veranstaltete ein riesiges Theater. Man riet ihr aber davon ab, mich mitzunehmen, weil der Reno Hochwasser hatte und der Schiffer, der den Fährverkehr zwischen den beiden Ufern betrieb, seine Arbeit eingestellt hatte. Dickköpfig wie immer ließ mich meine Mutter bei den Serinis und versuchte, den Fluss zu überqueren, aber die Mauleselin bekam Angst und der Karren kippte um. Man fand sie unterhalb von Calvenzano an einen Stein geklammert, brachte sie auf einem Wägelchen nach Hause und legte sie an der Hauswand in die Sonne. Dann kamen der Arzt und der Priester, der ihr die Krankensalbung erteilte. Sie hatte überall Schwellungen, spuckte Wasser und war ganz blau im Gesicht. Man konnte sie kaum wiedererkennen, so verquollen wie sie war. Aber meine Mutter hat es überlebt.

Wir Kinder verbrachten unsere Tage spielend und streitend, in unserem Alter hatten wir ja noch keine Verantwortung. Nur abends war es nicht schön. Meine Mutter legte mir Spiele hin und verlangte von mir, wach zu bleiben, bis sie nach ihrem allnächtlichen "caicatrapel" in Ruhe schlafen konnte. Ich habe nie verstanden, was das bedeuten sollte. Gewiss ist, dass sie von einer Katze sprach, die sich ihr auf den Bauch legte und ihr die Luft abschnitt. So band sie ihren Arm an meinen: Ihre Bewegungen schüttelten mich und die Katze verschwand. Sie aber saß verschwitzt und schwer atmend im Bett. Seitdem habe ich immer Angst vor der Dunkelheit. Noch heute brauche ich nachts ein wenig Licht und schlafe mit geöffneten Fensterläden.

Erst als ich mit sechzehn Jahren allein nach Bologna zog, fing ich an, das Licht auszumachen, allerdings ließ ich die Läden in der ganzen Wohnung weit geöffnet, damit mir die Lichter der Stadt Gesellschaft leisteten.

Nach dem Abschied von Casa Simoni hatte meine Mutter keine Albträume mehr. Wir zogen zunächst nach Bologna und dann nach Sasso Marconi. Sie heiratete wieder, und ich bekam einen neuen Vater namens Luciano.

Wir sind nie wieder nach Casa Simoni zurückgekehrt. Die Porrettana, die Land-

straße, die dorthin führt, macht mir noch heute Angst und weckt in mir die traurigen Erinnerungen meiner Kindheit, die ich einfach nicht vergessen kann.

Meine Mutter ist mit einem merkwürdigen Satz auf den Lippen von uns gegangen, der mich noch heute nachdenklich stimmt:

"ICH GEH DEINEN VATER BESUCHEN. WER WEISS, OB ER MICH WIEDERER-KENNT."

Mein Vater war 31, meine Mutter 28, als all dies geschah.



…Ich wohnte in Casa Simoni, einem Ortsteil von Vergato… Nach den Tagen des Massakers blieben wir noch einige Tage zu Hause. Dann wurden wir zum Aufbruch gezwungen, weil die Deutschen im großen Haus eine Kommandostelle einrichten wollten…

GIAN DOMENICO (GIANNI) PASINI, 4 Jahre

Mein Vater Giacomo, meine Mutter Ebe Peri und ich lebten in Bologna. Wegen der ständigen Bombardierungen beschlossen wir, aus der Stadt zu flüchten und nach Casalino zu gehen, einem Gehöft zwischen Calvenzano und Pioppe di Salvaro. Dort wurden wir von Verwandten aufgenommen, den Venturis, die uns in einer kleinen Kirche neben dem Gehöft unterbrachten. Wir waren zu viert: mein Vater, meine Mutter, meine Oma Adalgisa Venturi und ich. Es gab dort auch eine deutsche Kommandostelle. Da meine Oma wunde Fußsohlen hatte, gab ihr der Assistenzarzt im Dienstgrad eines Leutnants eine Heilsalbe.

Am 29. September kam die SS, zusammen mit ein paar Schwarzhemden. Sie nahmen alle Männer fest und schickten uns weg in die Berge.

Mein Vater wurde wie alle anderen Männer in den Pferdestall von Pioppe gegenüber der Dorfkirche gebracht und dort gefangen gehalten. In den nächsten Tagen erfolgte eine Selektion: Einige wurden für die Arbeit in deutschen Arbeitslagern als tauglich erklärt, andere als untauglich.

Die arbeitstauglichen Männer wurden in der Dorfkirche eingeschlossen. Nach ein paar Tagen wurden sie zum Bahnhof von Pioppe verfrachtet und in einem Güterzug zusammengepfercht. Zuerst brachte man sie zur Roten Kaserne in Bologna und dann wurden sie nach Deutschland deportiert. Die arbeitsuntauglichen Männer, wie mein Vater, wurden an der "Botte" von Pioppe erschossen. Das geschah am 1. Oktober gegen sechs Uhr abends: Die Männer mussten den Stall verlassen und wurden durch das Dorf zu einem großen, in jenen Tagen leeren Staubecken getrieben, das wir "Botte" nannten. Nachdem man ihnen alle persönlichen Gegenstände abgenommen hatte, wurden sie der Reihe nach auf einen Steg geschickt, der zur Umfassungsmauer führte. Daraufhin eröffneten die bereits auf dem Bahndamm postierten Maschinengewehrschützen das Feuer auf sie. Die Männer fielen einer nach dem anderen auf den matschigen Boden des Staubeckens. Nach etwa zehn Tagen wurden die "Schleusen" wieder geöffnet: Das Wasser riss alle Leichen mit sich in den Reno. Es gab nur drei Überlebende und zwei von ihnen, Gioacchino Piretti und Aldo Ansaloni, sind Zeugen des Todes meines Vaters gewesen. Was mich heute noch wundert, ist, dass mein Vater, der für untauglich befunden wurde, eigentlich ein starker Mann war. Ich erinnere mich noch, dass er einmal mit dem Rad von Bologna nach Venedig gefahren war. Andererseits arbeitete er im Bahnhofsrestaurant und war deshalb sicher nicht ganz so kräftig wie die jungen Bauern.

Ich erinnere mich, dass in Casalino, dem Sitz des deutschen Kommandos, eines Tages deutsche Soldaten uns alle, Frauen und Kinder, an eine Wand stellten und die Maschinengewehre auf uns anlegten, bis dann im letzten Moment der Assistenzarzt erschien und sie mit Tritten in den Hintern wegjagte, sodass niemand getötet wurde.

Wenn ich heute an die damaligen Geschehnisse zurückdenke, begreife ich immer noch nicht, wie so etwas passieren konnte.

Am Tag der Durchkämmungsaktion hielt mich mein Vater im Arm. Bei seiner Gefangennahme reichte er mich meiner Mutter, die neben meiner Oma mütterlicherseits stand, und sagte ihnen: "Passt gut auf Gianni auf (so lautete mein Rufname), versprecht es mir, denn ich muss euch verlassen." Lange Zeit erfuhren wir nichts über ihn, weil wir über die Berge nach Bazzano flüchteten. Es war kalt und regnete ohne Unterbrechung. Unsere Flucht dauerte etwa einen Monat. Wir übernachteten in zerfallenen Häusern und einer Grotte. Wir aßen Wurzeln und das, was sich im Oktober der Straße entlang

finden ließ. Vor Bazzano las uns ein Mannschaftswagen der Wehrmacht auf und nahm uns ein Stück mit. Der Fahrer hielt an jeder Wirtschaft, um Wein zu trinken. Im Wagen befanden sich ein oder zwei Gestapoleute, die zwei Partisanen gefangen hielten. In Bazzano ließ man uns wieder frei. Eine Frau sah uns vom Fenster aus und lud uns ein, in einer Schule Quartier zu nehmen. Dort schliefen wir eine Nacht und fuhren dann mit Behelfsfahrzeugen nach Bologna weiter. Unser leer stehendes Haus war inzwischen von anderen Leuten besetzt worden, wie das damals üblich war. Vorübergehend wurden wir etwa ein Jahr lang in einem städtischen Haus in der Via Galliera untergebracht. Keiner von uns hatte zwischenzeitlich in Erfahrung bringen können, was an der "Botte" geschehen war. Ich habe immer gehofft, dass mein Vater nach Deutschland verschleppt worden war und eines Tages nach Hause zurückkehren würde. In der Zeitung *Il Resto del Carlino* hieß es in einer Meldung: "Tendenziösen Gerüchten zufolge soll die SS in Marzabotto mit Hilfe der Schwarzhemden zahlreiche Personen getötet haben. Wir können das jedoch dementieren. Das sind alles Lügen."

Als wir die Wahrheit erfuhren, fragte ich mich, wieso wir Frauen und Kinder mit dem Leben davongekommen sind. Vielleicht haben wir das ja dem Sanitätsleutnant zu verdanken.

Es waren unsere Verwandten, die uns dann erzählten, was alles geschehen war. Viele Jahre lang verbrachte ich meinen Sommerurlaub in Le Piane, einem Haus unterhalb von Casalino unweit der Landstraße, die nach Porretta führt. Dort wohnte Ersilia, die Schwester meiner Großmutter.

Ich hatte vier Cousins. Wenn ich sie mit ihren Vätern zusammen sah, dachte ich immer an meinen Papa, den ich nicht mehr hatte.

Als wir wieder in Bologna waren, hat meine Mutter eine Stelle bei der Firma Timo bekommen, der späteren Sip und schließlich Telecom. Sie hat mir eine Ausbildung ermöglicht. Ich habe die Mittelschule besucht, das Gymnasium, dann habe ich angefangen, bei der Post zu arbeiten, und am Ende habe ich, indem ich samstags und sonntags lernte, ein Studium abgeschlossen. Der Hochschulabschluss war mir nützlich, um an öffentlichen Auswahlverfahren teilzunehmen und meine Karriere zu verbessern. Meine Mutter ist mit 55 Jahren einem Tumor erlegen.

Nachdem ich eine Arbeit gefunden hatte, habe ich Gabriella, eine Frau aus Bologna, geheiratet. Wir haben zwei Töchter, Micaela und Maddalena, und zwei Enkelinnen: Sara ist ein Jahr alt und Alice ist gerade zur Welt gekommen.

Voci inconsistenti

Le solite voci incontrollate, prodotto tipico di galoppanti fantasie in tempo di guerra, assicuravano fino a ieri che nel corso di una operazione di polizia contro una banda di fuori-legge, ben centocinquanta fra donne, vecchi e bambini erano stati fucilati da truppe germaniche di rastrellamento nel comune di Marzabotto.

Siamo in grado di smentire queste macabre voci e il fatto da esse propalato. Alla smentita ufficiale si aggiunge la constatazione compiuta durante un apposito sopraluogo. E' vero che nella zona di Marzabotto è stata eseguita una operazione di polizia contro un nucleo di ribelli il quale ha subito forti perdite anche nelle persone di pericolosi capibanda, ma fortunatamente non è affatto vero che il rastrellamento abbia prodotto la decimazione e il sacrificio nientemeno che di centocinquanta elementi ci-

Siamo, dunque, di fronte a una nuova manovra dei soliti incoscienti destinata a cadere nel ridicolo, perchè chiunque avesse voluto interpellare un qualsiasi onesto abitante di Marzabotto o, quanto meno, qualche persona reduce da quei luoghi, avrebbe appreso l'autentica versione dei fatti.

(******************

Haltlose Gerüchte

Die üblichen Gerüchte, ein typisches Produkt von sich schnell verbreitenden Phantasien in Kriegszeiten, versicherten bis gestern, dass im Laufe einer Polizeioperation gegen eine gesetzlose Bande gut 150 Frauen, ältere Menschen und Kinder von deutschen Razzia-Truppen in der Gemeinde von Marzabotto erschossen worden seien.

Wir sind in der Lage, dieses grauenvolle Gerede, das in Umlauf gebracht wurde, zu dementieren. Dem offiziellen Dementi ist hinzuzufügen, was während einer Besichtigung vor Ort festgestellt werden konnte. Es ist wahr, dass eine Polizeioperation gegen eine Rebellengruppe in der Gegend von Marzabotto stattfand, bei der diese erhebliche Verluste hinnehmen musste, auch an gefährlichen Bandenanführern. Aber glücklicherweise ist es überhaupt nicht wahr, dass die Durchkämmung die Dezimierung und den Tod von nicht weniger als 150 Zivilisten verursacht hat.

Es handelt sich also zum wiederholten Male um ein leichtsinniges Lügenmanöver, das dazu bestimmt ist, belächelt zu werden, da jeder, der gewollt hätte, irgendeinen ehrlichen Einwohner von Marzabotto oder zumindest eine Person, die von diesen Orten zurückgekehrt ist, zu Rate hätte ziehen können und so die Wahrheit über diese Begebenheiten in Erfahrung gebracht hätte.

...Keiner von uns hatte zwischenzeitlich in Erfahrung bringen können, was an der "Botte" geschehen war... In der Zeitung "Il Resto del Carlino" vom 11. Oktober 1944 hieß es, dass die Gerüchte über Marzabotto allesamt Lügen seien...

PAOLINA BETTI, 4 Jahre

Ich wohnte in Monte San Pietro. Immer wenn wir in der Zeit vor dem Massaker von unserer Haustür aus sahen, dass direkt vor uns auf einer Straße, die über den Monte Vignola führte, eine Kolonne von Deutschen erschien, flüchteten wir in den beim Haus gelegenen Wald, wo mich mein Vater unter den aus dem Boden herausragenden Wurzeln eines großen Baumes versteckte und mir sagte, ich solle still sein.

5. August. Ich war vier, meine Schwester Silvana zwei und seit wenigen Tagen war auch meine Schwester Marisanna auf der Welt. Seit ihrer Geburt am 27. Juli hütete meine Mutter mit meiner jüngsten Schwester das Bett, und um sie nicht allein zu lassen, blieb mein Vater im Haus, als ihm die anderen Männer sagten, dass die SS im Anmarsch sei. In den wenigen Minuten, in denen die Männer darüber nachdachten, wohin sie flüchten sollten, traf die SS ein und nahm alle gefangen: Männer, Frauen und andere Leute entlang der Straße. Mein Vater Francesco war 29, sein Bruder Armando 38. Die SS kam auf ein Landgut, wo es keine Männer gab, nur einen 82-jährigen Greis, den sie gefangen nahm, und dann auch alle Frauen und Kinder. Wo die SS vorbeikam, holte sie die Menschen aus den Häusern. In einer langen Schlange gingen wir alle in Richtung Cà del Bue. Auf der Straße, von der aus man die Dächer von Cà del Bue sah, ließen sie uns anhalten.

Wir standen alle unter der Bewachung der SS, die nach kurzer Zeit begann, die Männer abzuführen, zuerst meinen Vater, dann den Greis, insgesamt sechs Männer. Bevor er weggebracht wurde, umarmte mein Vater uns, er hielt Marisanna, die Kleinste, im Arm, reichte sie dann meiner Mutter und sagte uns: "Vielleicht werden wir uns nicht wiedersehen." Wir zogen dann in Richtung Ca del Bue weiter. Ein Teil von uns, etwa 50 Personen, blieb auf der Straße, während die Männer in den Hof des Landguts geführt wurden. Man sah schon die Flammen hochschlagen, vielleicht brannte der Stall, und es waren Schüsse zu hören. Mein kleiner Cousin, der neben mir stand, sagte: "Siehst du deinen Papa, er ist dort, siehst du ihn?" Aber ich sah ihn nicht. Das Haus stand in Flammen, doch mein Vater, der es gut kannte, war in das Haus hineingerannt und durch das Fenster auf der Rückseite wieder hinausgeklettert. Dann rannte er über das Feld davon. Drei Meter vor dem Steilhang, über den er sich hätte retten können, wurde er getroffen. Von den anderen Männern sah ich noch den Greis. Er hatte sich an einen Deutschen geklammert und als er sah, dass sie sie in einer Reihe aufstellten, um sie zu erschießen, ließ er ihn nicht los. Die Soldaten schlugen mehrfach mit dem Gewehrschaft auf ihn ein und schossen dann auf ihn, um ihm den Rest zu geben. Ich habe fünf Leichen auf dem Boden liegen sehen. Die Deutschen kamen zu uns hoch und führten sechs Frauen ab, weil ihnen sechs Männer als Antwort auf die Ermordung eines SS-Mannes am Vortag nicht genügten. Unter den Frauen war auch meine Mutter, und wir drei Mädchen wurden unter den Schreien aller von anderen Frauen an die Hand und in den Arm genommen. Als die Abgeführten schon in den Hof des Cà del Bue gebracht worden waren und dort zur Erschießung bereitstanden, sahen wir einen Mann von Medelana herkommen. Er kam geritten. Er sprach mit den Deutschen, und dann wurden alle Frauen freigelassen. Dieser Mann war der Pfarrer von Sperticano, Don Giovanni Fornasini. Dann kam er zu uns und sagte: "Ihr Ärmsten, ich bin erst jetzt gekommen, weil ich zu spät von dieser Vergeltungsaktion erfahren habe. Wenn ich es früher erfahren hätte, hätte ich auch eure Männer gerettet."

Don Fornasini half uns auch später noch, als wir aus unseren Häusern gejagt worden waren. Er brachte uns Taschen mit Kleidern. Das erste Päckchen mit Unterwäsche

war für uns Mädchen, denn uns fehlte sogar diese.

Wir sind dann unter der Aufsicht der Soldaten nach Montasico weitergezogen.

Dort führten sie uns unter das Vordach eines Bauernhofes, neben dem ein Misthaufen stand. Wenig später befahl ein Soldat: "Die mit den drei kleinen Mädchen, vortreten." Meine Mutter trat mit uns dreien vor, und als wir an der Ecke des Hauses ankamen, feuerten die SS-Leute ein paar Schüsse in die Luft ab, um alle anderen, die zu schreien begannen, einzuschüchtern: "O Gott, sie haben sie alle umgebracht." Stattdessen schickten sie uns auf den Misthaufen. Einer der wachhabenden Soldaten warf uns eine Kiste zu und gab uns zu verstehen, dass wir uns daraufsetzen sollen. Ein anderer SS-Mann kam ab und zu vorbei und sagte in gebrochenem Italienisch: "Wenn es zehn sind, kaputt!"

Dann haben sie uns in einen leeren Stand des Kuhstalls gesperrt. Wir zählten alle Ankömmlinge, während die SS-Leute wiederholten: "Zehn, dann kaputt!" Als die Zehnte kam, brachten sie uns in die Scheune, wo wir drei Tage blieben.

Zwei Tage später schaute die Schwester meiner Mutter, die nicht weit entfernt wohnte, durch den Fensterladen und entdeckte, dass auch wir in der Scheune waren. Da ging meine Tante zur Kommandantur und erhielt die Erlaubnis, uns eine Tasse Milchkaffee zu bringen.

"DIESE TASSE MILCHKAFFEE WERDE ICH NIE VERGESSEN."

Von Montasico aus wurden wir in der Gegend von Savigno in einem Haus in Sancerel einquartiert, in das uns die Großmutter folgte. Kurz darauf begannen die Bombardements. Der Hausherr riet uns, in den Stall zu flüchten, weil der sicherer wäre. Wir waren im oberen Teil des Tales und sahen an seinem unteren Ende Stämme liegen, die – vielleicht war es ja ein Bubenstreich – so angeordnet waren, dass sie wie viele kleine Kanonen aussahen. Deshalb warfen die SS-Leute oft Handgranaten.

Eines Tages traf eine Bombe den Stall. Wir flüchteten in einen Keller, während draußen eine Wolke aus Stroh und allem Möglichen in der Luft schwebte. Marisanna, die Jüngste, starb kurz danach vor Angst und Kälte. Sie war sechs Monate alt.

Wir verließen dann den Keller. Nach einem Stück Wegs gelangten wir zu einem großen Landhaus, das ich sehr schön fand. Sein Hof war mit einer grünen Hecke umzäunt und unter dem Haus befand sich ein Bunker, wo wir uns in Sicherheit brachten. Wir waren eine sehr große Gruppe, viele Frauen mit Kindern und alte Frauen. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einen Laib Brot und eine Flasche Anis eingepackt hatte, bevor wir unser Haus verließen. Als es dunkel war, sagte sie uns, wir sollten einen bisschen an die frische Luft gehen. Kaum waren wir aus dem Bunker, gab sie uns eine Scheibe Brot und einen Schluck Anis. Die anderen durften das nicht sehen, weil das Brot nur für uns Mädchen war, nicht mal für sie selbst. Niemand kam aus dem Bunker. Nur die Leute, denen es gelungen war, ein wenig Essen von zu Hause mitzunehmen, aßen etwas.

Dieses Landhaus, Sitz des deutschen Kommandos, wurde dann zum Sitz des amerikanischen Kommandos und ist für mich immer ein wichtiger Ort gewesen. Die Amerikaner gaben uns alles Mögliche und ich sammelte alles in einem Unterhemd, das ich wie eine Tüte zusammengerollt hatte. Ich erinnere mich, dass sie uns Becher mit Milchpulver und einem anderen Pulver gaben, das wir nie aßen, weil wir nicht wussten, was es war. Erst nach dem Krieg entdeckten wir, dass es gefriergetrockneter Kaffee war; wir erkannten das am Geruch.

Danach waren wir zu Gast bei meinem Großvater in Rabatla, in der Nähe von Me-

delana. Es gab für alle wenig, und an demütigenden Entbehrungen mangelte es nicht. Nach zwei Jahren heiratete meine Mutter wieder: Celso Stefanelli, der seine ganze Familie beim Massaker von San Martino verloren hatte.

Unter großen Mühen bauten wir eine neue Familie auf, denn das Haus war zerstört und es gab für alle nur wenig Arbeit. Zuerst ließen wir uns in Prunaro di Sopra nieder, dann in Quercia, wo heute noch meine Schwester Silvana lebt.

In Prunaro di Sopra wohnten wir zu viert in einer Wohnung mit einer Küche und einem Schlafzimmer. Ich war so tief verstört, dass ich nicht alleine schlafen konnte, selbst wenn wir alle im selben Zimmer waren. Ich brauchte das Gefühl, meine Mutter in der Nähe zu haben, sonst fühlte ich mich nicht sicher. Nachts schrie ich und sagte, die Deutschen seien da. Nur die Nähe meiner Mutter beruhigte mich. Diese Störung hielt bis zum Alter von 12 oder 13 Jahren an. Dann musste ich mich ans Alleinsein gewöhnen, denn mit 14 trat ich den Dienst bei einer Familie in Bologna an und musste lernen, alleine zu schlafen.



...Die Männer wurden in den Hof des Landguts geführt. Man sah schon die Flammen hochschlagen, vielleicht brannte schon der Stall, und es waren Schüsse zu hören... (Paolina Betti).

^{...}Wir standen auf dem Straßendamm, weil wir zusehen mussten... Meine Mutter hat mir mit ihrer Schürze die Augen verdeckt, um mir den Anblick zu ersparen... (Ruggero Neri).

DON ATHOS RIGHI, wenige Monate

Bruder des Ordens "LA PICCOLA FAMIGLIA DELL'ANNUNZIATA" Generaloberer der Kommunität von Monte Sole

Ich bin am 18. November 1943 in Fagnano, in der Gemeinde Castello di Serravalle, zur Welt gekommen.

Ich wohnte in einem großen Haus der Familie Vallona, Sitz des Kommandos der deutschen Wehrmacht. Alle Soldaten benahmen sich uns gegenüber gut, insbesondere einer namens Athos, der uns immer schützte. Ihm zum Dank beschlossen meine Eltern, mir seinen Namen zu geben.

In den Jahren 1943 und 1944 war ich noch klein und besitze deshalb keine persönlichen Erinnerungen an jene Zeit. Die Geschichte meiner Familie kenne ich aus den Erzählungen von Angehörigen wie meiner Schwester Matilde, die damals 5, und meiner Tante Francesca, die schon 15 war.

Was mich dennoch dazu drängt, selbst als Zeitzeuge aufzutreten, ist mir klarer geworden, seitdem ich den Film "Ein Mensch kommt in die Welt" gesehen habe.

Auch ich könnte dieses Kind sein und Martina meine Schwester.

Meine gesamte Kindheit war von den unheilvollen Auswirkungen des Krieges und der Schrecken von Marzabotto und Umgebung geprägt.

Mein Elternhaus war stets gut besucht und jedes Mal bekam man Berichte über Vorfälle zu hören, die sich in der Umgebung des Hauses oder in nahe gelegenen Ortschaften zugetragen hatten. Immer ging es um nicht wieder gut zu machende Schreckenstaten an Bauern, Partisanen oder Gutsherrn, die sich nicht loyal verhielten.

So waren auch mein Geist und meine Gefühle permanent von diesen Gräueltaten und entsetzten Gesichtern erfüllt, die sich mit dem Geschehenen nicht abfinden konnten

Über viele Jahre hinweg hatte ich Angst, aus der Küche in mein Zimmer zu gehen, aus Furcht vor Hinterhalten. Überall sah man den Schrecken lauern.

Gleichzeitig spürte man allerorts Solidarität und das bedingungslose Bemühen um das öffentliche Wohl sowie die Notwendigkeit, ein gemeinsames Gut aufzubauen, das der neuen Generation Frieden garantieren sollte.

Es gab natürlich Menschen, die immer noch den Schandfleck ihrer Verantwortung für unbegreifliche Verbrechen und Komplizenschaft mit sich trugen und mit einer Mischung aus Wut und Mitleid betrachtet wurden. Denken und Wahrnehmung war immer noch von Überlegungen wie den folgenden beherrscht:

Auf diesem Hof wurden die Ochsen gestohlen, dort haben sie drei Leute umgebracht, dort das Haus und den Heuschober niedergebrannt, dort das Schwein und auch sonst alles mitgehen lassen, dort sind zwei Menschen, die ihr ganzes Leben lang Invaliden bleiben werden.

Jeden Morgen kam ich auf dem Weg zum Kindergarten an der imposanten Ruine der Kirche von Zappolino vorbei, die bombardiert worden war: Es war, als könne man noch den Rauch riechen und den Lärm der Bomben hören.

Doch in der Tiefe der Angst entstand schließlich eine klare Hoffnung: Wenn es wieder Krieg gäbe, sagte mir mein Herz, würde ich mich in den Schoß der Kirche flüchten, um vom Herrn Hilfe für alle zu erlangen.

Die ganze Tragweite dieser Entscheidung war mir damals noch nicht klar. Einen anderen Weg, um Frieden zu finden, gab es aber nicht.



...Ich wohnte in einem großen Haus der Familie Vallona, Sitz des Kommandos der deutschen Wehrmacht...

Nicht nur für mich, nicht nur für meine Familie, sondern für unsere Geschichte, unser Land, unsere Generation.

Dieses Licht aus den Ruinen und Schrecken meiner frühen Kindheit hat mich durch mein Leben geführt. Heute lebe ich schon seit 25 Jahren am Friedhof von Casaglia, der vom Himmel Gerechtigkeit erfleht.

Und nicht nur das: Das Licht hat mich auch in den Nahen Osten geführt, wo ich über 20 Jahre lang Zeuge kriegerischer Konflikte war und im Kontakt mit Kulturen und Völkern gelebt habe, die einen tiefen Wunsch nach Frieden und Gerechtigkeit haben. Für sie bete ich und hoffe über das Sichtbare hinaus, wohl wissend, dass die Großmächte nicht immer zum Frieden und zur Gerechtigkeit zu erziehen vermögen.

MATILDE RIGHI, 5 Jahre

Ich wohnte mit meiner Familie in Fagnano. Mein Vater arbeitete bei Familie Vallona, die uns auch ein Zuhause gegeben hatte. Er war Käser. Die örtlichen Behörden holten regelmäßig einen Teil der Milch, der Butter und des Käses und brachten ihn den ärmeren Dorfbewohnern. Die Arbeit meines Vaters wurde immer kontrolliert, weil alles planmäßig verteilt werden sollte.

Mein Vater arbeitete, aber es gehörte ihm nichts. So ließ man uns immer etwas zum Leben übrig. Außerdem hatte uns der Gutsbesitzer die Anweisung erteilt, allen Armen, die kamen, um ihren Hunger zu stillen, einen halben Liter Milch zu geben. Er selbst lebte versteckt, aus Angst vor Verhaftung und Deportation, obwohl die Deutschen, die bei uns wohnten, freundlich waren und sich immer gut benahmen. In seiner Villa gab es einen Schornstein, den man von außen nicht sah. Dort hatte er sich lange versteckt. Die Deutschen, die bei uns wohnten, wussten das, und wenn es Zeit war,

dem Gutsherrn das Essen zu bringen, musste meine Mutter auf Befehl eines Deutschen, der ihn schützte, meinen Vater "RITA" nennen. Dieser verstand das Kennwort, brachte seinem Chef das Essen und nahm dessen Bettpfanne mit. Damals lebte man so.

Das deutsche Kommando hatte das große Gutshaus mit der Schule und dem enormen Weinkeller vollständig besetzt; unter einer breiten Überdachung hatten die Soldaten die Pferde abgestellt. Sie hatten eine große Küche eingerichtet und gaben uns manchmal etwas zu essen.

Wir hatten uns in ein kleines Zimmer zurückgezogen. Die Soldaten blieben immer ungefähr zwei Wochen, dann brachen sie wieder auf und neue Soldaten rückten nach. Vor ihrem Aufbruch berichteten die Deutschen, die uns kannten, den Neuankömmlingen, dass wir uns gut benommen hatten, und forderten sie auch uns gegenüber zu Respekt auf.

Eines Morgens, ich erinnere mich nicht wann, machten mein Bruder und ich uns gerade für die Schule fertig, als wir eine Patrouille deutscher Soldaten kommen sahen, die unseren Vater abführen wollten. Wir Kinder fingen an zu kreischen. Da kam der gute Deutsche und befahl den anderen Soldaten, sofort zu verschwinden. Ich habe so sehr geweint, dass mich die Lehrerin trösten musste, aber zum Glück habe ich, als ich aus der Schule zurückkam, meinen Vater zu Hause angetroffen.

Mein Bruder Lucio hatte wegen all der Ängste, die er in diesen Monaten erlebt hatte, aufgehört zu sprechen.

Der gute Deutsche hielt mich im Arm. Manchmal weinte er, weil er seine Mutter verloren hatte. Als ich auf die Schule kam, fing er an, mir Deutsch beizubringen: eins, zwei, drei.

Im November 1943 kam mein kleiner Bruder zur Welt. Meine Mutter benannte ihn aus Dank nach diesem Soldaten: ATHOS.

Diese Deutschen haben uns nie etwas gestohlen – beraubt wurden wir manchmal von Italienern! Wegen unserer Freundschaft mit diesen Soldaten musste mein Vater eines Tages den ganzen Weg von Bersagliera nach Fagnano mit einer Pistole am Kopf zurücklegen, weil wir angeblich zu den Deutschen hielten und nicht sagen wollten, wo sich der Gutsherr verstecke. Das waren unredliche Partisanen.

In unserer Umgebung geschah Schreckliches. Ich weiß nicht, ob daran Deutsche beteiligt waren oder ob es sich um Konflikte unter Italienern handelte. Ich weiß nur, dass es in der Pfarrei von Fagnano oft den Pfarrer und mit ihm viele junge Burschen, Söhne von Bauern, erwischte. Die Mütter ließen ihre Kinder in die Kirche gehen, weil sie sie dort in Sicherheit wähnten. Eines Tages trieb man sie mit Fußtritten auf den Berg und schleifte sie von dort nach unten. Aufgeschürfte Hände, zerkratzte Gesichter, und wenn sie Glück hatten, waren sie noch am Leben. Diese Jungen waren noch nicht alt genug, um an die Front zu gehen. Nachdem sie diese Grausamkeiten über sich hatten ergehen lassen müssen, brachte man sie nach Montuzzo und stürzte sie dort in die Schlucht von "Pir Clumben".

Als diese Jungen unter den Tränen ihrer Mütter fortgeschafft wurden, rief jemand: "Jetzt bring ich dich an die Front!" Bis heute habe ich nicht erfahren, wer die Verantwortlichen waren.

Wenn ich hin und wieder ein paar Klassenkameraden nicht mehr in der Schule sah, fragte ich nach ihnen und bekam zur Antwort: "Es gab eine Durchkämmungsaktion."

Der Pfarrer, Don Ghedini Isidoro, hat sein Leben für die anderen gelebt. Da er ein Motorrad hatte, fuhr er für alle Medikamente und alles sonst Notwendige holen. Sie brachten ihn nicht um, aber oft sagten sie zu ihm: "Wir kommen wieder und nehmen dich

mit." Er ist aber nie geflohen, weil er mit seinen Leuten sterben wollte.

Gewalt stand auf der Tagesordnung.

Ich erinnere mich an die SS, an die Verhaftungen und Verschleppungen unter den Männern. Den Frauen schnitten sie die Haare ab und fügten ihnen Brandwunden am ganzen Körper zu. Einigen Freundinnen von uns schnitten sie die Brüste ab. Ich erinnere mich an das Massaker von Castello di Serravalle: Die Gemeindemitglieder waren mit ihrem Pfarrer in der Kirche und wurden alle mit ihm niedergemetzelt.

Während der Bombardements in Ponzano versteckten wir uns in unseren Unterschlüpfen in Zappolino.

Diese hatten wir in Felsenspalten eingerichtet und von oben mit Reisigbündeln bedeckt. Eines Tages sagte uns meine Mutter, wir sollten auf sie warten. Sie wollte von zu Hause etwas zu essen holen, schnell ein paar *crescentine*² backen. Dort in der Nähe lag eine Kirschplantage. Wir hörten alle die Flugzeuge kommen, und dann kam meine Mutter nicht zurück. Die Leute, die bei uns waren, versuchten, uns zu trösten. Zwei Alte, Alberto und Gemma, sprachen uns Mut zu, während wir auf meine Mutter warteten. Ihren eigenen Sohn Giuseppe sollten die beiden nie wieder umarmen. Endlich kam meine Mutter zurück, völlig erschöpft. Sie hatte sich unter einen Kirchbaum gerettet, wo sie unter den Körpern von Toten Schutz fand. Es war ihr sogar gelungen, uns etwas zu essen mitzubringen. Beim Warten auf sie weinten wir Kinder. "AUCH WENN MAN KLEIN IST, ERKENNT MAN DAS BÖSE."

Man glaubt, dass Kinder nichts wissen.

[.....]

Doch Kinder wissen

Alles.

Weil sie die ursprüngliche Unschuld kennen.

Die alles ist.

(Auszug aus: Charles Peguy, Le Mystère des Saints Innocents)

FRANCESCA CALIZZANI, 15 Jahre

8. September 1944. Ein Tag, den ich nie vergessen werde.

Nach vierzig Tagen Gefangenschaft kamen meine Schwester Giorgia und ich wieder auf freien Fuß. Am 1. August 1944 waren wir an der Brücke von Samone, wo wir eine Wirtschaft hatten, von einem deutschen Mannschaftswagen abtransportiert worden. Wir wollten gerade schließen, weil Gefahr bestand, dass die Brücke bombardiert würde. Unser Vater lag hier in Castagneti, wo ich immer noch wohne, krank im Bett. Deshalb gingen meine Schwester und ich das Lokal schließen. Vier Tage vorher waren vier Deserteure, die wir kannten, bei uns eingekehrt, und zugleich auch ein gewisser Biagini, ein fanatischer Faschist, der mit dem Fahrrad aus Bologna kam, um seine Schwester in Missano zu besuchen. Biagini erschien in unserem Lokal, und zwei Tage später fand eine Razzia statt, weil die Deutschen glaubten, dass die vier Männer Partisanen waren, die sich bei uns versteckten. Sie sagten uns: "Ihr zieht euch jetzt um und kommt mit." Ich fing an zu weinen und hörte erst wieder auf, als ich nach Hause zurückgekehrt war.

 $^{^{\}rm 2}$ Anmerkung des Übersetzers: Salziges Schmalzgebäck, das traditionell besonders in der Emilia gegessen wird.

Ich war 15, und in diesem Alter war man damals noch ein Kind. Wir stiegen in den Mannschaftswagen. In Samone mussten wir in einen Lastwagen umsteigen, der voller Menschen war, darunter auch Don Talè, der Pfarrer von Castellino, der auch in Castellino getötet wurde. Der Laster fuhr schnell. Ich weinte. In Mercatello starrte mich ein schmächtiger Mann an und sagte mir mit den Augen: "Bete zu Gott!" Unterwegs wurde ein Partisan gefasst.

Wir erreichten Villa Rosa in der Nähe von Mercatello, wo wir in ein Zimmer gesperrt und acht Tage gefangen gehalten wurden. Von dort aus hörte ich die Schüsse, als die Deutschen den Partisanen am Bach erschossen.

Nachdem die Deutschen uns getrennt hatten, begannen sie, meine Schwester und mich zu verhören. Als sie zu mir kamen, sagten sie: "Ihre Schwester hat die Namen der Männer, die in der Wirtschaft waren, schon verraten, jetzt sind Sie dran." Ich erwiderte aufgeregt: "Ich kenne sie nicht." So hatte auch meine Schwester geantwortet. Es schien gut auszugehen.

Später wurde das Kommando nach Calderino verlegt. Wir dachten schon, wir könnten nach Hause gehen. Dem war aber nicht so. Sie hatten nämlich bemerkt, dass meine Schwester Deutsch verstand, und nahmen uns deshalb zur Sicherheit mit. Meine Schwester war Lehrerin und hatte gut Deutsch gelernt, und so fürchteten sie, dass sie den Partisanen alles erzählen würde. Sie taten uns nichts an. Sie brachten uns in ein Zimmer voller Matratzen und gaben uns zwei davon sowie zwei Decken und ein wenig frische Wäsche. Um unsere Freilassung bemühten sich ein Priester aus Zocca und ein gewisser Bortolini. Ab und zu schickten sie uns Nachrichten und sagten, dass die Deutschen uns nicht anrühren dürften und, wenn sie es dennoch täten, uns sofort freilassen müssten. Ich habe nie erfahren, ob das stimmte.

Ihr Chef hieß Walter und ein anderer, der mich trösten wollte und mir viel erzählte und manchmal weinte, wenn er an seine kleinen Kinder dachte, hieß Armand. Ich solle nicht weinen, meinte er.

Giorgia fragte ihn immer: "Wann lasst ihr uns wieder frei?" Armand antwortete ihr: "Sobald wir von hier abziehen." Und so war es.

Eines Morgens standen wir auf und keiner war mehr da. So konnten wir weggehen. Die Deutschen hatten uns nichts angetan. Aber die Gefangenschaft war schmerzhaft gewesen.

Nach unserer Heimkehr am 8. September 1944 kam das Partisanenkommando "Stella Rossa" ("Roter Stern") zu uns nach Hause. Sie schlachteten unser Schwein. Derweil wurde in Samone nach der Tötung zweier Deutscher eine große Durchsuchung gestartet. Wir konnten alles noch rechtzeitig verstecken, auch zwei Koffer mit Dokumenten, damit die Deutschen nicht bemerkten, dass wir Partisanen zu Besuch gehabt hatten. Mein Vater floh nach Missano und versteckte sich in einer Felsspalte. Die Partisanen flüchteten auf den Monte della Riva. Mein Bruder Ventura riss vor seiner Flucht die Aufschrift "stella rossa" ab und versteckte sie in einer Tasche einer Jacke, die an der Eingangstür hing.

Dann kamen die Deutschen und entdeckten die Aufschrift. Wir versuchten, uns damit herauszureden, dass die Partisanen vorbeigekommen seien und die Jacke hätten hängen lassen, ohne dass wir es bemerkt hätten.

Ein junger Deutscher schaute überall nach. In einer Grube fand er die Eingeweide des Schweins und wurde argwöhnisch. In der Zwischenzeit erblickte ich auf den Dächern viele Waffen und versuchte, den Deutschen abzulenken, indem ich mit einem Kaninchen spielte. Wir gingen ins Haus und meine Mutter bot dem Deutschen ein Ei

zu trinken an. Zum Trinken hob der Deutsche seinen Kopf und erblickte einen Partisanen, der den Weg hochgelaufen kam. Er knallte das Ei auf den Boden und begann zu schreien: "Partisanen, Partisanen!"

Aus Samone kam eine Patrouille Deutscher und stöberte überall herum. Sie nahmen nur wenig mit. Wir hatten alles sehr gut versteckt, sodass die Deutschen nichts fanden. Bevor sie gingen, befahlen sie aber meinem Vater, sich beim Kommando zu melden, sonst würden sie unser Haus abbrennen. Alle hatten uns gern. Und dank der Hilfe von Bortolini umging mein Vater den Besuch auf der Kommandantur, ohne dass man etwas gegen uns unternommen hätte. Mein Vater war kein Faschist. Das erkannte ich, als Mussolini gestürzt wurde. Da riss er dessen Bild von der Wand und warf es auf den Boden. Ich war noch klein und sagte: "Wo tut der Papa denn den Duce hin?" Ich wusste nichts. Es gab damals keine Parteien wie heute, weshalb ich glaubte, wir seien alle Faschisten. Als wir zu den Paraden der "Kleinen Italienerinnen" nach Zocca geschickt wurden und ich genauso gekleidet war wie alle anderen, gefiel mir der Duce, weil wir wegen ihm Sachen machen durften, die wir noch nie gemacht hatten. Und dann fühlten wir uns in der Uniform ja auch alle gleich.

Bei einer Razzia wurde auch ich zusammen mit anderen Frauen an die Wand gestellt. Doch die Deutschen verschonten uns. Zum Glück waren sie keine Anhänger der Italienischen Sozialrepublik: Die besaßen nämlich einen eisernen Befehlsgehorsam.

Die SS war in Castelletto stationiert und ist nie zu uns gekommen.

Ich musste auch um meine Brüder leiden. Einer von ihnen war neun Jahre lang in Afrika. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Der andere, Bertino, war Kriegsgefangener in Deutschland. Onkel Gualtiero hatte bei den Carabinieri seinen Dienst quittiert, um nicht unterschreiben und der Republik von Salò dienen zu müssen, und Ventura, der in der Militärkapelle in Bologna spielte, floh am 8. September 1943. Diese gesellten sich zu uns. Zusammen haben wir die Massaker überlebt.

SILVANA MENINI, 5 Jahre

Ich wohnte in San Nicolò. Dort gab es eine Kirche. Meine Familie war ins Pfarrhaus evakuiert worden.

Die Deutschen kamen oft vorbei, weil sie Angst hatten, dass sich auf dem Kirchturm Partisanen verschanzen könnten. Sie kamen ins Haus, fragten meine Mutter, ob sich irgendwo Partisanen versteckt hätten und wo mein Vater sei. Sie antwortete, dass er bei der Organisation Todt³ arbeite, wo er für Reparaturen eingesetzt werde. In Wirklichkeit versteckte sich mein Vater Mario manchmal im Haus, während meine Mutter die Deutschen auf den Kirchturm begleitete, wo niemand war. Sie ging mit einer Fackel in der Hand voran. Die Deutschen folgten ihr mit einer Maschinenpistole im Anschlag. Zum Glück wurde nie ein Partisan gefunden.

Ich erinnere mich, dass die Deutschen uns eines Tages zusammen mit anderen Evakuierten in einer Reihe vor die Kirche stellten. Diese Menschen dachten, sie wären hier sicherer. Zu der Gruppe gehörte auch meine Tante, die Schwester meiner Mutter, die gerade entbunden hatte und ihren vor Angst schreienden Sohn im Arm hielt. Doch an jenem Tag fanden die Deutschen nicht diejenigen, die sie suchten, und töteten niemanden. Ich erinnere mich, wie viel Angst wir jedes Mal hatten, wenn "Pippo", ein amerikanischer Bomber, vorüberflog. Alle zitterten, denn nachts sah man zuerst die Leuchtkugeln, die den ganzen Himmel erhellten, dann wurden die Bomben abgeworfen, die auf Felder und Häuser fielen.

Wir waren rund dreißig Personen: Frauen, Kinder, Jung und Alt, alle in einem Unterschlupf in Cà Nova, in der Nähe von San Nicolò. Ängstlich warteten wir auf ein Signal, den Alarm oder das Ausgehverbot, und rannten in den Unterstand, den wir erst wieder verließen, wenn sich alles beruhigt hatte, und nur, um schnell etwas zu holen.

Eines Nachts, es regnete in Strömen, kamen die Amerikaner, luden uns auf einen Lastwagen und brachten uns nach Florenz in ein Flüchtlingslager. Dort wurden Brot und alles andere rationiert. Wir waren etwa zwanzig Personen. Meine Onkel wollten nicht im Flüchtlingslager bleiben und beschlossen, nach Hause zurückzukehren. So machten wir uns zu Fuß auf den Heimweg, obwohl wir unterwegs niemanden kannten. Die Leute ließen uns eine Nacht in den Futterkrippen ihrer Ställe schlafen, auf Säcken, die mit Blättern gefüllt waren und raschelten, wenn man sich herumwälzte. Die Säcke waren voller Flöhe – wir voller Läuse. Wir begegneten so vielen gutherzigen Menschen, die uns halfen zu überleben.

Zwei meiner Onkel, Armando und Guerrino, waren als Soldaten in Russland. Sie kehrten von dort zurück, als wir alle wieder in Cà Nova waren, im Haus meines Großvaters, weil die Kirche zerstört worden war. Meine Großmutter erkannte ihre Kinder nicht wieder, da sie total erschöpft und bis auf die Knochen abgemagert waren. Armando erkrankte an Tuberkulose. Damals gab es kein Penizillin, sodass es schwierig war, ihn zu kurieren. Zudem war es eine ansteckende Krankheit, weshalb er ein getrenntes Zimmer brauchte. Nur eine meiner Tanten, die im Krankenhaus gelernt hatte, wie man mit dieser Krankheit umgehen musste, brachte ihm das Essen. Nach einem Jahr starb mein Onkel an den Folgen des Krieges.

Am Ende des Krieges lebten wir ungefähr zu zwanzigst im Haus meines Großvaters in Cà Nova. Da der Boden nicht genug für das Überleben aller hergab, entschied sich mein Vater, das Haus zu verlassen und sich irgendwo als Arbeiter zu verdingen.

³ Anmerkung des Übersetzers: Die "Organisation Todt" war ein paramilitärisches Ingenieur- und Bauunternehmen für kriegswichtige Bauprojekte des NS-Staates. Vgl. dazu auch S. 171.

Leider gab es nicht das ganze Jahr über Arbeit, sodass wir zu bestimmten Zeiten einfach nicht über die Runden kamen.

Eine Tages erfuhr mein Vater, dass die Kinder armer Familien von gutherzigen Leuten unten im Flachland aufgenommen wurden. So fuhren wir, eine Gruppe von etwa 20 Kindern, mit dem Bus nach Trebbo di Reno, wo in einem großen Raum schon unsere künftigen Pflegeeltern warteten und sich einen von uns aussuchten. Ich wurde sofort eingeschult. Eine damalige Schulkameradin, die jetzt in Vado lebt, erzählte mir, dass die Lehrerin eines Tages der Klasse sagte: "Morgen kommt ein Mädchen aus den Bergen zu uns. Deshalb müssen wir noch einen Tisch dazustellen." Dieses Mädchen war ich.

Mein Haus in Torre Verde lag etwa einen Kilometer von der Schule in Trebbo di Reno entfernt. Meine Familie kaufte mir ein Rad und einen schönen Schulranzen aus Karton. Ich war glücklich und lebte mich schnell in meiner neuen Familie und in der Schule ein. Eigentlich sollte ich nur drei Monate bleiben, doch etwas Unerwartetes geschah. Ich war schon eine tüchtige Radlerin geworden und fuhr zur Mühle, um ein wenig Mehl zu holen. Der Müller sah mich. Er fragte mich, woher ich käme, und lud mich für den folgenden Sonntag zu seiner Familie zum Mittagessen ein. Zufrieden erzählte ich alles meinen Pflegeeltern, die arm waren und sich über die Einladung freuten. Sie sagten mir: "Der Müller hat dich eingeladen? Das ist eine reiche Familie!" An jenem Sonntag putzten sie mich fein heraus, und ich ging zum Müller Mittag essen. Ich rieb den Käse und versuchte, mich nützlich zu machen, um ihm und seiner Frau für die Gastfreundschaft zu danken. Der Müller war von mir angetan und sagte: "Wenn eure Pflegezeit vorbei ist und ihr alle zurück müsst, würden wir uns freuen, wenn du bei uns bleiben möchtest."

Ich verabschiedete mich von meiner alten Gastfamilie und zog zu meinen neuen Pflegeeltern um: Lina und Giuseppe Miglioli.

Diese hatten mir ein schönes Zimmer hergerichtet und baten mich nur, nicht in den Mühlenraum zu gehen, weil das gefährlich war. Heimlich ging ich aber trotzdem hinein. Ich blieb zwei Jahre bei ihnen. Sie hatten mich lieb und fuhren fast jeden Sonntag mit mir nach Bologna. Zuerst gingen wir in die Arena del Sole, ein exklusives Kino, und dann aßen wir in der Via Corticella einen schönen Eisbecher. Ich versuchte, mich erkenntlich zu zeigen, und machte ihnen manchmal, nicht ohne Hintergedanken, große Komplimente. Sonntags nahmen sie mich auch zum Essen zu Verwandten in Bologna mit. Hin und wieder kam mich mein Vater besuchen.

Eines Tages verkaufte die Familie ihre Mühle und kaufte eine Postkartenfabrik in Mailand, genau gesagt in Arcore. Sie sagten mir, dass sie mich adoptieren würden, wenn ich bei ihnen bleiben wolle. Ich entschied mich aber, zu meinen Eltern und Brüdern Armandino und Valter nach Vado zurückzukehren. Ich liebte meine Familie, und meine Wurzeln waren dort.

Zu Hause ging ich weiter zur Schule und fing in der sechsten Klasse, an der Mittelschule, mit Französisch an. Ich lernte dort viele neue Wörter. Als Lina und Giuseppe mich zu Weihnachten nach Arcore einluden, brach ich mit einem kleinen Koffer voller Kastanien auf, weil sie keine hatten. Meine Mutter hatte eine Postkarte geschrieben, um ihnen meine Ankunft anzukündigen, doch die Postkarte war nicht angekommen, sodass niemand in Mailand auf mich wartete. Ich musste nach Arcore weiterfahren und deshalb noch einen anderen Zug nehmen. Ich war sehr besorgt. Zur Beruhigung begann ich, die Rolltreppe hoch- und runterzugehen. Polizisten sahen mich und fragten, wohin ich fahren wolle. Ich erzählte ihnen alles, und dann setzten sie mich auf einen Zug, der nach Bergamo fuhr und in Arcore hielt. Ich stieg ein und hörte Ber-

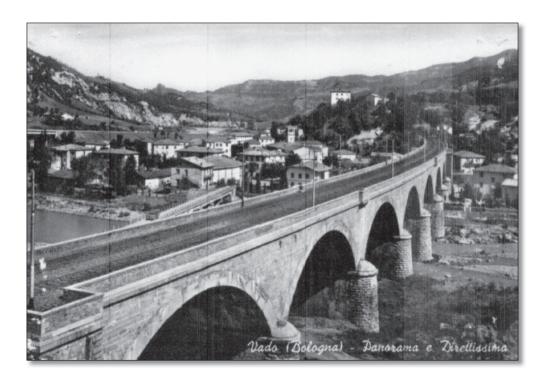
gamasker reden: "La gà son, la gà son", d. h. "sie ist müde". Mit meinen armseligen Französischkenntnissen verstand ich prompt "garçon", was Junge bedeutet. Da dachte ich Ärmste, ich wäre nach Frankreich unterwegs, rannte durch den ganzen Zug und fragte alle: "Hält dieser Zug auch in Arcore?"

Ich war misstrauisch. Am Ende bin ich aber an mein Ziel gelangt. Alle wunderten sich, wie selbstständig ich war.

Lina und Giuseppe fuhren mit mir zu einem schönen Hochhaus, wo es ein Aquarium zu sehen gab, und an den Comer See. Noch einmal fragten sie mich, ob ich bei ihnen bleiben wolle. Aber ich entschied mich, zu meiner Familie zurückzukehren.

Auf der Heimreise mussten Verwandte von ihnen, die in Corticella wohnten, mich nach Vado fahren. Ich saß hinten und tat so, als ob ich schliefe, bekam aber mit, wie sie sich beklagten: "Wir sind weder Verwandte noch Freunde, und doch müssen wir sie bis nach Hause fahren". Ich aber dachte nur an die Freude der Heimkehr.

Vor vier Jahren erhielt ich einen Brief von der stellvertretenden Bürgermeisterin von Arcore, der Nichte von Nina und Giuseppe, die mich treffen wollte. So haben wir uns wiedergesehen und telefonieren seitdem oft.



ROMANA SERRA, 6 Jahre

Ich wohnte drei Kilometer von Vado entfernt, im Ortsteil Scalello bzw. "Scalel".

Wir waren aus unseren Häusern evakuiert worden und biwakierten im Wald. Am 18. Oktober, dem Lukas-Tag, hatten die Älteren die Idee, Kastanien zu rösten. Kaum sahen die Deutschen den Rauch, eröffneten sie das Kanonenfeuer. Dabei wurden viele Kinder verletzt, zwei sogar sehr schwer: Sie starben auf dem Weg ins Krankenhaus. Ich war an einem Arm verletzt; am Anfang schien es, als müsste er amputiert werden.

Zuerst brachte man uns nach Monzuno in ein amerikanisches Feldlazarett. Von dort fuhren uns die Amerikaner auf Militärtransportern bis nach Castiglion Fiorentino zu einem anderen Feldlager, wo ich die erste ärztliche Hilfe bekam. Ich war fest davon überzeugt, dass mein Arm amputiert werden müsste, doch dem Arzt gelang es, mich zu heilen und meinen Arm zu retten. Im Feldlazarett habe ich entsetzliche Sachen gesehen, die ein kleines Kind nicht sehen sollte: viele Schwerverletzte.

Vom Feldlager aus ging es weiter nach Florenz, wo ich lange im Krankenhaus behandelt wurde. Ich teilte mein Bett mit einem anderen Mädchen. Wir bekamen nichts zu essen. Unvergessen bleibt mir die dicke Erbsensuppe, die es immer gab, eine fade Mehlpampe (Erbsen hasse ich bis zum heutigen Tag). Meine Mutter fand Arbeit bei einem Arzt des Krankenhauses und konnte mir so etwas zu essen bringen. Täglich hoffte sie, dass meine Geschwister und mein Vater zurückkämen. Aber erst nach langer Zeit (nach der Befreiung) haben wir uns in Castiglione dei Pepoli wiedergesehen, wo sich mein Vater mit meinen Geschwistern, von denen zwei noch sehr klein waren, versteckt hatte. Wir waren lange bei Bauern untergebracht, dann kehrten wir heim. Mein Cousin Mario bettelte um Essen.

Ich war noch klein, und wegen der vielen Krankenhausaufenthalte habe ich nur wenige Erinnerungen. Ich erinnere mich aber, dass unser Haus in Scalel zerstört war: Soldaten hatten es besetzt und verwüstet.

Nach meiner Heimkehr wurde ich oft in die Rizzoli-Klinik eingewiesen, weil aus einem Stück des zertrümmerten Armknochens von Zeit zu Zeit Splitter herauskamen.

Meine Mutter wollte meinem Cousin Guerrino zu einer kleinen Rente verhelfen und fuhr deshalb mit ihm nach Rom. Als diesem auf einem Amt von einer Kommission verkündet wurde, dass ihm nichts zustehe, explodierte meine Mutter und sagte: "Schämen Sie sich denn nicht, einem Zwanzigjährigen, der blind ist und keine Hände mehr hat wegen eines Krieges, den Sie geführt haben, Ihre Unterstützung zu verweigern?" Meine Mutter hat erreicht, dass mein Cousin eine kleine Rente erhielt.

ANNA MARIA GALANTINI, 8 Jahre

Ich wohnte in Nuvoleto oberhalb von Vado. Von dort aus sahen wir die ersten Partisanen auf dem Monte Santa Barbara: Einer hieß Remo und war aus Grizzana, der andere, der aus Bargadè kam, hieß Nerozzi und war der Bruder meines angeheirateten Onkels. Nun standen die beiden vor uns. Sie ritten auf einem Pferd und befanden sich auf dem Weg zu meinem Großvater. Von uns wollten sie ein Kalb. Mein Vater sagte Nein und riet ihnen, sich nicht blicken zu lassen, denn wenn die Deutschen kämen, würden sie uns töten.

Die Soldaten der Wehrmacht kamen nach zwei Wochen, es war vielleicht Mitte April, und richteten ihr Kommando in unserem Haus ein. Sie gaben uns alles Mögliche zu essen, waren anständig und behandelten uns gut. Sie hatten uns angewiesen, das Haus nicht zu verlassen, weil das gefährlich sei. Eines Tages ging meine Mutter dennoch in den Garten Petersilie holen. Ein Deutscher tat so, als ob er auf sie zielte, und schoss in die Luft. Meine Mutter bekam Angst und lief ins Haus zurück. Der Kommandant ließ den Deutschen zur Strafe an einen Baum binden. Diese Deutschen blieben eine Woche, dann packten sie ihre Sachen und schenkten uns ihren gesamten Lebensmittelvorrat. Bevor sie aufbrachen, sagten sie: "Die SS ist im Anmarsch. Suchen Sie sich also ein Versteck." Mein Vater ging sofort los und fand unterhalb von Turen, zwischen Santa Barbara und Nuvoleto, einen Unterschlupf.

Wir waren fünfundzwanzig Personen in einem Raum. Mein Vater verließ nachts sein Versteck, um nach uns zu sehen. Meine Mutter sagte ihm besorgt: "Du darfst nicht aus dem Wald. Sonst werden sie noch auf dich schießen." Eines Abends, als einige von uns schon fast eingeschlafen waren, sahen die anderen die SS hochkommen. Ein Mann, vielleicht ein Deutscher, warnte uns: "Seid vorsichtig. Wenn die Partisanen aus dem Wald auf einen SS-Mann schießen, seid ihr alle tot." In der Nacht hörten wir Schüsse fallen: Es waren deutsche Soldaten, die auf unseren Hund schossen. Sie kamen ins Haus und zogen dann weiter, zuerst nach Santa Barbara und dann nach Marzabotto.

Dann zogen wir uns – wir waren 25 Personen – in einen Unterschlupf zurück, in eine Grotte unter einer breiten Felsplatte, und harrten dort fast zehn Tage lang aus. Mein Vater wollte nach unserem Haus schauen und sah, dass es völlig abgebrannt war. Vom Unterschlupf zogen wir nach Collina und Palazza, wo wir sahen, dass alles brannte, und stießen auf SS-Leute, die uns befahlen mitzukommen und uns nach Ronzano di Sopra brachten.

Als mein Großvater sah, dass die Kühe aus dem brennenden Stall flohen und auf das Maisfeld zuliefen, versuchte er, die Ernte vor den wütenden Tieren zu schützen. Ein unglaublich hässlicher SS-Mann mit Brille zielte auf seine Füße, ohne ihn zu treffen. Da ergriff er ihn, stellte ihn in unsere Mitte und schoss ihm in den Kopf. Als meine Mutter sich dem SS-Mann mit der Pistole näherte, versetzte er ihr einen solchen Schlag, dass sie einen Abhang hinunterrollte: Das war am 30. Mai. Wir verbrachten dort eine Nacht. Am folgenden Morgen luden die SS-Leute ihre Maschinenpistolen. Wir mussten einen Schritt machen, dann legten sie die Maschinenpistolen an und daraufhin mussten wir noch einen Schritt machen, bis nach Ronzano di Sotto. Das Ganze war eine Strafmaßnahme, weil wir nicht sagten, wo sich die Partisanen aufhielten. Wir beteuerten immer wieder: "Wir wissen es nicht, wir wissen es nicht."

Von uns wurde keiner getötet, auch nicht Giorgio, der zwölf war. Mein Vater beobachtete alles vom Wald aus, und als die SS nach Marzabotto weitergezogen war, holte er die Leiche seines Vaters aus der Mistgrube, in die sie geworfen und dann ganz mit Mist bedeckt worden war, und brachte sie nach Marzabotto zu Walter Reder. Ich stand neben meinem Vater und erinnere mich gut, dass Reder ein Arm fehlte und er das Gesicht eines Henkers hatte. Er sagte zu meinem Vater: "Bring ihn dahin zurück, wo er lag, oder ich bringe auch dich um." Daraufhin brachte mein Vater unter Aufsicht eines Deutschen die Leiche nach Ronzano zurück. Er musste den Toten im Stich lassen und nahm sich vor, ihn so bald wie möglich würdig zu bestatten. Sofort danach setzten ihn die SS-Leute als Träger beim Munitionstransport ein. Das hat ihm das Leben gerettet.

Wir haben Ronzano alle erst im Herbst verlassen und für den Umzug einen Karren verwendet. Meine Schwester litt an einer ansteckenden Krankheit, der Krätze, und wurde von einem englischen Soldaten, einem jungen Mediziner, mit einer dunklen Salbe verarztet. Sie wurde wieder vollkommen gesund.

Dieser englische Soldat war Kriegsgefangener der Deutschen.

Ende November setzten uns die Deutschen alle auf einen Karren und schickten uns auf die Landstraße, die von Porretta Terme nach Bologna führt und auf der schon viele Leute unterwegs waren. Wir hielten in Montechiaro bei Borgonuovo di Pontecchio Marconi. Wir hatten Angst, zusammen mit den vielen anderen Menschen, die dort ankamen, getötet zu werden. Da fiel uns ein, dass dort Onkel Alfonso wohnte, und machten uns auf den Weg zu ihm. Inzwischen hatte uns großer Hunger überkommen. Als wir an einem Feld mit Kakibäumen vorbeikamen, füllten wir unsere Säcke mit Kakifrüchten. Dann fuhren wir auf dem Karren weiter zu meinem Onkel. Dort angekommen, starrte uns ein Pistolenlauf entgegen. Die Deutschen waren auch da.

Jemand sagte uns, dass in Bologna in der Via Roma, der heutigen Via Marconi, am Palazzo del Gas schon die Amerikaner seien. Wir blieben einen Monat bei meinem Onkel und fuhren dann zum Palazzo del Gas, wo uns die Amerikaner mit Schokolade und anderen leckeren Sachen überhäuften. Auf der Fahrt hatte mir meine Mutter ihre braune Tasche mit dem orangenen Traggriff anvertraut, in der das Geld war, das uns mein Vater gegeben hatte. Ich schlief ein, und als ich wieder aufwachte, war sie weg. Meine Mutter fing an zu weinen und fragte alle, ob sie die Tasche gesehen hätten. Schließlich fand sie ein Deutscher und brachte sie gleich meiner Mutter.

Vom Palazzo del Gas gingen wir jeden Tag mit einem Wägelchen die Bahngleise entlang in Richtung Casalecchio, um unter den Trümmern Sachen zu sammeln, mit denen wir heizen konnten.

Von dort zogen wir zu meiner Tante in die Via Santa Apollonia und dann zurück nach Vado, weil das Haus, in das wir eigentlich übersiedeln wollten, Casa Bocchino in Monzuno, dem Erdboden gleichgemacht worden war. Rechtsanwalt Ghigi bot meinem Vater an, sich auf einem seiner Landgüter in Casa Marsili niederzulassen und dafür dort das Land zu bestellen.

Mein Großvater mütterlicherseits wohnte in Caprara. Er hieß Giovanni Migliori, man nannte ihn aber "Sassulein", also Steinchen, weil er jeden Morgen im Gasthaus von Caprara ein Gläschen Likör namens "Sassolino" trank. Von dem Weinberg aus, in dem er sich versteckt hatte, hatte er das Massaker von Casaglia gesehen. Dabei war seine Tochter Norina mit ihren beiden kleinen Töchtern, der zweijährigen Giovanna und der fünfjährigen Maria, ums Leben gekommen. Die andere Tochter, Fernanda, war in Caprara getötet worden. Mein Großvater wollte Fernanda jedoch zusammen mit ihrer Schwester und ihren Nichten in Casaglia beerdigen. In dem Weinberg hatte auch Onkel Dante, der an einem Fuß behindert war und nicht fliehen konnte, den Tod gefunden.

Mein Großvater war auch Zeuge des Massakers von Cerpiano geworden, bei dem

Paolina, die Schwester meines Vaters, mit ihren drei Kindern ihr Leben verlor: Franco (4 Jahre), Giuseppe (6 Jahre) und Sirio (7 Jahre).

Mein Großvater erzählte alles, was er gesehen hatte, sehr genau, mit einem entsetzlichen Detail: ein Kind, das auf der Wiese unterhalb von Caprara mit einem Bajonett aufgespießt wurde.



20. April 1945: Amerikanische Soldaten blicken von einer kleinen Ortschaft namens "Rupe" aus auf das Dorf Sasso Marconi in der Nähe von Bologna (Sammlung: National Archives 5/MM-45-7160 Schmidt).

CESARE ADANI, 8 Jahre

Ich wohnte in San Lorenzo in Collina, einem Ortsteil von Monte San Pietro, in einem Haus namens "Malcantone". An dem Tag, als die SS meinen Vater verschleppte, war ich mit meiner Mutter im Haus. Niemand dachte, dass etwas Schlimmes passieren könnte. Viele Männer hatten sich versteckt. Mein Vater Augusto aber hatte Angst, dass man, wenn man ihn nicht fände, denken könnte, er sei ein Partisan, und man uns deshalb etwas antun könnte. Außerdem war er einen Monat zuvor schon einmal bei einer Razzia verhaftet und nach Calderino gebracht worden. Dort hatte man seinen Ausweis überprüft und ihn dann wieder freigelassen. Deswegen war er überzeugt, dass ihm auch jetzt nichts passieren würde.

Mein Vater wurde am 7. Oktober 1944 gefangen genommen und in die Rote Kaserne nach Bologna gebracht. Dort blieb er ein oder zwei Tage, dann wurde er auf einen Güterzeug für Viehtransporte geladen, der nach Deutschland fuhr. An demselben Tag wurden auch sein Bruder Guerrino und Raffaele, der Neffe unseres Hausherrn, verschleppt. Als der Zug in Modena hielt, war es einem Verwandten von Raffaele gelungen, dessen Freilassung zu erwirken. Dieser weigerte sich jedoch auszusteigen und sagte: "Ich folge meinem Schicksal." Von Heimkehrern, die aus den Arbeitslagern hatten fliehen können, erfuhren wir, dass mein Vater erkrankte und dann starb. Sonst haben wir nie mehr etwas erfahren, weshalb wir ihn, um seine Rente zu bekommen, vor Gericht für "angeblich tot" erklären mussten. Wir bekamen aber nur eine Beihilfe.

Erst viele Jahre später wurde mein Vater offiziell für tot erklärt und seine Rente auf meine Mutter überschrieben.

Am 8. September 1943 kam mein Bruder Daniele (Jahrgang 1924), der in Predazzo (Trient) zum Finanzpolizisten ausgebildet wurde, in deutsche Kriegsgefangenschaft und wurde in ein KZ in Deutschland verschleppt. Aus dem Lager bekamen wir Postkarten, und damals konnte man auch Pakete mit Lebensmitteln schicken. Die letzten zwei Pakete kamen zurück. In seinem letzten Brief teilte er uns mit, er habe das KZ verlassen. Danach erfuhren wir nichts mehr. Über die Finanzpolizei stellten wir Nachforschungen an. Man sagte uns, dass er vielleicht bei einem Bombenangriff gestorben sei. Nach fünf oder sechs Jahren bekamen wir einen Brief mit seinem Foto, in dem der 4.11.1944 als vermutlicher Todestag angegeben war. Dann erfuhren wir, dass er auf dem italienischen Friedhof in Hamburg beerdigt worden war. Seine Identifizierung war durch die Erkennungsmarke erfolgt, die er wie jeder Soldat am Hals trug.

Mein Onkel Guerrino kehrte aus Deutschland zurück und hat sich immer um uns gekümmert und uns geholfen. Wir hatten ja keine Arbeit mehr. Mein Vater hatte ein Stück Land und einen Weinberg in Pacht. Um meiner Mutter und mir zu helfen, erlaubten uns die Besitzer, nachdem sie uns das Land abgenommen hatten, den Weinberg weiter zu bestellen, was eine große Hilfe war. Auch der Bruder meiner Mutter unterstützte uns.

Ich bin immer für meine Mutter da gewesen. Wenn ich aus der Schule kam, half ich ihr, die Erde im Weinberg zu hacken. Sie arbeitete stundenweise auf dem Land, wenn sie gebraucht wurde. Es war eine ordentliche Arbeit mit Sozialabgaben. Mein Onkel Raffaele, ein Bruder meiner Mutter, fand bei den Salesianern einen Platz im Internat für mich, wo ich einen richtigen Beruf erlernen sollte, aber ich wollte meine Mutter nicht im Stich lassen. Mit 14 begann ich, als Schreiner zu arbeiten – und das ist mein ganzes Leben lang mein Beruf gewesen.

Meine Mutter hat immer auf meinen Vater und meinen Bruder gewartet. Jedes Jahr

legte sie in Erwartung ihrer Rückkehr ein wenig Korn und ein paar Trauben für den Winter weg.

Sie hatte unter ihrem Bett immer einen Kartonkoffer mit allen Briefen, die ihr Daniele geschickt hatte, sowie Fotos und sonstigen Dokumenten. Sie hat ihn nie irgendjemandem gezeigt, er war etwas Persönliches, und wir Angehörige haben ihren Willen respektiert. Wir haben den Koffer erst nach ihrem Tod geöffnet.

Eines Tages wurde meine Mutter auf das Rathaus von Monte San Pietro bestellt. Man überreichte ihr ein Foto ihres Sohnes und teilte ihr offiziell mit, dass Daniele auf dem Friedhof in Hamburg beerdigt worden sei. Bis zu jenem Moment hatte sie gehofft. Als sie nach Casalecchio zurückkam, wohin wir umgezogen waren, weinte sie. Sie war verzweifelt, weil sie immer in der Hoffnung gelebt hatte, ihn wiederzusehen. Sie dachte, Daniele hätte vielleicht wegen der erlittenen Schmerzen das Gedächtnis verloren, würde aber eines Tages dann nach Hause zurückkehren.

Als meine Mutter starb, habe ich auf dem Grabstein Platz gelassen, um den Namen meines Bruders Daniele hinzufügen zu können, weil ich immer gehofft habe, eines Tages die sterblichen Überreste oder eine Medaille meines Bruders zu erhalten..



...Meine Mutter hatte unter ihrem Bett immer einen Kartonkoffer mit allen Briefen, die ihr Daniele schickte, sowie Fotos und sonstigen Dokumenten. Sie hat ihn nie irgendjemandem gezeigt, er war etwas Persönliches, und wir Angehörige haben ihren Willen respektiert. Wir haben den Koffer erst nach ihrem Tod geöffnet...

RUGGERO NERI, 8 Jahre

Ich wohnte in Casa Colegna, das damals zur Gemeinde Savigno und zur Gemeinde Monte San Pietro gehörte.

Auf dem Monte Vignola befand sich ein Feldlager der Partisanen, zu denen wir ein gutes Verhältnis hatten. Sie kamen oft zum Brotbacken in unsere Häuser, auch zu uns. Oft sah ich den "Wolf"⁴. Er war es dann auch, der einen Partisanen mit dem Spitznamen Poldo zu uns und allen anderen Familien schickte, um uns vor den Durchkämmungsaktionen zu warnen, die zu jener Zeit begonnen hatten.

Der Befehl lautete, bei geschlossenen Fensterläden im Haus zu bleiben, um in den Deutschen nicht den Verdacht zu wecken, dass jemand mit einem Gewehr hinter dem Fenster lauerte, weil sie in diesem Fall geschossen hätten. Sie sagten uns: "Macht erst auf, wenn sie klopfen." Wir hielten uns daran. Als die Deutschen kamen, stellten sie uns alle dort in eine Ecke und riefen: "Licht, Licht." Ängstlich zündete meine Mutter eine Kerze an, während der Deutsche eigentlich meinte: "Fensterläden öffnen!" Nachdem ein Soldat die Fensterläden geöffnet hatte, ging er ins Zimmer nach oben und stellte auf der Suche nach Waffen alles auf den Kopf: Möbel, Schubladen und Wäsche. Sie fanden aber nichts und zogen wieder ab.

Eines Tages wurde ein Deutscher von einem Mann getötet, den wir alle kannten und dem wir nichts antaten, weil wir dachten, dass die Gewalt ein Ende haben müsse. Er war ein Angeber und provozierte mit seiner Tat eine grausame Vergeltungsaktion.

Wie Familie Buganè, die in Casa Vecchi wohnte – einem uns gegenüber liegenden Haus mit guter Sicht auf Montasico, den Sitz des deutschen Kommandos –, waren wir Bauern und halfen einander. Unsere Familien hatten ausgemacht, dass die Buganès ein weißes Tuch aus dem Fenster hängen, wenn sie die Deutschen auf der Straße, die von Montasico zu uns hinaufführt, im Anmarsch sähen.

Am Morgen des 5. August starrte meine Mutter, nachdem einige MG-Salven gefallen waren, ständig aus dem Fenster, um nach dem vereinbarten Signal Ausschau zu halten. Kurz vor Mittag sahen wir dann das weiße Tuch. Meine Mutter begann zu rufen: "Nichts wie weg, nichts wie weg. Wer weiß, was heute Morgen passiert ist, als wir die MG-Salven gehört haben." Meine Mutter, mein Vater und ich machten uns fertig, während mein Großeltern im Haus blieben. Mein Großvater meinte, er tue keinen Schritt, er wolle das Haus nicht im Stich lassen. Mein Vater machte sich sofort Gedanken um Francesco Betti, der in Corticelli wohnte. Er wollte ihn warnen und zur Flucht mit uns bewegen.

Als wir bei Francesco ankamen, arbeitete er auf dem Feld, während seine Frau noch das Bett hütete, da sie erst wenige Tage zuvor entbunden hatte. Deshalb sagte er zu meinem Vater: "Ich kann nicht mitkommen und meine Frau im Bett zurücklassen."

Da schlug ihm mein Vater vor, meine Mutter und mich zur Betreuung seiner Frau dazulassen, damit sie, die beiden Männer, sich in Sicherheit bringen können. Francesco nahm das Angebot an. Vor der Flucht ging er aber noch schnell ins Haus, um eine Jacke zu holen, und sah sich von einer Patrouille umzingelt, die von der anderen Seite gekommen war, von Vedegheto.

Mein Vater wurde nicht gesehen und konnte noch rechtzeitig fliehen. Francesco dagegen wurde erschossen.

⁴ Anmerkung des Übersetzers: Mario Musolesi, genannt "il Lupo", zu Deutsch: "der Wolf" (* 1. August 1914 in Monzuno; † 29. September 1944 in Marzabotto), war ein italienischer Partisan des Zweiten Weltkrieges. (Quelle: Wikipedia)

Inzwischen durchsuchten die Deutschen alle Häuser und nahmen alle Bewohner fest. Es war um die Mittagszeit, als sie meinen Großvater verhafteten, der am Tisch saß und seine Gabel in einem Teller Tagliatelle stecken ließ. Sie brachten uns alle nach Tramonte oberhalb von Cà del Bue, wo sich ein Feldlager der Partisanen befand. Diese hatten sich schon aus dem Staub gemacht.

Den toten Deutschen hatten sie mit einem Foto seiner Familie auf der Brust aufgebahrt. Sie zwangen uns, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Daneben war sein verwundetes Pferd, dessen Schenkel zertrümmert war, an einen Birnbaum gebunden.

Danach stellten sie uns alle zwischen dem Feld und dem Kastanienhain in einer Reihe auf. Die Deutschen standen auf beiden Seiten. Dann erschien der Kommandant, um die Personen auszuwählen, die erschossen werden sollten. Francesco Betti, der gerade aus Jugoslawien zurückgekehrt war, erkannte sofort, was sich da abspielte. Er drückte seiner Frau die gerade zur Welt gekommene Tochter in den Arm und sagte ihr: "Mach dir keine Sorgen, wir werden uns wiedersehen." Er hatte schon seine Flucht geplant.

Francesco rannte über das Feld weg. Als ihn nur noch zwei Meter von der rettenden Schlucht trennten, eröffneten sie das Feuer auf ihn. Die anderen fünf Männer wurden unterhalb des Straßendamms an eine Stallwand gestellt, während wir auf dem Straßendamm standen und zusehen mussten. Als es schon Abend war, erschoss man sie. Meine Mutter verdeckte mir mit ihrer Schürze die Augen, um mir den Anblick zu ersparen. Mein Großvater wurde nicht durch den ersten Schuss getötet und hatte die Kraft, sich auf einen der Deutschen zu stürzen, ihn an der Gurgel zu packen und ihm zu sagen: "Ich habe doch nichts getan". Der Kommandant fauchte den Soldaten an, warum er nicht endlich Schluss mit ihm mache.

Blitzschnell streifte der Soldat den umgehängten Behälter mit der Atemschutzmaske ab und versetzte meinem Großvater damit einen Schlag auf den Kopf, sodass dieser rücklings zu Boden stürzte. Der zweite Schuss war dann tödlich.

Da waren noch andere Männer aus Luminasio, aber ich weiß nicht, warum man sie nicht tötete.

Sie hatten auch einen gewissen "Ughein" gefasst, der auf den Märkten Bonbons verkaufte. Doch der wusste sich zu wehren.

Die anderen Männer, die nicht getötet wurden, um die Zahl Zehn vollzumachen, fielen vielleicht unter die Befehlsgewalt eines anderen Kommandanten, da sie aus einem anderen Ort kamen. Wir befanden uns ja an der Grenze zwischen den Gemeinden Marzabotto und Monte San Pietro (Ortsteil Montepastore).

Mein Onkel Roberto Neri, der Wirt von Montasico, erzählte mir, der Kommandant habe ihm gesagt, dass er nach Hitlers Gesetz dreizehn Männer erschießen lassen müsse: zehn für den deutschen Soldaten, drei für das Pferd. Wenn es nicht genug Männer gebe, würden sie auch Frauen und Kinder umbringen. Doch sei das ein ganz neuer Befehl und er wolle ihn nicht als Erster ausführen. Deshalb würde er zu Protokoll geben, dass er dreizehn Personen getötet hat, ohne es in Wirklichkeit getan zu haben.

Danach brachen wir nach Montasico auf, wo wir am Samstag ankamen und auf dem Hof der Comastris in der Scheune untergebracht wurden.

Das deutsche Kommando befand sich im Haus meines Onkels, des Wirts von Montasico. Als dieser erfuhr, dass auch wir unter den Geiseln waren, konnte er über den Kommandanten erwirken, dass meine Großmutter, seine Mutter, am Montag freigelassen wurde. Er kam zu uns und sagte: "Wenn ich kann, hole ich euch auch raus." Tatsächlich wurden meine Mutter und ich am Donnerstagnachmittag um fünf Uhr wieder auf freien Fuß gesetzt. Ein Deutscher war gekommen und hatte uns, indem er auf seine

Uhr zeigte, zu verstehen gegeben, dass wir um fünf Uhr freikämen. Danach fragte ich ein Mädchen, das eine Uhr hatte, ständig, wie spät es sei, bis wir aus der Haft entlassen wurden.

Wir wurden nicht schlecht behandelt. Jeden Tag bekamen wir etwas zu essen.

In der Zwischenzeit hatten die Deutschen mit den Verhören begonnen. Einen nach dem anderen holten sie die Gefangenen heraus und brachten sie nach einem kurzen Verhör in den Stall nebenan, der von der Scheune durch eine Mauer getrennt war. Dann hörte man MG-Salven. Wir alle dachten, dass diese Leute erschossen worden waren, doch dann entdeckten wir, dass man uns nur Angst machen wollte. Wir erkannten das, als die Soldaten Maria Betti abführten. Sie verhörten sie und schickten sie dann zu uns zurück, damit sie ihre drei Töchter hole. Kaum war sie aus unserem Blickfeld, fielen drei MG-Salven, sodass wir alle überzeugt waren, dass sie erschossen worden waren. Nach einer Weile fing das zehn Tage alte Mädchen zu weinen an. Da lebten wir alle wieder auf, weil uns klar war, dass die Geiseln nicht erschossen worden waren, sondern man die MG-Salven nur abgefeuert hatte, um uns Angst einzujagen.

Später kehrten die Geiseln zu uns zurück, und am Samstag wurden dann alle freigelassen.

Unterdessen fuhren die Deutschen tagaus, tagein mit ihren Säuberungsaktionen fort.

Vor unserer Rückkehr nach Hause gingen wir zu Verwandten nach Montepastore und trafen dort meinen Vater. Alle zusammen kehrten wir dann in unser Haus zurück, das zum Glück unversehrt geblieben war. In der Küche stand der Teller Tagliatelle mit der Gabel drin noch so, wie ihn mein Großvater zurückgelassen hatte, allerdings lag mittlerweile dicker Schimmel darauf.

Wir blieben nur wenige Tage dort. Ende September wurden wir evakuiert. Die Deutschen begründeten das damit, dass unser Haus vor dem "Monte Salvarone", wie sie ihn nannten, lag und die Alliierten von dort aus schon mit dem Kanonenbeschuss begonnen hatten. Sie sagten uns: "Seht dort, auf dem Monte Salvarone!" Wir kehrten nach Montepastore zurück und blieben dort bis zur Befreiung.

Ich bin immer bei meiner Mutter gewesen, während der Durchkämmungsaktionen, der Geiselhaft und nach der Befreiung.

ANNA LOLLI, 9 Jahre

29. September 1944

In Albergana, Gemeinde Marzabotto, wohnte die Familie Rosa: meine Großeltern Giuseppe und Vilelma Venturi, mein Onkel Cleto und meine Tante Assunta Naldi mit ihren minderjährigen Kindern Armando, Corrado, Fernando und Livia, Onkel Alberto und Onkel Ernesto, der als Soldat in Albanien war. Bei uns aufgenommen hatten wir: die Benassis, die aus Furcht vor Bombardements aus Famaticcia geflüchtet waren, weil ihr Haus in der Nähe der "Direttissima" lag, der Bahnstrecke Bologna-Florenz; die Chinnis, die Quercia verlassen hatten, weil sie direkt an der Eisenbahnbrücke wohnten; und Luciana Galliani, eine junge Frau aus Rioveggio, vermutlich auch sie eine Ausgebombte, aber das wusste man nicht so genau.

An jenem 29. September erschien am frühen Morgen die SS. Alle Männer flohen in den Wald, außer Onkel Cleto, der sich zunächst unter ein Bett flüchtete und dann den anderen in den Wald folgte. Auf meinen Opa Giuseppe und Sandro Chinni schossen die SS-Leute, ohne sie allerdings zu erwischen. Meinen anderen Onkel, Alberto, und den Sohn von Chinni, den 21-jährigen Gianni, fassten sie jedoch und setzten sie als Munitionsträger ein. Nach dem Aufstieg nach Cadotto wurden sie schließlich ermordet.

Es handelte sich um eine SS-Vorhut. Sie hatte die Aufgabe, die Männer festzunehmen und die Häuser in Brand zu setzen – unser Haus wurde aber nicht angesteckt. Wenig später schoss jemand, ich kenne seinen Namen nicht, vom Wald aus auf einen SS-Mann, der dabei verletzt wurde. Die anderen Soldaten zwangen zwei junge Frauen, Ada Chinni und Luciana Galliani, den Verletzten nach Rioveggio zu bringen, wo sich ein Feldlazarett befand.

Etwa zwei Stunden danach traf der zweite SS-Trupp ein und begann mit den Vergeltungsmaßnahmen.

Es waren nur noch Frauen und Kinder da. Im Haus waren meine Oma Vilelma, Tante Assunta und ihre vier Kinder Armando, Corrado, Fernando und Livia.

Von Familie Benassi waren Caterina mit ihrem neun Monate alten Sohn Giorgio, Adelfa und ihr Mann Luigi Fabbri da. Von Familie Chinni waren die Mutter Maria und ihr Adoptivsohn Luciano vertreten. Sie wurden alle auf die Tenne geführt und dort an einem Erdwall erschossen, über dem der Kastanientrockner angebracht war. Man beerdigte sie in Albergana, mit ihnen auch Sandro Benassi, der von einer Kanonenkugel getroffen wurde, als er in seinem Wohnort Famaticcia versuchte, sich in einen Unterschlupf zu retten.

Vom Wald aus beobachteten Opa Giuseppe und Onkel Cleto alles: die Razzia, die Gefangennahme und die Erschießung. Caterina versuchte zu entkommen. Die Kugeln erreichten sie auf offenem Feld.

Tante Adelfa hielt ihren Sohn Giorgio im Arm.

Ich war nicht da an diesem Tag. Meine Mutter war nach ihrer Hochzeit nach Pontecchio Marconi gezogen, in die Pförtnerwohnung des "Altopiano" von Casa Nuova dei Campacci. Damals waren wir wegen der Bomben nach Preda ausgelagert worden, in ein Haus auf dem Anwesen der Familie Marconi.

Alle Opfer von Albergana wurden später exhumiert und gleich nach der Fertigstellung der Gedenkstätte von Marzabotto dort beigesetzt.

Giuseppe und Cleto Rosa blieben mit Chinni eine Zeit lang im Untergrund. Opa

Giuseppe, der sich im hohlen Stamm eines Kastanienbaums versteckt hatte und eines Tages SS-Leute vorbeilaufen sah, erzählte nur, dass einige von ihnen den Dialekt der Bergbewohner sprachen, und erinnerte sich gut an diesen Satz: "Um sie aufzuspüren, brauchen wir die Hunde für die Hasenjagd".

Über den Fluss Setta erreichten sie dann Elle, wo sie bei Freunden in einem Ort namens Cereta (bei Rioveggio) Aufnahme fanden.

Nach der Befreiung holte mein Vater sie um den 20. Mai herum mit seinem Lieferwagen ab. Ich war auch dabei und erinnere mich, dass es eine erschütternde Begegnung war, zumal sie sich zum ersten Mal nach der Tragödie wieder trafen.

Im Sommer kehrte Onkel Ernesto aus Deutschland zu uns zurück, nachdem er in Albanien in Kriegsgefangenschaft gekommen war. Er brachte eine Tuberkulose mit und wurde anschließend vier Jahre lang im Sanatorium von Montecatone behandelt.

Onkel Cleto heiratete nach dem Verlust seiner Frau und vier Kinder wieder – eine liebe und gute Frau – und nahm meinen Großvater und Onkel Ernesto bei sich auf.

In den fast zwei Jahren unseres Zusammenlebens erfuhr ich von meinem Großvater und meinem Onkel aus erster Hand, wie alles vor sich gegangen war und was zur Auslöschung meiner gesamten Familie – insgesamt etwa 30 Personen in Albergana, Caprara und Colulla di Sopra – geführt hatte.



...In Albergana, Gemeinde Marzabotto, wohnte die Familie Rosa und mehrere Flüchtlinge: die Benassis, die Chinnis und Luciana Galliani...

Der Schriftsteller Alberto Rosa berichtet in seinem Roman "La stagione dei bachi da seta" ("Die Zeit der Seidenraupen") über die Jahre, die den Massakern von Monte Sole vorausgingen, als die Bewohner dieses Gebiets trotz ihrer Sorgen wegen des allgemeinen Kriegsklimas ein alles in allem ruhiges Leben führten.

Mario, ein junger Mann aus dieser Gegend, wohnt in Albergana, wo er sechs Tage in der Woche auf den Feldern verbringt, denselben Feldern, auf denen seine erste große Jugendliebe erwacht.

1943 IST MARIO SOLDAT IN TIRANA. SEINE VERLOBTE, CATERINA, TEILT IHM MIT, DASS SIE SCHWANGER IST. MARIO SCHREIBT IHR EINEN BRIEF, IN DEM ER SEINE GANZE FREUDE ZUM AUSDRUCK BRINGT UND DEN WUNSCH ÄUSSERT, SIE ZU HEIRATEN, SOBALD ER HEIMKEHREN DARF.

SEPTEMBER 1943

Dienstag, 7. September 1943.

Liebe Caterina, ich habe deinen Brief erhalten. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue. Zu erfahren, dass du ein Kind erwartest, das erste von den vielen, die wir zusammen haben werden, hat in mir ein Gefühl geweckt, das ich dir nicht zu beschreiben vermag.

Ich bin ganz aus dem Häuschen und würde es am liebsten der ganzen Welt zurufen: meinen Kameraden, den Vorgesetzten, den Menschen auf den Straßen von Tirana. Doch aus Aberglauben behalte ich es für mich und werde es den Jungs erst am Tag meiner Abreise sagen. Seit einigen Tagen lässt der Sender, den wir "Radio Scarpa"⁵ nennen, verlauten, dass es bald wichtige Neuigkeiten geben wird. Es scheint, dass der Krieg kurz vor seinem Ende steht und wir endlich nach Hause zurückkehren können.

Ich kann es kaum erwarten, dich wieder in meine Arme zu schließen und gemeinsam mit dir dieses wichtige Ereignis zu genießen. Was den Namen angeht, möchte ich, dass du ihn aussuchst, kann allerdings schon vorwegnehmen, dass Giorgio auch mir sehr gut gefällt: Du schreibst, du seist noch unentschlossen, falls es ein Mädchen werde. Aber wir haben noch genug Zeit, um darüber nachzudenken. [...] Es ist tröstlich zu wissen, dass es dir sowie deiner und meiner Familie gutgeht.

Was euch betrifft, bin ich beruhigt, denn bis tief in die Wälder des Monte Sole wird der Krieg nie vordringen. Seid aber auch ihr ohne Sorge, es geht mir gut, erst recht jetzt nach der Nachricht, die du mir geschickt hast. [...] Ich verabschiede mich vorerst von dir und bitte dich, alle in Albergana von mir zu grüßen. Ich küsse dich. Dein Mario

8. SEPTEMBER 1943

MIT DEM WAFFENSTILLSTAND GERÄT MARIO IN DEUTSCHE GEFANGEN-SCHAFT UND WIRD NACH DEUTSCHLAND DEPORTIERT, AN DIE HOLLÄN-DISCHE GRENZE. ZUERST KOMMT ER IN EIN ARBEITSLAGER, DANN ZUM HOLZFÄLLEN IN DIE WÄLDER. VON DORT AUS KANN ER NICHT MEHR MIT CATERINA KOMMUNIZIEREN, ABER SEINE ZUVERSICHT, FRÜHER ODER SPÄ-TER NACH HAUSE ZURÜCKKEHREN UND SEINE LIEBEN WIEDER IN DIE ARME

⁵ Anmerkung des Übersetzers: Mit "Radio Scarpa", wörtlich: "Schuhradio", ist hier die mündliche Weitergabe von Nachrichten gemeint, die noch vor ihrem offiziellen Bekanntwerden durch Mundpropaganda verbreitet werden; man könnte vielleicht auch von "Gerüchteküche" sprechen.

SCHLIESSEN ZU KÖNNEN, VERLEIHT IHM TROTZ SEINER SCHLECHTEN KÖR-PERLICHEN VERFASSUNG GROSSE KRAFT.

FREITAG, 17. AUGUST 1945

MARIO KEHRT IN SEINE HEIMAT ZURÜCK UND ERFÄHRT VON EINEM FREUND DIE TRAURIGE WAHRHEIT ÜBER DIE ERMORDUNG SEINER FAMILIE IN ALBERGANA, WOHIN SEINER MEINUNG NACH "DER KRIEG NIE VORDRINGEN" WÜRDE.

[.....] der Lastwagen schleppte sich durch die Kehren, mit denen der Aufstieg nach Castiglione begann, schließlich kam er aber in Castelletto an.

Mario machte sich auf den Weg bergab zur Abzweigung nach Quercia.

Indessen war er in der Nähe des großen Landhauses in Quercia angekommen, das aber völlig verlassen schien.

"Mario, Mario", rief ihn Cesare, "warte, ich komm' runter und geb' dir was zu trinken." Mario: "Wie kommt's, dass alle Gasthäuser zu sind?"

Cesare: "Nach dem Krieg hat die Arbeit abgenommen, mittlerweile machen wir nur sonntags auf."

Mario: "Nach dem Krieg? Aber der Krieg ist doch wohl nicht bis zum Monte Sole gekommen?"

Cesare holte tief Luft und wischte sich die Tränen aus den Augen: "Komm her, Mario. wir setzen uns zwei Minuten."

Mario: "Cesare, ich danke Ihnen, aber wirklich nur zwei Minuten, ich würde nämlich gern nach Hause gehen.... Seitdem ich aus dem Arbeitslager raus bin, habe ich keine Nachrichten mehr erhalten, und dann kann ich es kaum erwarten, Giorgio zu sehen."

Cesare: "Komm schon, Mario, lass uns ein Glas Negrettino trinken."

Mario trank das Glas Rotwein...und wollte gerade aufstehen.

Cesare: "Mario, wohin willst du?"

Mario: "Na, wohin wohl? Nach Famaticcia und dann weiter nach Albergana."

Cesare: "Mario, es hat keinen Sinn, dass du nach Albergana gehst."

Mario: "Warum denn nicht? Wo ist mein Familie?"

Cesare: "Deine Familie ist tot, nur dein Vater und Cleto sind mit dem Leben davongekommen."

Mario: "UND CATERINA? UND GIORGIO?"

Cesare: "Tot!"

Das Gasthaus begann sich wie ein Strudel um Mario zu drehen, die Bilder vor seinen Augen wurden immer bleicher, bis er wie ein leerer Sack auf dem Tisch zusammensank.

Da verließen Cesare und seine Frau die Wirtschaft, lehnten die Tür an und warteten in Stille.

Nach kurzer Zeit begann von innen ein Schluchzen herauszudringen, das den ganzen Nachmittag über andauerte. Noch heute kann man es dort vernehmen. Man braucht nur ein Herz wie das der Bewohner des Monte Sole, in dessen Gebiet der Krieg, wie Mario mit fester Gewissheit glaubte, nie vordringen würde.

LUCIANO CONTI, 9 Jahre

Mein Zeugnis kommt gewiss spät, es sind ja schon mehr als sechzig Jahre vergangen. Trotzdem spricht aus ihm die unmittelbare Erinnerung an die Dramatik jener unglückseligen Zeit, in der sich eine der Tragödien abspielte, die die Geschichte der Menschheit nachhaltig geprägt haben.

Meine zunächst schulisch und später beruflich bedingte Abwesenheit von Pioppe in den Nachkriegsjahren hat mich zudem auch von einer direkten Beteiligung an der Rekonstruktion der Augenzeugenberichte und Erinnerungen ausgeschlossen.

Es war der 29. September 1944, als an einem regnerischen Tag die deutschen SS-Truppen gegen vier Uhr morgens im Dunkeln zu den Höfen von Creda und Capossina di Salvaro hinaufzogen. Als Vorhut ging ihnen ein Faschistentrupp voraus, der von einem Mann mit einem Gewehr im Rücken angeführt wurde.

Später erfuhren wir, dass der Mann, der mit diesem Gewehr gezwungen wurde, dem Trupp den Weg zu zeigen, Giovanni (oder Giuseppe) Sabbioni war, der Vater meiner Patin Ida, der Frau von Guerino Fanti. Sie alle liegen jetzt auf dem kleinen Friedhof von Salvaro begraben. Sabbioni konnte sich retten, als seine Peiniger einen Moment lang abgelenkt waren, indem er kurz vor Creda in einen Graben sprang. Da es ein regnerischer und dunkler Tag war, schaffte er es, dass die Milizen ihn nicht ausfindig machten.

Ich wurde am 2. Juni 1935 geboren und war damals erst neun Jahre und ein paar Monate alt. Nach unserer Evakuierung aus Pioppe di Salvaro war ich mit meiner Mutter Amedea Veggetti zu Tante Vittoria (genannt Anna) und Onkel Dino nach Serra di Sopra di Salvaro in der Gemeinde Grizzana, heute Grizzana Morandi, geflüchtet. Mein Vater Rinaldo Conti, im Dorfjargon Checco, war Soldat. Er war in Libyen in englische Gefangenschaft geraten und dann nach Sardinien gebracht worden. Ende Februar, Anfang März 1945 erhielten wir wieder Nachrichten von ihm, nachdem wir die Front überschritten und uns zunächst nach Stanco di Grizzana und dann nach Monteacuto Vallese geflüchtet hatten, wo wir bis zum Kriegsende blieben.

Damals schlief man in Heuschobern über den Viehställen, wo es am wärmsten war, um sich vor den strengen winterlichen Temperaturen zu schützen.

Kehre ich im Gedächtnis zur Tragödie des 29. September zurück, erinnere ich mich, dass wir den donnernden Lärm der im Gleichschritt marschierenden Soldaten hörten: Als wir aus dem Fenster zur Straße zum Monte Salvaro hinausschauten, wurde uns klar, dass gleich etwas Schlimmes passieren würde. Zu unserem Glück gehörte Serra di Sopra nicht zu den Zielen der deutschen SS-Truppen.

Ohnehin hatten wir im Juli 1944 mit dem Blutbad, das in dem zu Malfolle gehörigen Weiler Faggiolo (Gemeinde Marzabotto) an neun Unschuldigen verrichtet wurde, schon eine tragische Vorwarnung erhalten.

Ich habe stets geglaubt und glaube immer noch, dass wir damals einen Schutzengel hatten, weil ich sonst nicht hier wäre und erzählen könnte, was ich in jenen unvergesslichen Momenten meiner Kindheit gesehen und gehört habe.

In den Tagen nach dem 29. September war mit dem Blutbad an den Bewohnern absolute Stille in unser Gebiet eingekehrt. Kein Mensch begab sich von den Höfen des Monte Salvaro zum Lebensmittelgeschäft nach Serra di Sotto oder zur Messe in die Pfarrkirche von Salvaro, die an jenem Morgen mit vierzig bis fünfzig Personen gefüllt war, die dort Zuflucht und Schutz gesucht hatten.

Salvaro gehört wie das talwärts gelegene Pioppe di Salvaro zur Gemeinde Griz-

zana. Es ist der letzte Ortsteil vor dem Fluss Reno und liegt an der Grenze zu den Gemeinden Marzabotto und Vergato. Heute heißt die Gemeinde Grizzana Morandi, in Anlehnung an den Maler Giorgio Morandi.

Zu den Ereignissen des 29. September, jenes Morgens unmenschlichen Wahnsinns, die mir am stärksten haften geblieben sind, zählen der Aufstieg der nazifaschistischen Truppen zu den Höfen und Weilern des Monte Salvaro in den frühen Morgenstunden, der eilige Gang zur Kirche von Salvaro, um Trost und Zuflucht bei Gott und den Heiligen zu finden (der 29. September ist der Festtag des Schutzheiligen, des Erzengels Michael), und die Ankunft eines SS-Mannes in der Kirche auf der Suche nach Männern, die er gefangen nehmen und – das hatte damals oft dieselbe Bedeutung – erschießen lassen konnte, sowie der Mut einer Kindergärtnerin, Schwester Innocenza aus der Gemeinschaft der Dienerinnen des Heiligsten Herzens Jesu in Pioppe di Salvaro (wenn ich mich recht erinnere), die mit dem Soldaten kreuz und quer durch die ganze Kirche ging und der es gelang, eine beträchtliche Zahl von Männern zu retten, die sich in der Sakristei zusammengedrängt und versteckt hatten: Ein Schrank verdeckte den Eingang zur Sakristei. Daneben stand eine Bank, auf der ich in eine Decke gehüllt lag. Meine Mutter saß bei mir, weil ich Fieber hatte.

Eine andere, wegen ihrer menschlichen Tragik unauslöschliche Erinnerung betrifft die beiden Priester, Don Elia Comini und Pater Martino Capelli, die den Menschen in der Kirche hingebungsvoll Trost spendeten und dann beschlossen, auch denen Trost zu bringen, die auf den Höfen des Monte Salvaro Zuflucht gesucht hatten. Damit entschieden sie sich für ihr Schicksal und Martyrium: Zwei Tage später wurden sie im leeren Staubecken der Hanfspinnerei von Pioppe di Salvaro erschossen. Die beiden Priester wurden wegen ihres großmütigen Entschlusses, Menschen in höchster Not Hilfe und Trost zu bringen, verhaftet. Einige Frauen beschworen sie, nicht zu gehen, doch nichts konnte sie von ihrer Entscheidung abhalten. Und so brachen sie in den sicheren Tod auf.

Ich traf sie mit meiner Mutter und Tante zusammen. Es war ungefähr um drei Uhr nachmittags an jenem 29. September; wir waren auf dem Heimweg nach Serra di Sopra di Salvaro, nachdem wir den ganzen Morgen und die ersten Stunden des Nachmittags in der Kirche verbracht hatten, wo die SS nach versteckten Männern gesucht hatte. Die beiden Priester kamen von den Orten des Massakers herabgelaufen, wo die SS sie unter dem Verdacht festgenommen hatte, dass sie Spione der Partisanen seien. Ich erinnere mich, dass es eine besondere Begegnung war, weil die beiden Priester, wie Tragesel mit Waffen beladen, unter einer Eiche vor dem Haus standen, in dem wir wohnten. Sie kannten uns aus der Kirche von Salvaro. Don Elia sagte zu meiner Mutter und Tante: "Gehen Sie weg, hier ist dicke Luft." Obwohl sie so schwer beladen waren, dass sie kaum ihre Arme bewegen konnten, segneten sie uns mit dem Kreuzzeichen. Das war vermutlich das letzte Mal, dass sie ein lebendes Gemeindemitglied der Pfarrei von Salvaro segneten, bevor sie den Männern, die im Staubecken den Tod fanden, den letzten Segen erteilten. Mit Waffen überladen wurden sie in die Räume des Reitstalls in der Nähe der Kirche von Pioppe gebracht. Von dort wurden sie am 1. Oktober mit anderen Männern, die auch seit dem 29. September gefangen waren, abgeführt und über der "Botte" erschossen.

Die "Botte" ist ein Staubecken, das durch einen Kanal gespeist wird, der damals wie heute sein Wasser aus dem Reno bezieht. In der ehemaligen Hanfspinnerei wurden damit die Turbinen eines Transformatorenhäuschens angetrieben.

In diesem Staubecken wurden 45 Männer ermordet, nur drei überlebten.

Andere Erinnerungen an jene Zeit menschlichen Wahnsinns stammen aus den Tagen nach dem 29. September. So wurden meine Mutter, meine Tante und ich an einem Morgen gegen Ende Oktober abgeführt und mit zehn anderen Bewohnern von Serra di Sopra an die Mauer gestellt. Vor uns stand ein Maschinengewehr schussbereit im Anschlag. Ausgelöst wurde das Ganze durch das Verschwinden eines polnischen Soldaten, der sich in eine junge Frau aus dem Dorf verliebt und diese in dem Unterschlupf besucht hatte, in den sie mit ihrer Familie geflüchtet war. Nur das Eingreifen meines Onkels Dino, der den Ort kannte, rettete uns vor der Erschießung. Er hatte sich hinter der Dorfbäckerei versteckt, und als er sah, was geschah, lief er zum Unterschlupf. Dort fand er den "kleinen Polen", wie die Deutschen ihn nannten und forderte ihn auf, sich augenblicklich beim deutschen Ortskommando zu melden, weil sonst seine Schwestern, sein Neffe und andere Dorfbewohner erschossen würden. Der "kleine Pole" stürzte sofort los, sodass der Vorfall, der zu einem Nachspiel des Massakers hätte werden können, noch einmal glimpflich ausging.

Serra di Sopra war in den Monaten nach dem Massaker durch das Heranrücken der Kriegsfront zum Niemandsland und daher immer gefährlicher und unbewohnbarer geworden. Deshalb beschlossen meine Mutter und Tante Anna (Onkel Dino war schon über die Grenze gegangen, um der Gefangennahme durch die Deutschen zu entgehen), das Haus zu verlassen und die Frontlinie zu überqueren.

Eines Morgens gegen Ende November oder Anfang Dezember wagten wir die gefährliche Flucht – im Dunkeln, um nicht von den Deutschen gesehen zu werden, die mit dem Fernrohr alles beobachteten, was sich in Richtung Gebirge bewegte.

Als wir den Gutshof von Creda erreichten, dämmerte es. So mussten wir zwangsläufig eine Pause einlegen. Wir rasteten ein paar Stunden, bevor wir weitergingen. Während dieser Rast entdeckten wir die Opfer des Blutbads, das sich dort am 29. September ereignet hatte: Ihre Leichen lagen übereinander im Viehstall.

Ab hier beginnt die Erinnerung an die Geschichte unserer Heimkehr im Mai 1945. Erst im Nachhinein ist mir mit der Zeit klar geworden, wie sehr die Vorsehung oder ein "Engel" meine Familie geschützt haben muss, haben wir diese schreckliche Tragödie, die sich auf unserem Boden abgespielt hat, doch alle heil überstanden.

Wir kehrten zunächst in das Haus in Serra di Sopra zurück, wo es inzwischen alles Mögliche gab, von einer provisorischen Kommandostelle über ein Waffenlager in einem Zimmer bis hin zu einer Art Hygienebereich, der in einem anderen, versteckteren Zimmer eingerichtet worden war.

Später kehrte ich nach Pioppe di Salvaro zurück und nahm wieder das normale Leben von früher auf.

Nach der Grundschule legte ich mit Unterstützung unseres Pfarrers, Don Angelo Carboni, in Bologna die Aufnahmeprüfung an der Aldini-Schule in der Via delle Muratelle ab; anschließend besuchte ich die ersten beiden Mittelschulklassen privat bei den Patres vom Heiligen Herzen, die die Pfarrei von Pioppe, Malfolle und Sibano leiteten. Dann trat ich in Bologna ins Seminar ein, wo ich bis zum humanistischen Abitur blieb.

Anschließend ging ich an die Universität in Bologna und schloss mein Studium als Diplomchemiker ab. Nach meiner Hochzeit zog ich nach Mailand, weil ich dort eine Stelle gefunden hatte, zuerst an der Fakultät für Organische Chemie der staatlichen Universität als Forscher auf dem Gebiet industrielle Prozesse und dann in den Forschungslabors der Gesellschaft SIR in der Gemeinde Paderno Dugnano.

In Mailand und Umgebung wohnte ich ungefähr 15 Jahre lang, bis Juni 1984 (mein Vater starb am 4. Mai 1984). Anschließend arbeitete ich in Venetien für andere Firmen und zuletzt, bis zu meinem Ruhestand, bei Enichem in Ferrara.

Heute lebe ich in Lendinara, Provinz Rovigo, einer kleinen Stadt, die reich an Geschichte und Kunst ist und viele bekannte Persönlichkeiten hervorgebracht hat, beispielsweise die Brüder Canozio, kunstfertige Holzschnitzer, deren Werke sich in Ferrara, im Dom von Modena und natürlich in Lendinara befinden, oder den Geigenbauer Domenico Montagnana, der genauso berühmt ist wie Stradivari.

Die Geschichte des Risorgimento, also der italienischen Einigungsbestrebungen im 19. Jahrhundert, repräsentiert Alberto Mario, Statthalter von Giuseppe Garibaldi.

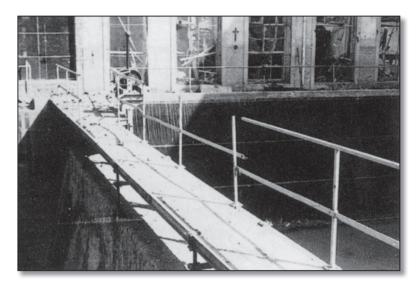
Mein Herz hängt aber weiterhin an unserem Apennin, mit den unauslöschlichen Erinnerungen an meine Kindheit und die für mich wertvollsten Jahre, verbunden mit vielen Begebenheiten und mit meinen Angehörigen, die inzwischen auf dem Friedhof von Salvaro ruhen.



1944, PIOPPE DI SALVARO.

Im Vordergrund: die Hanfspinnerei nach den Bombardements.

Oben rechts: die Kirche und der Pferdestall, bekannt auch unter dem Namen "Casa dei Biroccai", d. h. Haus der Fuhrleute. An diesen beiden Orten wurden die Männer gefangen gehalten, die am 29. September in Pioppe und den angrenzenden Gebieten der drei Gemeinden Grizzana, Marzabotto und Vergato festgenommen worden waren. Die Gefangenen aus dem Pferdestall wurden an der "Botte" erschossen. Die Gefangenen aus der Kirche wurden nach Deutschland deportiert.



1944, die "Botte" von PIOPPE DI SALVARO. 1. Oktober.

Es ist fast Abend. Nach drei Tagen verlassen die Gefangenen den Pferdestall und laufen in einer Kolonne durch das Dorf zum Staubecken der Hanfspinnerei. Nachdem man ihnen jeden persönlichen Gegenstand abgenommen hat, wird den

Gefangenen befohlen, sich die Schuhe auszuziehen und auf den Laufsteg über dem Staubecken zu steigen.

Dann eröffnen die bereits auf dem gegenüberliegenden Bahndamm postierten Maschinengewehrschützen das Feuer auf sie. Die Männer fallen einer nach dem anderen auf den matschigen Boden des Staubeckens. Schließlich werden Handgranaten in das Staubecken geworfen, die ihre Körper zusätzlich verunstalten. Drei Männer überleben, drei weitere steigen lebend aus dem Becken, sterben aber

wenige Augenblicke später.

Es gelingt nicht, die Leichen aus dem offenen Grab zu bergen. Viele Tage später werden die Schleusen des Kanals, der das Staubecken beflutet, wieder geöffnet und alle 44 verwesenden Leichen werden durch den Kanal in den Reno gerissen. Keiner der Toten ist je wieder aufgetaucht.



Die "Botte" heutzutage.

DON RINO GERMANI SDB

Priester der Salesianer Don Boscos

LIEBE – SOLIDARITÄT – HOFFNUNG

Ich kenne die Gegend von Marzabotto, Monte Sole und Monte Salvaro gut, und auch einige Menschen, die 1944 dort wohnten. Diese haben mir persönlich die traurigen Geschichten und Familientragödien erzählt, die sie dort, an der so genannten Gotenstellung, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs erlebten. Ich habe dieses Gebiet nicht 1944, sondern erst Jahre später besucht, als Vize-Postulator im Heiligsprechungsprozess von Don Elia Comini, einem Salesianerpriester, der unschuldig auf tragische Weise und aus rein kriegsstrategischen Gründen im leeren Staubecken der örtlichen Hanfspinnerei von Pioppe di Salvaro erschossen wurde, zusammen mit dem Dehonianer Pater Martino Capelli und 44 weiteren Opfern. Nur drei Personen überlebten das Blutbad.

In den Jahren 1992-2001 habe ich mit 130 Augenzeugen gesprochen, die selbst Opfer der Ereignisse des Jahres 1944 waren und sie nur allzu gut kannten, unter ihnen die Pfarrer von Salvaro, Don Anselmo Cavazza, und Sasso Marconi, Don Dario Zanini.

Vor mir liegt das bewegende Zeugnis von Luciano Conti⁶, der 1944 neun Jahre alt war. Zusammen mit anderen Augenzeugenberichten gehört es zu der hier vorliegenden zweiten Sammlung von Zeugnissen der "Kinder von 1944", die Anna Rosa Nannetti erstellt hat.

Zwei Dinge beeindrucken und verwundern mich an diesen Berichten: erstens die Einfalt und Unschuld, mit der die mittlerweile erwachsen gewordenen "Kinder" darin ihre Erinnerungen beschreiben, auch die traurigsten.

Diese "Kinder" scheinen den geschilderten Tatsachen wie Außenstehende gegenüberzustehen, quasi wie externe Beobachter.

Die Seele des Kindes leidet, denkt aber über das Jetzt hinaus und hofft, dass alles wieder gut wird. Sie vertraut auf die Erwachsenen, aber auch auf Gott und seine Heiligen.

Luciano schreibt, er erinnere sich an "den eiligen Gang zur Kirche von Salvaro, um Trost und Zuflucht bei Gott und den Heiligen zu finden".

Kinder erzählen Schreckliches, aber immer mit einem starken Gefühl der Hoffnung.

Das zweite Wunder ist die Tatsache, dass fast alle damaligen Kinder, die außerhalb ihres Hauses und Dorfes untergebracht waren, sich glücklich und zufrieden darüber äußern, mit welch großer Liebe sie von ihren Gastfamilien behandelt wurden.

Es gab da jemanden, der an sie dachte und für ein glückliches Ende sorgte.

Die Gewissheit eines nahen, wenn auch künftigen Guts ist wertvoll. Sie ist eine Gabe Gottes, vermittelt durch die große Nächstenliebe und Herzlichkeit unserer Menschen.

Es gibt noch einen dritten Aspekt, der in den Berichten der Kinder immer wieder auftaucht: die Erinnerung an wunderbare, von Gottes- und Nächstenliebe erfüllte Nonnen und Priester.

59

⁶ Vgl. S. 54-57.

Auch diese Nonnen und Priester sind ein Zeichen der Barmherzigkeit, mit der Gott stets diejenigen seiner Gläubigen begleitet, die das größte Leid erdulden müssen.

Schwester Alberta Taccini, Dienerin des Heiligsten Herzens Jesu aus der Kommunität in Pioppe di Salvaro, die am 29. September in der Kirche von Salvaro war, berichtet: "Nach der heiligen Messe, die um sechs Uhr morgens gefeiert worden war, erflehte Don Elia Comini, noch ins Messgewand gehüllt und sich vor dem Altar niederwerfend, mit mehreren Gebeten für alle die Hilfe des Heiligen Herzens, die Fürsprache Marias, der Helferin der Christen, des heiligen Giovanni Bosco und des Erzengels Michael, des Schutzheiligen der Pfarrei. Dann bereitete er uns mit einer kurzen Gewissensprüfung und dem dreimal wiederholten Bußgebet auf den Tod vor."

Don Elia und Pater Martino begaben sich dann auf den Weg zum Gutshof von Creda (wo mehr als siebzig Menschen ermordet wurden). Doch sie kamen dort nicht an: Kaum hatten sie die Mauern des Friedhofs von Salvaro hinter sich gelassen, wurden sie verhaftet und – den Monte Salvaro hoch und runter – als Lasttiere zum Tragen von Waffen und Munition benutzt.

Am Abend wurden sie in den Pferdestall von Pioppe gesperrt, wo sie bis Sonntagabend, 1. Oktober, gefangen gehalten wurden. Gegen 19 Uhr wurden sie in zwei Gruppen erschossen.

Auch zu jener Stunde hörte man, wie Don Comini mit lauter Stimme "Erbarme dich unser" rief und die Marienlitanei betete.

Pater Martino, obwohl schon vom Maschinengewehr getroffen, gelang es, wie Augenzeugen berichten, sich noch einmal aufzurichten und allen einen letzten Segen und eine letzte Absolution zu erteilen.

Die "Kinder von 1944", die an den tragischsten und schmerzlichsten Ereignissen beteiligt waren, die in ihrem Gebiet stattfanden, geben mit ihren von innerem Frieden getragenen Zeugnissen ihre dankbare Freude über die Anteilnahme und Liebe an uns weiter, mit der ihre Pflegefamilien (bzw. in einigen Fällen ihre Adoptiveltern) sie behandelten, sowie ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Wir sagen dafür Gott und Maria Dank. Wir danken dafür auch diesen Kindern und all denjenigen, die ihnen geholfen und zur Seite gestanden haben.

BRUNA SABBI, 10 Jahre

Ich wohnte in Bolognina bei Vado. Wir waren achtzehn Personen im dortigen Unterschlupf, davon mindestens acht Kinder und einige Alte, darunter auch mein Urgroßvater. Als die Deutschen kamen, stellten sie uns alle in einer Schlange auf und führten uns in den Graben von Bolognina. Einer lief vorne, einer hinten, beide mit einem MG. An einem bestimmten Punkt ging es nicht weiter, weil Felsen vor uns lagen. Da ließen sie uns zum Unterschlupf umkehren. Wir dachten, sie würden uns erschießen, denn sie sagten: "Raus, kaputt." Stattdessen fingen sie an zu lachen, weil wir alle schweißgebadet waren, und gingen dann weg.

Einmal kamen die Deutschen mit Vieh daher. Sie ließen es einen Tag und eine Nacht in Bolognina. Meiner Mutter gelang es, unbemerkt eine Kuh zu melken. Wir haben dann von dieser Milch getrunken und damit Brot in dem Ofen gebacken, den die Partisanen dort in der Nähe gebaut hatten. In einem Haus nahe der Straße nach Bolognina befanden sich sechs oder sieben Engländer. Sie wussten nicht, wie sie Tee kochen sollten, denn wenn sie ein Feuer gemacht hätten, hätten die Deutschen das bemerkt und auf sie geschossen. Da ging mein Bruder in der Nähe des Unterschlupfs in den Wald, sammelte Brennholz und Reisig, deckte alles mit einem Tuch ab, um nicht gesehen zu werden, und stellte Kohle her. Die schenkte er dann den Engländern, damit sie unbemerkt Tee kochen konnten. Im Gegenzug bekamen wir von ihnen Essen. Eines Tages schossen die Deutschen vom Monte Sole aus. Dabei wurde das Haus zerstört und die Engländer getötet. Die Partisanen, die keine Schuhe hatten, nahmen die der toten Soldaten.

Mein neunjähriger Bruder war verletzt worden. Meine Mutter nahm ihn, als wir den Unterschlupf verließen, auf den Rücken, ich schnappte einen Sack mit Kleidern und dann brachen wir zu einem Unterschlupf in der Nähe von Curè auf. Dort wartete schon meine große Schwester, und wir zogen uns von dort nach Monzuno zurück. Wir waren zwei Familien und blieben bis zur Befreiung in einem Stall. Bei Monzuno waren die Amerikaner, die uns etwas zu essen gaben. Bei unserer Heimkehr war unser Haus völlig zerstört; nichts war mehr davon übrig, sodass man nachts den Himmel sah.

Mein Vater war sieben Jahre im Krieg. Nach seiner Heimkehr ging er eines Tages Kastanien sammeln und wurde dabei von einer Mine verletzt. Er verlor einen Fuß, hatte aber den Mut, die Wunde mit seinen Schnürsenkeln abzubinden, um die Blutung zu stoppen. Er schrie so laut, dass ein Hund seinen Besitzer holte, der meinem Vater sofort zu Hilfe eilte. Er packte ihn auf seine Schultern und lud ihn dann auf einen Laster, der ihn zur Rizzoli-Klinik brachte. Mein Bruder und ich gingen im Winter für etwa drei Monate nach Castiglione dei Pepoli in ein Ferienheim.

Mein Vater erhielt eine kleine Rente, bei der auch all das berücksichtigt wurde, was er im Krieg hatte erdulden müssen. Meine Schwester arbeitete als Dienstmädchen. Und ich zog 1948 zum Unkrautjäten los. Sechs Jahre lang arbeitete ich auf den Reisfeldern im Piemont, zuerst in Vercelli, dann in Molinella. Ich war erst vierzehn, und man wollte mir keine Arbeitspapiere geben, weil mir noch drei Monate bis zum 15. Lebensjahr fehlten. Da half mir der Bürgermeister und sagte: "Wegen der drei Monate könnt ihr sie durchlassen." So durfte ich arbeiten. Man arbeitete nur vierzig Tage im Jahr. Mein Bruder ging mit meinem Onkel zu einem Gutsherrn arbeiten.

⁷ Anmerkung des Übersetzers: Die Zeugen der Massaker verwenden diese Wörter nicht immer richtig. Vielmehr stellen diese in ihrer Erinnerung – gleichsam als emotional besetztes "Erkennungsmotiv" – eine feste gedankliche Verbindung zu den deutschen Soldaten her. Vgl. oben, Anm. 1.

Zu der Kindergruppe aus Vado, die mit dem Bus zu Pflegeeltern gebracht wurde, gehörten auch mein Bruder und ich. Ich kam für drei Monate nach San Pietro in Casale zu Familie Vecchi und mein Bruder zu einer anderen Familie. Er wollte mit mir kommen, aber jede Familie nahm nur ein Kind auf, und leider wurden wir kleinen Geschwister getrennt. Dennoch haben wir beide eine schöne Erinnerung an unsere Pflegefamilien.



21. April 1945: Eine lange Schlange deutscher Soldaten wird von polnischen Soldaten in das Gebiet hinter der Front gebracht (Sammlung: National Archives 5/MM-45-7296 Kosseff).

ENZO MELEGA, 11 Jahre

Ich wohnte in Pioppe di Salvaro, in der "Casona", einem großen Gebäude, das die Besitzer der Hanfspinnerei, die Turris, für ihre Arbeiter hatten errichten lassen. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter arbeiteten dort. In Pioppe besuchte ich den Kindergarten und die Grundschule bei den Nonnen, und den Sommer verbrachte ich in Miramare, einem Ortsteil von Rimini, in einem Ferienheim am Meer. Das war damals eine Initiative des Duce. Nach der Befreiung wurden wir Kinder aus armen Familien von der Stadt Bologna ans Meer geschickt, wo wir in amerikanischen Zelten in Stockbetten schliefen, weil die Ferienheime von den Bombenangriffen verwüstet worden waren.

Mit Beginn der Bombardements zogen wir uns nach Malfolle ins Haus der Familie Sapori zurück.

Ich erinnere mich an den 23. Juli 1944. Die Leute sagten, die SS habe zehn Personen ermordet, darunter auch Aldo Melega, meinen Vater. Da geriet meine Mutter in Verzweiflung.

An jenem Morgen war mein Vater nach Pioppe gegangen, um ein paar Sachen und ein Fahrrad zu holen.

Als er in Faggiolo ankam, sah er, dass dort Deutsche waren. Also lief er, ohne anzuhalten, weiter bergauf nach Malfolle. Doch diese riefen ihm nach: "Komm, komm!"

Mein Vater hatte einen Ausweis der Organisation Todt, den das deutsche Kommando all jenen ausstellte, die für die Deutschen arbeiteten. Dieser Ausweis galt als Passierschein, er bedeutete, dass sein Besitzer kein Partisan war. Aus diesem Grund kehrte mein Vater, der das Recht auf seiner Seite glaubte, zu den Soldaten um und fragte sie, was sie wollten. Bei ihnen angekommen, zeigte er seinen Ausweis einem der SS-Männer, der diesen anschaute, zerriss und ihm ins Gesicht schleuderte. Dann stellten die Deutschen meinen Vater zu den zehn Männern, die schon in einer Reihe warteten, und bauten das Maschinengewehr auf. Zu der Gruppe gehörten zwei Brüder, Medardo und Fermo Franchi, denen es gelang, den wachhabenden Soldaten umzureißen und in den Wald zu entkommen. Später haben sie erzählt, was damals passierte. "Nach dem Gemetzel nahmen sie kleine Strohballen, verteilten sie auf den Leichen der Männer und zündeten sie an, obwohl einige von ihnen vielleicht noch lebten." Da die Leichen unter dem Vordach des Viehstalls lagen, geriet auch dieser in Brand.

Von Malfolle aus sah man den Rauch. Mein Bruder Gino, meine Schwester Ornella und ich rannten nach Faggiolo und sahen alles. Es roch widerlich nach verbranntem menschlichem Fleisch. Ein Haufen Kadaver lag da, die durch das Feuer zusammengeschrumpft waren. Überall staken Beine und Köpfe aus ihm heraus. Gino sagte: "Wie sollen wir nur hier unseren Vater wiedererkennen?"

Sobald es möglich war, begannen wir, mit unseren Händen in den Leichenteilen zu wühlen. Wir haben meinen Vater an seiner blutbefleckten Uhr und seinem Personalausweis erkannt. Ich erinnere mich, dass die SS-Leute alle betrunken im Keller saßen und eine alte Frau uns sagte, wir sollten das Weite suchen, weil sie sonst auch noch uns umbringen würden.

Gino hob die Toten auf und legte sie in leere Traubenkisten. Nach der Befreiung wurden sie in Malfolle beerdigt. Wenige Gebeine in einer kleinen, mit einer Nummer versehenen Grabnische: insgesamt neun Nummern. Später wurde ein Teil der Gebeine zur Gedenkstätte von Marzabotto gebracht.

Nach ein paar Tagen kam die SS nach Malfolle, wohin wir vorübergehend wegen

der Bombardierungen ausgelagert worden waren.

Die Frauen begannen zu schreien. Meine Mutter, die beiden Schwestern, Alte, Kinder und Jugendliche wurden ergriffen. Mein Bruder Filippo war bei den Partisanen, während Gino wegen einer Behinderung nicht rekrutiert worden war. Ich bekam Angst und versteckte mich in einem leeren Schweinestall hinter Reisigbündeln. Das Gatter stand offen. Ich hörte die Stiefel der SS-Leute, die nach Versteckten suchten. Ein SS-Mann schaute rein, fand mich aber nicht. Meine Mutter wusste, dass die Soldaten der SS viel tranken. Sie trat aus der Reihe und führte sie runter in den Keller. Während sie sich betranken, konnten die Leute fliehen und sich retten. Nach einer Weile nahmen die SS-Leute ein Schwein und zerlegten es. Sie nahmen auch andere Tiere mit und ließen die Gefangenen frei. Eines Abends klopfte es bei uns. Meine Mutter ging öffnen. Vor der Tür standen zwei Partisanen. Sie trugen meinen Bruder Filippo, der ins Bein getroffen worden war und nicht gehen konnte. Meine Mutter ließ sie rein. Kaum hatten die Partisanen aber meinen Bruder abgeliefert, ergriffen sie die Flucht. Nach dem Tod des "Wolfs" zogen sich die Partisanen zurück.

Um Filippo in ein Versteck bringen zu können, legte meine Mutter ihn auf ein "Gradez", ein eng geflochtenes Weidengitter, das eigentlich zum Trocknen der Kastanien diente.

Tags darauf kam eine deutsche Patrouille. Meine Mutter machte auf, die Soldaten schauten überall nach und riefen dabei ständig: "Trinken, trinken." Da gab ihnen meine Mutter etwas zu trinken, und sie gingen zufrieden ihres Wegs. Mein Bruder war gerettet. Gino, der sich in Monte Radicchio versteckt hatte, konnte ebenfalls entkommen, weil er beim Eintreffen der SS in den Wald flüchtete. Die Soldaten nahmen ihn zwar unter Beschuss, trafen ihn aber nicht.

Im November gelang es meinen Brüdern, den Fluss zu überqueren. Sie liefen über den Monte Salvaro nach Florenz, während der Rest der Familie Malfolle in Richtung Sibano verließ. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einen Topf voller Brühe schleppte, die sie aus einer halben Gans gekocht hatte. Den Topf hielt sie mit einer Schnur verschlossen. Unterwegs begegneten wir Wehrmachtssoldaten, die sich entkräftet und resigniert in einer Kolonne aus dem Tal hochschleppten; sie befanden sich schon auf dem Rückzug und riefen uns zu: "Raus, Bologna, raus!"

Meine Mutter erwiderte: "Wie sollen wir denn ohne irgendein Fahrzeug nach Bologna kommen?"

Ich erinnere mich, dass ihr ein Deutscher sagte: "Komm, komm!" Meine Mutter folgte dem Deutschen, der ihr zwei Kühe mit einem Karren gab, auf den wir ein paar Betttücher, Matratzen und Töpfe luden. Gegen fünf Uhr nachmittags brachen wir zu Fuß auf. Ich lief mit meiner Mutter vor den Kühen, dahinter gingen meine Schwestern und die Frau von Gino mit ihrem gerade mal sechs Monate alten Baby. Um dem Kind etwas zu essen geben zu können, hatten wir auch eine Milchkuh dabei.

In Pontecchio übernachteten wir in einem Stall, weil wir erschöpft waren, und dann liefen wir nach Bologna weiter. Zuerst erreichten wir die Porta Saragozza und fanden dann bei einem Mann eine Unterkunft, der uns in seiner Villa in der Via Masi unterbrachte und als Gegenleistung jeden Tag die Hälfte von der Milch unserer Kuh verlangte. In der Garage richteten wir den Kuhstall ein, während uns die gesamte Villa zur Verfügung stand. Jeden Tag gaben wir dem Besitzer die Hälfte der Milch und die andere Hälfte Frauen mit Kindern oder anderen Leuten, die welche brauchten, und bekamen dafür Sachen zum Essen: Salz, Brot und Zucker.

64

⁸ Vgl. oben, Anm. 1 und 7.

Wir blieben bis zum Ende des Krieges in dieser Villa. Sie gehörte einem Faschisten, der in die Schweiz geflohen war. Nach der Befreiung fand mein Bruder eine kleine Wohnung in der Via Parisio. Meine Mutter, meine Schwestern und ich schliefen zusammen in einem Doppelbett. Wir haben uns nie getrennt. Alle meine Geschwister und ich haben dann Arbeit als Fabrikarbeiter oder Dienstpersonal gefunden und sind erst von zu Hause ausgezogen, als wir eine eigene Familie gegründet haben.

REPRESSALIEN

Elena Bono

Auf der Straße liegen zehn Tote.
Der Priester kann sie nicht segnen,
ihre Mütter können sie nicht waschen.
Heute Abend wird in jedem Haus für sie gebetet,
jede Mutter beweint sie wie eigene Kinder.
(in *Opera Omnia*, Le Mani, Genua 2007)



...Heute Abend wird in jedem Haus für sie gebetet, jede Mutter beweint sie wie eigene Kinder...

BRUNA SAMMARCHI, 12 Jahre

Ich wohnte zusammen mit meiner Familie (Vater, Mutter und sieben Geschwister) in Saligastro, in der Pfarrei von Casaglia, Gemeinde Marzabotto.

Am 29. September traf früh am Morgen die SS ein. Sie erschien ungehindert von allen Seiten. Eine Gruppe kam über unsere Felder von Casoncello her. Es waren Panzergrenadiere, bis an die Zähne bewaffnet. Auf unserer Tenne trafen sie meinen Vater an, der gerade die Ochsen aus dem Stall holte und vor den Karren spannen wollte, um uns nach Ginepri auf der anderen Seite des Setta zu bringen, denn seit dem frühen Morgen war zu erkennen, dass etwas passieren würde. Meine Mutter backte gerade einen ganzen Ofen voll Brot zum Mitnehmen. Die Deutschen gingen mit drohender Miene auf meinen Vater zu. Ich erinnere mich nicht, was genau passierte, doch mein Vater widersetzte sich und die Deutschen nahmen ihm die Machete ab, die er immer bei sich trug, warfen ihn ins Gras und traten auf ihn ein. Einer versetzte ihm einen Tritt in den Bauch. Nachdem mein Vater sich ihrem Willen gebeugt hatte, legten sie ihm ein Bündel auf die Schulter und befahlen ihm, um den Stall herum über die Felsen hinunter zur Straße nach Rivabella zu laufen. Inzwischen hatte man Maschinengewehre auf dem Boden aufgebaut und uns vor ihnen zusammengeschart. Ein Soldat hatte sich niedergekniet und war schussbereit.

Da standen meine Mutter mit meiner kleinen Schwester im Arm, meine Schwestern und ich, während mein Bruder sich entfernt hatte, um die Machete meines Vaters sicherzustellen. Er wurde aber sofort von meiner Mutter zurückgerufen. Ganz in der Nähe wohnten die Sabbis, unsere Gutsherren. Ich habe gesehen, wie sie sich mit einem Kommandanten unterhielten. Der Kommandant drehte sich um und gebot dem Soldaten, der im Begriff war, uns zu erschießen, mit einem Zeichen Einhalt. Ich erinnere mich noch an die Hände dieser Deutschen, weil meine Schwester mir sagte, dass einem eine Hand fehle. So schaute ich weiter zu ihnen hin. Den, dem eine Hand fehlte, habe ich nicht gesehen, aber laut meiner Schwester war es Walter Reder.

Die Soldaten gingen mit meinem Vater in Richtung Rivabella und Serana los. In der Zwischenzeit waren aus Quercia noch weitere deutsche SS-Leute gekommen, alle in Schwarz. Als mein Vater durch Serana kam, sah er, dass alle Frauen im Unterschlupf waren, unter ihnen auch die Mutter von Rossi, dem Statthalter des "Wolfs". Wenn die Deutschen sie bemerkt hätten, wäre eine Katastrophe passiert. Mein Vater nahm einen Korb voller Käselaibe und behielt einen davon für sich.

Am Abend kamen alle SS-Leute auf dem Weg nach Quercia an unserem Haus vorbei. Wir sahen meinen Vater. Wir hatten uns hinter einer Eiche versteckt und ihn gerufen. Er wandte sich zwar nicht um, muss uns aber gehört haben, weil sein Schritt langsamer wurde. Dann umzingelten ihn die Deutschen. Obwohl er uns nicht sehen konnte, erkannte er, dass wir am Leben waren. Von da an haben wir ihn nie mehr gesehen. Wahrscheinlich wurde er aber bald darauf ermordet, denn die Leute, die seine Leiche mit Schussverletzungen am Rücken gesehen haben, zuerst unter der Brücke von Quercia und dann in einem Massengrab, berichteten, mein Vater habe noch den Käselaib bei sich getragen, nur eine Scheibe habe gefehlt. Ich hoffe nur, dass er wenigstens sofort getötet wurde und nicht, mit Munition vollgepackt durch die Gegend ziehend, miterleben musste, wie seine Angehörigen umgebracht wurden und welche Tragödie der Familie Leoni widerfuhr.

Meine Mutter hörte die Schreie ihrer Schwester Martina Sassi, die in Cà di Piede ermordet wurde.

Sie versuchte, näher zu kommen, kam aber nur bis Rivabella, weil es zu gefährlich war.

Ich habe versucht, alles zu vergessen. Ich wusste zwar, dass meine Angehörigen umgekommen waren, habe aber nie darüber nachgedacht, was ich erst heute tue, nachdem mir der Prozess von La Spezia wieder alles in Erinnerung gerufen hat.

ALS ICH IN LA SPEZIA MEINE ZEUGENAUSSAGE MACHTE, HÖRTE ICH IN DER STILLE DES GERICHTSSAALS – ICH BIN JA AUCH BLIND –, NUR MEINE EIGENE STIMME, UND ES KAM MIR VOR, ALS SPRÄCHE ICH NICHT ZUM RICHTER, SONDERN WÜRDE ALLES MIR SELBST ERZÄHLEN.

Ein schreckliches Trauma war das, weil mir alle Begebenheiten und Personen wieder einfielen: nicht nur, weil ich mich an sie erinnerte, sondern weil ich sie förmlich *sah* und sich vor meinem geistigen Auge erneut sämtliche Szenen abspielten.

Danach fielen mir noch andere Dinge ein, aber ich hatte nicht die Kraft, sie zu erzählen. Ich erinnerte mich an die Gespräche meiner Mutter mit Opa Leoni und Tante Maria, die erzählten, wie Franco und die Großmutter Martina zur Niederkunft in den Unterschlupf begleitet hatten. Ebenso erinnerte ich mich an Familie Sassi aus Prunaro, wie ich sie alle tot in ihrem Haus hatte liegen sehen. Tante Adele hat überlebt.

Die Deutschen waren in Gruppen unterteilt. Jede Gruppe befolgte die Befehle eines Vorgesetzten. Ich habe mich immer gefragt, was diese jungen Kerle wohl im Kopf hatten, um so entsetzliche Dinge tun zu können.

Ich kannte Don Ferdinando Casagrande. Er lebte im Pfarrhaus von San Martino und kam nach Quercia, wo seine Familie wohnte, um Messe zu halten. Er wurde in der Nähe eines Waschbrunnens aus rotem Ton, dem sogenannten "Roten Brunnen", ermordet. Nach den ersten Massakern kam die SS, kommandiert von einem sehr jungen Leutnant, und blieb 19 Tage in unserem Haus in Saligastro. Sie taten uns nichts. Wir mussten in den Keller umziehen. Zum Kochen verbrannten die Soldaten alle unsere Möbel. Wir Kinder mussten zum Holzsammeln bergab in Richtung Rivabella gehen. Auf dem Rückweg mussten wir uns vor den Kugeln schützen, die manchmal durch die Luft flogen. Die Deutschen aßen unsere Kartoffeln. Wir hatten ein Stück Brot und sonst nichts. Sie töteten alle Tiere, um sie zu essen.

Eines Tages befahlen sie uns, unter keinen Umständen den Keller zu verlassen, und schlossen uns mit einer Kette ein. Wir erfuhren, dass an diesem Tag der General, der in San Martino stationiert war, nach Saligastro kommen sollte, doch eine Kanonenkugel tötete ihn genau dort, in San Martino. Wahrscheinlich wollten jene Soldaten beweisen, dass keine Zivilpersonen im Haus waren. Um den 20. November herum zogen sie nachts weiter, ohne etwas zu sagen. Wir wurden zu Niemandsland und hatten nichts zu essen. Indessen war Tante Adele zu uns gestoßen. Sie hatte sich beim Massaker von Prunaro eine schwere Verletzung an der Hand zugezogen, als sie versuchte, ihre kleine jammernde Nichte Annarosa zu beruhigen. Doch das kleine Mädchen wurde von einer zweiten MG-Salve getötet und Adele verletzt. Die SS-Leute waren dann in den Keller gegangen und hatten dort ein Feuer entfacht, während meine Tante schnell ins Obergeschoss stieg und sich an einem Seil aus dem Haus herabließ. Sie war danach mehrere Tage im Wald geblieben, bis sie im Unterkleid bei uns erschien. Als sie bei uns ankam, brachen Adele und meine Schwester Bice nach San Martino auf, um in Marzabotto nach jemandem zu suchen, der sie verarzten könnte. Sie hörten aber deutsche Stimmen und kamen sofort zurück. In San Martino hatten sie viele Tote gesehen und Schweine, die zwischen den Leichen herumwühlten. Da beschlossen wir, nach Quercia zu gehen, wo schon die Amerikaner und Engländer waren. Diese haben meine Tante dann ins Krankenhaus nach Florenz gebracht.

Dann kehrte ich nach Hause zurück, wobei ich genau auf die Minen aufpassen musste. Zusammen mit Opa Cesare und Bice suchten wir in Palazzo, wo es vielleicht Mehl gab, nach etwas Essbarem. Zwischen Palazzo und Cà di Piede begegneten wir einem Deutschen mit zwei Pistolen. Er schoss nicht auf uns, aber Opa Leoni stand schon mit dem Blasebalg, der zum Anzünden des Kaminfeuers diente, bereit, um ihn davon abzuhalten. Wieder kamen wir mit dem Leben davon. Danach zogen wir nach Prunari weiter, in der Hoffnung, einen Schinken zu finden, den mein Großvater dort versteckt hatte. Ich schaute ins Haus hinein und sah die Toten der Familie Sassi: Graziella mit Annarosa im Arm, Gianna, die sich an der Schürze festgehalten hatte und gefallen war, wobei ihre Zöpfe auf dem Boden einen Kreis bildeten, dann die Mutter und neben dem Kamin eine junge Braut, die Frau eines Partisanen. Sie war mit einem Pistolenschuss in die Schläfe getötet worden, das war gut zu sehen, weil sie keine Haare mehr hatte. Von diesem Blutbad habe ich noch das Grau vor Augen. Alles war grau, der Kamin und die Menschen.

Eines Tages sagten uns die Amerikaner, dass wir in Richtung Quercia aufbrechen sollten. Sie packten uns in Mannschaftswagen und brachten uns zuerst nach Castiglione dei Pepoli, dann zum Flüchtlingslager in Florenz, wo wir auf dem Boden oder auf Strohhaufen schliefen. Erst nach langer Zeit gaben sie uns ein paar Feldbetten. Zum Essen stellte ich mich in die Schlange, um in einer jener Dosen mit Drahthenkel Suppe zu fassen, morgens eine bisschen Milch und ein Brötchen am Tag. Von Zeit zu Zeit bespritzten uns die Amerikaner mit DDT, um uns sauber zu halten. Jeder von uns suchte sich eine Arbeit, meine Schwester fand eine Stelle als Dienstmädchen. Wir blieben dort bis zur Befreiung, dann wurden wir in die Rote Kaserne nach Bologna verlegt. Schließlich kehrten wir nach Quercia zurück.

Dort stand die Sämaschine, die mein Vater vorbereitet hatte, bevor er von der SS festgenommen wurde.

Mein Bruder setzte sich ans Steuer und ich hinter ihn. Wir hatten nicht bemerkt, dass eine Handgranate in das Getriebe geraten war. Beim Anfahren explodierte sie und erwischte mich im Gesicht. Das war am 26. Juni 1945. Mein Bruder wurde von Splittern in den Rücken getroffen. Ich wurde eilig mit einem Lastwagen der Südafrikaner ins Sankt-Ursula-Krankenhaus nach Bologna gebracht. Nach zahlreichen Bluttransfusionen kam ich bis zum 15. August in die Augenabteilung. Meine Schwester war bei mir. Ab und zu gab ihr eine Schwester heimlich ein wenig trockenes Brot, das wir aßen, nachdem wir es an einem Trinkbrunnen mit Wasser getränkt hatten.

Als mir der Verband endlich abgenommen wurde, fiel meine Schwester in Ohnmacht, weil in meinen Wunden Kleiderfetzen staken.

Am 15. August kehrte ich heim. Die übrigen Patientinnen der Klinik sammelten Geld, damit ich mir Schuhe kaufen konnte. Der Betrag war aber so gering, dass mir meine Schwester nur ein Paar Holzschuhe kaufte. Es kostete mich als Blinde große Mühe, darin auf den Straßen und Wegen im Gebirge zu laufen.

Im Frühjahr 1946 kam ich nach Reggio Emilia in eine Blindenanstalt, wo ich die Grund- und Mittelschule besuchte und die Blindenschrift erlernte.

Danach kam ich nach Florenz, ebenfalls in eine Blindenanstalt, wo ich stricken lernte.

Inzwischen wurden meine Schwester Gisella von der Familie Fiume in Bologna und mein Bruder Leandro von der Familie Orsi in Castel d'Argile als Pflegekinder aufgenommen, während meine Schwester Gina zu den Nonnen der Herz-Jesu-Kirche



...Als ich in La Spezia meine Zeugenaussage machte, hörte ich in der Stille des Gerichtssaals – ich bin ja auch blind –, nur meine eigene Stimme und es kam mir vor, als spräche ich nicht zum Richter, sondern würde alles mir selbst erzählen....

in Bologna ging, wo sie schlecht behandelt wurde.

Ich habe nie die tiefe Demütigung verwunden, dass ich, um ein bisschen Brot kaufen zu können, die Bombensplitter auflesen musste, die auf dem Gelände herumlagen, dieselben Bombensplitter, die unser Haus zerstört hatten. Wir füllten sie in spezielle Säcke, die ein Lastwagen täglich einsammeln kam. Sie wurden gewogen und wir bekamen ein bisschen Geld dafür.

Die Demütigung bestand schlicht und einfach darin, die Splitter verkauft zu haben, die unser Haus zerstört hatten, nur um ein wenig Brot dafür zu bekommen.

Zum Glück erhielt ich ab 1950 Invalidenrente, die mir die Möglichkeit gab, Gina aus dem Internat herauszuholen und ärztlich versorgen zu lassen, da sie pflegebedürftig war.

Ich habe geheiratet und fünf Kinder bekommen. Heute habe ich zehn Enkelkinder.

LINA MARZADORI, 12 Jahre

Ich wohnte in Cà di Serra bei Vado. Meine beiden Brüder waren bei ihrer Einberufung zum Kriegsdienst desertiert und zu den Partisanen übergelaufen.

Mein Vater, der auf Maultieren Brennholz und Kohle austrug, arbeitete als Kurier ebenfalls für die Partisanen.

Ich war noch klein und wusste nichts davon, sondern sah nur, dass meine Mutter nachts die Jacke meines Vaters auftrennte, Dokumente hineinsteckte und sie wieder zunähte. Außerdem backte sie das Brot, das zu den Partisanen gebracht werden sollte. Mein Vater ging immer auf den Monte Sole. Unzählige Male habe ich meine Mutter weinen sehen und sagen hören: "Was ist, wenn sie dich erwischen?"

Am 29. September war meine Mutter gerade dabei, das Brot aus dem Ofen zu holen, das auf den Monte Sole gebracht werden sollte, als sie bemerkte, dass alles brannte. Später erfuhr sie, dass viele Menschen getötet worden waren. Mein Vater und meine Brüder konnten sich im Wald in Sicherheit bringen. In der Nacht überquerten sie den Fluss, der gerade Hochwasser hatte, und kehrten nach Hause zurück. Wir gingen in einen Unterschlupf im Graben von Cà di Serra, während sich meine Brüder zu den Großeltern flüchteten, die unterhalb von Monzuno wohnten. Mein Vater suchte nach der Überquerung des Flusses in einem abgelegenen Landhaus in Curè Schutz, in dem sich noch viele andere Evakuierte aus Vado und Cà di Serra befanden.

Eines Tages kamen zwei Deutsche und fragten, wo Curè liege. Sie wollten dorthin begleitet werden, um nicht vom Weg abzukommen. Mein kleiner Bruder, meine zehnjährige Freundin Bruna und ich sollten sie begleiten. Vor dem Aufbruch sagte mir meine Mutter: "Bringt sie nicht nach Curè, nehmt einen anderen Weg. Auf dem Berg gerieten wir dann unter Kanonenbeschuss. Die Deutschen riefen: "Alles zurück!"

Als mein Vater wieder zu uns stieß, gingen wir mit meiner Mutter, meiner kleinen Schwester und meinen kleinen Brüdern in den Graben von Bolognina.

In der Nacht kamen die Deutschen. Ich erinnere mich, dass ich schlief und meine Mutter mich mit den Worten weckte: "Lina, Lina lass uns weggehen, die Deutschen sind da!" Ich setzte mein Schwesterchen auf den Rücken, meine Mutter nahm meine Brüder und dann stiegen wir bergauf bis zu einem Haus, wo jetzt der Steinbruch liegt. Wir befanden uns im Bereich der Gotenlinie, auf der einen Seite waren die Deutschen, auf der anderen die Amerikaner. Wir blieben dort vier oder fünf Tage. An einem Nachmittag, meine kleinen Brüder spielten gerade, wurden zwei oder drei Granaten auf uns abgefeuert, die entsprechend ihrer Konstruktion schon in der Luft explodierten. Unglücklicherweise bekam mein vier Jahre alter Bruder einen Splitter in den Darm ab. Ich trug ihn zu meinen Eltern, so gut ich konnte, und dann lief mein Vater mit seinem Kind im Arm die Straße hinunter, um zu sehen, ob gerade jemand vorbeikam und ihn nach Bologna ins Krankenhaus bringen konnte. Doch niemand fuhr vorbei, sodass mein Bruder am Abend starb. Ein paar Stunden später, gegen zehn, trafen die Amerikaner ein.

Mit meiner Familie ging ich dann durch den Wald bis Bosca delle Selve, einem Landgut unterhalb von Monzuno, wo meine Großeltern wohnten. Als unsere Freunde ins Flüchtlingslager nach Florenz gebracht wurden, wollte mein Vater nicht mitkommen. Er nahm eine Kuh und einen Karren und beschloss, nach Montefredente zu fahren, wo meine andere Großmutter wohnte und auch schon meine beiden erwachsenen Brüder waren. Dann begaben wir uns nach Pian del Voglio, wo wir noch weitere Verwandte hatten, und blieben dort bis zur Befreiung.

Mein Vater wurde mit anderen Männern bei einer Razzia verhaftet. Doch während er mit seinen Freunden schon seine Flucht plante, traf ein Mannschaftswagen mit dem Befehl ein, sie freizulassen. Eine seltsame Geschichte, der Grund ist unbekannt.

Nach der Befreiung kehrte ich nach Cà di Serra zurück. Mein Vater hatte viele Beschäftigungen, meine großen Brüder gingen fort zum Arbeiten, wir kleinen Kinder hüteten die Schafe und meine Mutter musste viele Opfer bringen. Ich bin damals nie von zu Hause weggegangen.

In der Nähe von uns wohnte mein Freund Franco, der niemanden mehr hatte. Wir fingen sofort an, miteinander zu flirten.

Am 22. August 1948 heirateten wir. Er war 19, ich 15. Wir hatten schon ein Kind. Wir lebten in großem Elend, aber Franco bekam eine Arbeit. Der Pfarrer von Vado, Don Eolo Cattani, hatte ihn sehr gern und fand für ihn eine Stelle als Fahrer bei dem Bologneser Verlag Il Mulino. Danach kamen noch zwei Kinder zur Welt. Heute haben wir fünf Enkel und vier Urenkel, eine schöne Familie.



...Ich wohnte in Cà di Serra bei Vado. Wir befanden uns im Bereich der Gotenlinie, auf der einen Seite waren die Deutschen, auf der anderen die Amerikaner...

MARISA TOMESANI, 12 Jahre

Es war der 30. September 1944. Ich war fast zwei Jahre zuvor kriegsbedingt von Bologna nach Roncadelli gekommen, weil mein Vater am 8. September mit den Männern des Jahrgangs 1907 als Soldat einberufen worden war. Zuerst kam er nach Frankreich und wurde dann in ein Konzentrationslager nach Deutschland verschleppt. Uns in Bologna ging es im Vergleich ziemlich gut. Wir lebten beim Bruder meines Vaters, zusammen mit seiner Frau, seinen zwei Kindern und meinen Großeltern väterlicherseits. Dann beschloss meine Mutter, sich mit ihren beiden kleinen Töchtern nach Sperticano zurückzuziehen, wo wir alles und jeden kannten. Wir waren schon als kleine Kinder dort gewesen, stets zu Gast bei Angiolino Bertuzzi, dem Briefträger. Außerdem waren wir mit der Familie Amici verwandt.

Mein Onkel hatte seine Familie nach Finale Emilia gebracht. In Sperticano ging es uns gut. Wir kannten die Bauern und hatten eine Lebensmittelkarte, und da mein Vater Soldat war, gaben sie uns zusätzlich einen Gutschein, den meine Mutter für ein wenig Schinken eintauschte. Als Bombenflüchtlinge bekamen wir einen Doppelzentner Weizen pro Kopf.

Wir fanden eine Unterkunft auf dem Dachboden eines Bauernhauses in Roncadelli. Den richteten wir wohnlich ein und fühlten uns in der neuen Behausung wohl.

Drei Tage vor dem 30. September kam es auf den höher gelegenen Bergen, in Colulla di sopra und Colulla di sotto, zu Unruhen. Eines Tages, wir waren gerade am Essen, hörten wir die SS die Treppe hochkommen: Sie packten uns und brachten uns nach unten in ein großes Zimmer.

Vor Roncadelli lag Tagliadazza, wo die Familien Amici und Zagnoni wohnten. In deren Haus pferchten sie uns alle zusammen, 26 Personen. Bis dahin hatten wir immer nur deutsche Soldaten gesehen, doch diesmal kam die SS zusammen mit mehreren Faschisten, denn einige sprachen sehr gut Italienisch. Sie fragten uns, wo die Partisanen seien. Wenn wir keine Auskunft gäben, würden sie uns alle umbringen: "*Tutti kaputt.*" Sie gingen weg und wir blieben in dem Zimmer. Die Männer hatten sich versteckt. Vittoria Negri sagte: "*Lasst uns auch von hier verschwinden.*" Ich erwiderte: "*Aber sie haben uns doch gezählt. Wenn sie wiederkommen und uns hier nicht mehr antreffen, werden sie uns suchen und töten. Tutti kaputt.*"

Von den Negris waren zwei ältere Angehörige sowie eine kranke Schwiegertochter dabei, außerdem meine Mutter, mein Bruder und eine Cousine. Ich stand am Fenster und sah plötzlich, wie die SS-Leute in einer langen Schlange zu uns heraufkamen. Mein erster Gedanke war, in den Stall zu fliehen. Dann sagte ich: "Seid alle still, vielleicht haben sie ja nicht bemerkt, dass wir hier sind." Im Handumdrehen brachen sie das Stalltor auf, warfen eine Heufackel hinein und riefen: "Raus, raus!"

Unter uns war eine Sechzehnjährige, die zur Familie Negri gehörte. Sie hatte erkannt, dass sie uns alle umbringen wollten. Da rannten meine Mutter, mein Bruder, meine Cousine, alle anderen und ich in Richtung Sperticano los. Die SS begann, hinter uns herzuschießen. Ich hörte Stimmen. Ich drehte mich um und sah die beiden Alten stürzen. Wir flohen alle zusammen in Richtung Sperticano, doch die SS keilte uns ein, wir waren umzingelt. Dort war ein großer Bach, an dem mit Wasser gefüllte Fässer standen, die für die nächste Befüllung mit Wein vorbereitet wurden. Meine dreijährige Cousine Marta, die ich fest im Arm hielt, befreite sich aus der Umklammerung und lief mir davon. Ich versuchte, sie zu fassen, doch sie wurde von einer Handgranate getroffen, fiel zu Boden und starb. Meine Mutter rief den SS-Leuten zu: "Warum tut ihr

...Meine Mutter beschloss. sich mit ihren beiden kleinen Töchtern nach Sperticano zurückzuziehen... Wir waren dort stets zu Gast bei Angiolino Bertuzzi, dem Briefträger, dem das Denkmal zur Erinnerung an die beim Massaker von San Martino ermordeten Priester zu verdanken ist. Jedes Jahr wird zu seinem Andenken der Volkslauf "Camminata del postino" veranstaltet, entlang der Route, auf der der Briefträger von Marzabotto täglich die Post auslieferte. Auch an jenem 29. September 1944 begab sich der Briefträger ins Gebiet von Monte Sole, wo er Leid und Tod begegnete...



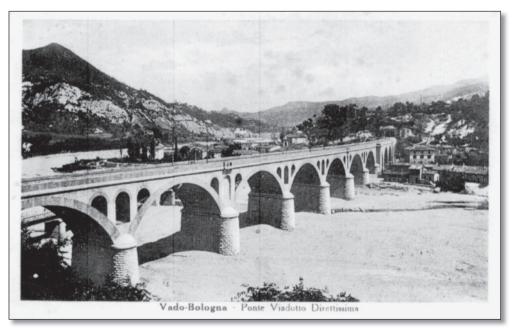
uns das an, wo wir euch nichts getan haben?". Ich schrie: "Mama, geh in Deckung!" Aber sie ließ nicht ab: "Es reicht, wir haben doch nichts Böses getan." Da nahm die SS sie unter MG-Beschuss. Meine Mutter hieß Egle Stefani und war 35. Dann suchte ich meinen Bruder Anselmo. Ich war benommen, fassungslos. Mit ausgestreckten Armen kauerte ich mich ins Wasser. Die Großmutter von Sereno Zagnoni kletterte in ein Fass und die Soldaten eröffneten das Feuer.

Es war schon Abend. Ich hörte die SS-Leute wie Verrückte lachen und kichern, weil sie die kleinen Beutel gefunden hatten, in die man Gold und Geld steckte. Sie machten sie auf und nahmen alles mit. Die leeren Beutel warfen sie in das Blut, das in den Bach floss und sich mit dem Wasser vermischte. Ich sah Maria Negri, die ein Auge verloren hatte. Auch ich war verletzt. Fernando und Feo Negri, die uns die Wohnung vermietet hatten, riefen uns aus dem Obergeschoss zu, wir sollten zu ihnen ins Haus kommen. Sie verarzteten uns, so gut es ging. Dann beschlossen sie, einen Arzt zu suchen, der uns richtig verarzten könnte. Sie überquerten den Fluss und liefen nach Marzabotto, um einen Arzt zu holen. Als er ankam, gab er mir ein Beruhigungsmittel. Dann wurde ich ins Bett gelegt. Es war der 30. September. Als ich wieder aufwachte, war schon der 2. Oktober. In der Nacht des 30. September starben Iris Amici, 15 Jahre, ihre Schwestern Anna Maria, neun Jahre, und Marisa, drei Jahre, sowie ihre Mutter Livia. Man nahm die Toten und begrub sie auf dem Friedhof von Sperticano. Dazu wurde eine große Grube ausgehoben, in der die Leichen mit Holzbrettern voneinander getrennt wurden. Dann wurde die Grube wieder mit Erde bedeckt, und es wurden sofort Namensschilder aufgestellt, damit man die Toten finden konnte. Mitte Oktober ließ der Arzt aus Marzabotto einen Krankenwagen kommen, um uns zur Behandlung nach Bologna zu schicken, aber leider war darin kein Platz für uns beide. Deshalb nahmen sie nur Maria mit, weil sie am schwersten verwundet war. Ich blieb zu Hause. Tags darauf, während ich das Essen vorbereitete, kamen auf einmal die Deutschen zu uns

herauf. Wir flohen in den Wald, während sie unser Haus besetzten. Es regnete pausenlos. Deshalb nahmen wir all unseren Mut zusammen und gingen zurück zu unserem Haus. Wir fragten die Deutschen, ob sie uns ein wenig Platz gäben, und sie überließen uns die kleine Küche und ein Schlafzimmer. Ich zitterte am ganzen Leib wegen meiner Verletzungen und aus Angst, denn auf der einen Seite bombardierten die Amerikaner und auf der anderen die Deutschen. Die Deutschen gaben mir dann Mullverband zum Verarzten meiner Wunden. Wir haben drei Monate mit ihnen unter einem Dach verbracht und sie haben uns nie etwas zuleide getan.

Im Dezember kehrte ich nach Bologna zurück, in die Via Capo di Lucca, nachdem ich zu Gast bei einer Familie in Borgo Panigale gewesen war. Wieder zu Hause konnte ich dank zweier Cousins meines Vaters, die den Kontakt wiederherstellten, meinen Onkel und meine Tante aus Finale Emilia wiedersehen. Diese kamen nach Bologna und wollten mich zu sich nehmen. Doch ich wollte nicht mitgehen, denn Bologna war zur "Weißen Stadt" erklärt worden, d. h. jeder konnte tun, was er wollte, also auch leer stehende Häuser besetzen, und ich wollte auf keinen Fall meine Wohnung verlieren.

Am Ende beschloss ich, meine Cousins in der Wohnung zu lassen, um nichts zu riskieren, und folgte meinem Onkel und meiner Tante nach Finale Emilia.



Die alte Brücke von Vado vor dem Krieg.

BRUNA VEGETTI, 14 Jahre

Ich wohnte in Murazze und war nach den Bombardements im Mai mit meinen kleineren Geschwistern im Alter von zehn und zwölf Jahren nach Cà Zermino evakuiert worden. Meine Eltern folgten uns kurz vor dem Massaker des 29. September, weil der Artilleriebeschuss begonnen hatte. Ich erinnere mich, dass mein Großvater mit einem Hackbrett auf dem Kopf heraufkam, um sich vor den Kanonen zu schützen. Das Hackbrett ließ er dann irgendwo mitten im Wald zurück, weil er eine große Steigung bewältigen musste, was ihn große Mühe kostete. Der 29. September rückte näher. Das Haus, der Stall und die Hütte, wo die Bauern Verschiedenes lagerten, wurden in Brand gesteckt. Die Deutschen kamen und fanden Revolver und Handgranaten. Mein Vater raufte sich die Haare, denn wir wussten ja, dass sich in dem Bauernhaus auch der Vater des Partisanen Alfonso Venturi sowie eine weitere Familie von Ausgebombten befand. Wir hatten Angst.

Ich erinnere mich noch an den Morgen des 29. September. Mein Vater war hinten und rasierte sich. Er hatte Seife im Gesicht und sagte zu den anderen Männern, die dort waren: "Seid vorsichtig, sonst kommen die Deutschen!" Doch die Männer redeten weiter. Der Hund begann zu bellen. Als sie es bemerkten, waren die Deutschen schon fast oben angekommen. Da liefen alle davon. Meine Brüder flohen hinter meinem Vater in den Wald. Wir dachten nicht, dass sie uns Frauen etwas antun würden und auch nicht meinem Großvater, einem alten Mann. Gegen Abend gingen Loredana aus Murazze und die Tochter des Bauern zum Milchholen zu einem Landgut namens "Le Scope", wo sich auch Partisanen aufhielten. Unterwegs sahen sie neun Kinder und zwei Frauen, die auf diesem Landgut wohnten, tot am Boden liegen. Eine Frau war die Bäuerin, die andere eine Evakuierte aus Murazze. Das jüngste Kind war gerade mal 43 Tage alt.

Entsetzt kamen sie zurück. Wir dachten, sie hätten sich getäuscht und blieben noch zwei oder drei Tage in Murazze, weil es pausenlos regnete. Nach ein paar Tagen kam dann ein Mann namens Ceri aus Gardelletta und sagte: "Ihr seid ja zum Glück noch auf der Welt, aber dort oben sind alle umgebracht worden." Da flohen auch wir in den Wald, kehrten aber abends zum Schlafen immer heim, weil es ständig regnete. Ceri blieb bei uns. Auch die bereits geflohenen Männer kamen morgens immer nach Hause.

Eines Morgens kamen zwei Deutsche und verlangten etwas zu trinken. Ich bin immer mutig gewesen. Es gab dort eine Bank, darauf stand ein Eimer mit einer Schöpfkelle. Meine Mutter stand hinter den Deutschen, die sich an mich wandten und in gebrochenem Italienisch sagten: "Gib uns was zu trinken!"

Da gab ich ihnen, nach unserer Sitte, mit der Schöpfkelle zu trinken. Die Deutschen sahen, dass sich alle anderen in einem nahe gelegenen Zimmer auf die Betten gesetzt hatten. Sie sagten, wir bräuchten keine Angst zu haben, und sicherten ihre Maschinenpistolen. Dann fuhren sie fort: "Es ist unbegreiflich, wie die Italiener, dieses Teufelspack, neun Kinder und zwei Frauen ermordet haben können. Grabt ein Loch und beerdigt sie." Ihrer Meinung nach waren es nämlich Italiener gewesen.

Mein Großvater und andere alte Männer aus Murazze, die unten im Haus des Wirts Mazzanti wohnten, gingen die Leichen begraben. Inzwischen stießen andere Personen zu uns, weil wir noch lebten und sie sich deshalb in Sicherheit wähnten. Wir gingen in den Keller. Anfangs hatten wir unter dem Kanonenbeschuss im Viehstall Zuflucht gesucht, weil wir dachten, dass dies der sicherste Ort sei. Aber dort richteten sich dann die Deutschen ein. So gingen wir in den Teil des Hauses, wo ein Raum zum Trocknen

der Kastanien und darunter der Keller waren. Dadurch trafen die ersten Granaten der auf dem Vormarsch befindlichen Amerikaner die Deutschen, während wir mit dem Leben davonkamen.

In diesem Keller, der uns als Bunker diente, waren mehr als 30 Personen. Wir saßen alle eng aneinander um eine riesige Korbflasche herum. Dabei mussten wir uns seitlich an die Korbflasche lehnen und konnten uns nicht richtig hinlegen. Die Deutschen waren überall, aber umgebracht haben sie uns nicht. Die Front rückte näher. Meine Tante Imelde, die Casaglia überlebt hatte, wurde am 5. Oktober in der Nähe von Quercia in Casa Beguzzi ermordet.

Eines Tages, Mitte Oktober, wollte ich gerade in die Küche gehen, als ich am Fenster einen Deutschen mit einem Fernrohr sah. Ein wenig neugierig näherte ich mich ihm und sah, dass ihm ein Arm fehlte: Es war Walter Reder. Nach dem Krieg habe ich ihn auf Fotos wiedererkannt. Ich ging noch näher an ihn heran, um ihn besser zu sehen. Da sagte er mir: "Schon in San Nicolò die Amerikaner." San Nicolò war eine Kirche, die auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses Setta auf einem Hügel lag. Überglücklich ging ich zu den anderen in den Keller und sagte ihnen, dass die Amerikaner uns befreien kämen. Wir wähnten uns in Sicherheit. Mein Vater und die anderen Männer kehrten aus dem Wald nach Hause zurück, doch wurden sie gefangen genommen und gezwungen, die Munition bis nach Sperticano zu tragen. Mithilfe von Bändern wurden sie wie Maultiere beladen. Dann wurden sie deportiert. Mein Vater gelangte als Deportierter bis zum Brenner, wo ihm die Flucht gelang. Uns Frauen und Kinder holten dagegen eines Nachts die Partisanen. Sie sagten, wir sollten nichts mitnehmen, weil wir sowieso wieder zurückkämen. Wir liefen bis zum "Ponte Bianco", der weißen Brücke von Gardelletta, wo die Engländer uns durchließen. Dann gingen wir weiter über Cà Nova nach Castiglion dei Pepoli, wo wir drei Tage blieben. Und von dort brachten uns Lastwagen nach Florenz.

Ich erinnere mich, dass wir am "Ponte Vecchio" anlangten, die Brücke aber nicht überqueren konnten, weil der Arno Hochwasser hatte. Deshalb brachte man uns alle in eine Kaserne, wo alle Flüchtlinge untergebracht waren. In Florenz blieb ich zehn Tage, dann brach ich nach Rom auf. In der Kaserne sang man zur Unterhaltung der Flüchtlinge das Lied von Odoardo Spadaro: "La porti un bacione a Firenze" – "Bringen Sie einen Kuss nach Florenz".

[.....]

Io porto il tuo bacio a Firenze Né mai, giammai potrò scordami te Sei figlia di emigrante, per questo sei distante, ma sta sicura un giorno a casa tornerai. Io porto un bacione a Firenze E da Firenze tanti baci avrai.

Ich bringe deinen Kuss nach Florenz. Nie und nimmer werde ich dich vergessen. Tochter von Auswanderern bist du und deshalb so weit entfernt, doch sei ohne Sorge, eines Tages wirst du nach Hause zurückkehren. Ich bringe deinen Kuss nach Florenz, und du wirst viele Küsse von Florenz bekommen.

Unser Essen war auf Kasernenniveau. Deshalb versuchte so mancher, der einen Topf oder eine Pfanne hatte, für sich selbst zu kochen. Wir schliefen auf dem Boden auf klitzekleinen Steinchen. Morgens war mein Rücken voll von deren Abdrücken. Später wurden wir nach Castiglion Fiorentino in die Zelte der Amerikaner verlegt, die uns etwas zu essen gaben und mit DDT überschütteten, weil wir Läuse hatten. Ich erinnere mich noch an die frostigen Tage von damals mit dickem Reif am Morgen. Nach zwei Tagen verfrachteten sie uns auf einen vom Kanonenbeschuss komplett durchlöcherten Güterzug und schickten uns nach Rom. Es regnete so stark, dass ich die ganze Reise mit geöffnetem Regenschirm machte.

In Rom brachte man uns mit Lastwagen nach Cinecittà. Den Pavillon 5, der sehr groß war, hatte man mithilfe von Schilfwänden in viele kleine Zimmer unterteilt. Meine Mutter ging mit einer Freundin meinen Onkel suchen. Ich hörte, wie sie im Dialekt mit einer Frau sprachen, die aus Mulino Donino bei Loiano kam und ihnen ihre Hilfe anbot.

Wir kamen am 22. November in Rom an. Meine Mutter kam mit meinen Geschwistern bei meinem Onkel unter, während ich den ganzen Winter über bei besagter Freundin meiner Mutter wohnte, die die Frau eines Abgeordneten war. Diese Frau hatte zwei Töchter, die mit mir am Ostermontag zur Acqua Acetosa nach Frascati fuhren. Dort habe ich erstmals Saubohnen und Oliven gegessen.

Der Zustand der verletzten Loredana verschlimmerte sich, bis sie schließlich im Krankenhaus in Rom starb.

Ich erinnere mich, dass ich im April, drei Tage vor der Befreiung, die Flugzeuge hörte, die pausenlos hin und her flogen, was ein Zeichen dafür war, dass die Schlussoffensive begonnen hatte.

Ein polnischer Leutnant verkündete mir, dass Bologna befreit worden war.

Im Mai brachte man uns nach Cinecittà, wo unsere Rückreise starten sollte. Ein überfüllter Lastwagen kippte um und stürzte in San Quirico d'Orcia in den Fluss. Für uns, die wir zu spät gekommen waren, hatte es keinen Platz mehr gegeben. Manchmal sage ich: "Zuweilen hat Christus auf meiner Seite gestanden."

Wir fuhren erst zwei Wochen später mit drei Lastwagen ab, die uns der Vatikan geschickt hatte. Man setzte uns in Rio Bacchio ab. Mein Vater war Maurer und begann zu arbeiten. Er baute unser Haus wieder auf. Wir waren aus Marzabotto und bekamen gelegentlich ein bisschen Fleisch. Wir liefen dann los, und wenn wir in Caprara, einem verminten Gebiet, ankamen, mussten wir über einen schmalen Weg gehen, auf dem die Amerikaner mit Mullbinden die Stellen abgesteckt hatten, wo keine Minen lagen. Linker und rechter Hand sah man Minen. Auf dem Rückweg hielten wir einen Mannschaftswagen an, in dem viele dunkelhäutige Soldaten saßen.

In Gardeletta waren die Engländer stationiert. Abends besuchte uns oft ein englischer Koch und brachte uns einen Kuchen. Mein Vater bot ihm ein wenig Wein an, den er hatte retten können. Ein englischer Soldat hatte einen schönen weißen Kater. Meine Brüder und ihre Kumpel zogen ihm eines Abends einen Fallschirm über und ließen ihn fliegen. Sie wollten sehen, wie sich der Fallschirm öffnet. Der arme Kater brach sich eine Pfote.

Außer Tante Imelde haben wir alle überlebt.

MARIA MINELLI, 14 Jahre

Ich wohnte in Quercia. Das Haus und die Mühle meiner Familie waren an das Pfarrhaus angeschlossen, wo Familie Casagrande aus Castelfranco Emilia lebte, d. h. der Pfarrer Don Ferdinando sowie seine Mutter, der Vater, drei Schwestern und ein Bruder. Ein Bruder und eine Schwester waren in Castelfranco geblieben. Wir hatten ein sehr gutes Verhältnis zu ihnen.

Es war September, als die Soldaten der Wehrmacht kamen und die Mühle mit allem darin befindlichen Korn in Brand steckten. Unsere Wohnung lag darüber und stürzte ein. In der Gegend waren nur Partisanen. Ein Trupp von Deutschen spürte sie auf und machte aus Rache alles kaputt. Es waren kleine Männer. Sie waren schrecklich, schlimmer als die SS.

Ab und zu flog ein Flugzeug über uns, um die Brücke von Quercia zu bombardieren. An jenem Tag flüchteten wir, als wir Flugzeuge kommen sahen, in einen Tunnel der "kleinen Eisenbahn", wie wir sie nannten, als die Schnellbahnstrecke zwischen Bologna und Florenz noch nicht fertiggestellt war.

Nach der Zerstörung unseres Hauses zogen wir nach Rivabella in das Landhaus eines Bolognesen um, in dem sich viele Einheimische und Bombenflüchtlinge aus Bologna befanden.

Meine 85-jährige Oma Elena wollte den Ort, an dem sie immer gelebt hatte, nicht verlassen. Deshalb suchte sie Zuflucht in einem noch intakten Verschlag, wo sie unter spartanischen Bedingungen schlief. Dort wurde sie von der SS ermordet und ein paar Stunden später von meiner Cousine Gigina Minelli aufgefunden. Meine Großmutter war mit einem Schuss ins Herz getötet worden und lag in einer großen Blutlache.

Am 29. September kam die SS und umzingelte das ganze Gebiet. Wir wurden alle aus dem Landhaus gezerrt und in einem von San Martino herkommenden Graben aufgereiht. Zwei SS-Männer hielten ihre Maschinenpistolen auf uns gerichtet. Unter uns war eine Frau, Iones Giacomazzi, die Deutsch sprach. Sie war eine Vertreterin der Firma Buriani in Bologna, die Stoffe ins Ausland verkaufte, und konnte viele Sprachen.

Der Kommandant hatte schon den Schießbefehl erteilt, als sie ihm auf Deutsch zurief: "Warum wollen Sie uns umbringen? Wir haben nichts damit zu tun. Wir kommen aus Bologna und wurden zufällig hierher ausquartiert." Sie diskutierten ziemlich lange. Wir sahen, wie sich immer wieder ihre Gesichtsfarbe änderte, und verstanden, dass es nicht gut lief. Doch am Ende sahen wir, wie die Frau sich mit einem Nicken beim Kommandanten bedankte. Daraufhin kehrten wir in das Landhaus zurück. Wir waren nur Frauen und Kinder. Mein Vater hatte sich in einem Unterschlupf auf der anderen Seite des Bachs versteckt, wo er vier Tage und Nächte blieb, ohne etwas zu essen. Von dort aus konnte er alles sehen.

Von drinnen hörten wir die Schüsse und Schreie, die aus den umliegenden Ortschaften kamen. Ein paar Tage danach erschienen vier oder fünf SS-Männer, riefen mich, meine drei Jahre ältere Schwester Anna, zwei kleinere Mädchen aus Bologna und zwei Jungen in meinem Alter, hängten uns Gewehre über und befahlen uns mitzugehen. Auf einer Matratze, die mittels einer Leiter getragen wurde, lag ein verletzter Soldat. Wir gingen alle, mit Waffen beladen, nach Gardelletta. Zwei SS-Männer trugen den Verletzten, die anderen liefen dahinter. Bei Gardelletta sahen wir Mannschaftswagen auf der Straße nach Castiglion dei Pepoli vorbeifahren. Die SS-Leute gaben den Wagen ein Zeichen, dass sie den Verletzten aufladen sollen. Und so geschah es. Sie setzten uns danach wieder auf freien Fuß, und wir kehrten zurück. Wir waren ver-

zweifelt. Unsere Eltern sagten: "Unsere Kinder sehen wir nie mehr wieder."

Dann kam das Schlimmste.

Wir hatten unter den Engländern und der SS zu leiden. Die Engländer gaben vom Setta aus Kanonenschüsse in Richtung San Martino ab, die alle bei uns einschlugen. Ein Teil des Landhauses stürzte ein. Dabei starb die Tochter von Signora Giacomazzi. Meine Mutter wurde am Rücken verletzt, sodass wir uns in den Keller zurückzogen. Sie töteten uns nicht, weil sie uns brauchten: Die SS-Leute kamen aus San Martino mit Suppen- und Brathühnern zu uns, und unsere Mütter mussten für sie kochen.

Wenn nachts jemand mit dem Gewehrschaft an unsere Tür schlug, mussten wir aufmachen. Einmal kamen erst SS-Leute und kurz darauf Engländer, und wir hatten Angst, dass sie sich begegnen könnten. Eines Nachts kamen zwei betrunkene SS-Männer, ergriffen meine Cousine, die zwanzig war, und zwangen sie mit Gewalt über eine Treppe nach oben. Mein Onkel, der Vater des Mädchens, verpasste einem der Soldaten einen solchen Schlag, dass dieser die Treppe hinunterrollte. Mir scheint es immer noch, als könnte ich die Schreie meines Onkels hören. Die SS-Leute bekamen Angst und gingen weg. Als Frau Giacomazzi das dem Kommandanten erzählte, sagte er ihr, dass er die Soldaten bestraft hätte, wenn er von dem Vorfall erfahren hätte.

Wir konnten nicht länger unter solchen Bedingungen leben. Dann kamen die Engländer und brachten uns weg. Alle liefen hintereinander von Rivabella nach Quercia, zwei Soldaten gingen vorne weg und führten uns über nicht verminte Wege. Sie setzten uns auf Lastwagen und brachten uns in ein Flüchtlingslager nach Castiglion Fiorentino, dann nach Cinecittà in Rom, und schließlich gelangten wir mit einer Gruppe von Bombenflüchtlingen aus Bologna nach Sizilien, wo wir uns sehr wohlfühlten.

Wir waren in Scicli, in der Provinz Ragusa. Dr. Giuseppe Ferraro, der Sohn von Carmela, einer lieben Freundin, die uns viel half, ruft mich heute noch an und schickt mir sizilianische Erzeugnisse. Wenn er beruflich nach Bologna kommt, besucht er mich immer.

Wir wurden in einer bestens eingerichteten Schule untergebracht. Alle halfen uns. Carmela war Schneiderin und nähte meiner Schwester und mir aus einer Militärdecke einen Mantel. Der für die Flüchtlinge bestimmte Stoff war dunkelgrau und hatte einen roten Streifen.

Der Chefarzt von Modica, Dr. Guglielmo Magro, kam uns immer besuchen und brachte uns Öl, Brot und alles Mögliche. Magro hatte in Bologna studiert und dort am Sankt-Ursula-Krankenhaus gearbeitet. Er hatte schöne Erinnerungen an die Bolognesen. Umgekehrt dachten alle Menschen, die den Arzt kennenlernten, mit Wertschätzung und Sympathie an ihn zurück. Als Dr. Magro starb, veröffentlichte die Zeitung "Il Resto del Carlino" einen Nachruf, den ich bis heute aufgehoben habe.

Bei unserer Rückkehr nach Bologna nach der Befreiung kamen wir in die Giordani-Kaserne in der Via Santa Margherita. Täglich gingen wir einmal mit unserem Blechnapf in die Cialdini-Kaserne Essen holen. Ein paar Monate später gab uns die Gemeinde Marzabotto das Haus in der Via Risorgimento in Marzabotto.

Nach und nach bauten wir das vom Krieg beschädigte Haus wieder auf. Dann fing ich an, von Montag bis Samstagabend in einer Goldschmiedewerkstatt zu arbeiten. Sonntags saß ich am Kartenschalter des Kinos von Marzabotto. Dann habe ich geheiratet und meine Tochter Elena bekommen.

DON FERDINANDO CASAGRANDE

Bei den Massakern kam nur sein Vater mit dem Leben davon. Ich erinnere mich, dass er nicht sprechen konnte, als er mit verletzten Beinen in Begleitung zweier Deutscher aus San Martino zurückkehrte. Er bewegte die Hand, um uns zu grüßen, und weinte. Don Ferdinando und seine Schwester Giulia wurden am "Roten Brunnen" ermordet: Sie hielten sich umarmt. Die kleine Lina, deren Stirn durch einen Splitter verletzt worden war, lag in einer Grube unterhalb von San Martino. Zwei Partisanen hörten ihr Stöhnen und halfen ihr. Die Mutter und ihre Schwester Gabriella wurden zusammen in der Nähe der Kirche von San Martino ermordet.

Als die sechs Särge in Castelfranco Emilia eintrafen, wartete die ganze Stadt auf sie. Die Trauer und Ergriffenheit der Menschen war unbeschreiblich.

Auch für mich bedeutete es einen großen Schmerz, weil wir wie eine große Familie waren. Don Ferdinando sagte immer: "Kinder, lasst uns zum Pfarrfest in diese oder jene Pfarrei fahren." Worauf wir erwiderten: "Wir haben aber nur ein Fahrrad." Stets schlagfertig antwortete er: "Räder besorgen wir!" Unten im Flachland, in Castelfranco, fuhren nämlich alle Rad. Und so besorgte er uns die nötigen Fahrräder.

Mit den Schwestern von Don Ferdinando und anderen Freundinnen gingen wir zu Fuß nach Cerpiano zu den Geistlichen Übungen. Die Pfarrhaushälterin machte uns Spritzgebäck. Ich habe ein Heiligenbildchen mit einem Gebet aufgehoben, das Schwester Benni mit der Hand geschrieben hat, und es zusammen mit dem Bildchen von Don Ferdinando wie eine Reliquie gehütet. Als wir vor der SS wegliefen, trug ich sie an meiner Brust und fühlte mich beschützt. Wenn ich in die Kirche gehe, gilt mein erstes Gebet immer Don Ferdinando.

Don Ferdinando bat uns, den Kindern Katechese zu erteilen und uns um die Kirche zu kümmern. Auch sonntags nachmittags leistete er uns Gesellschaft. WIE OFT HABEN WIR TOMBOLA GESPIELT! Als die Fahrräder endlich da waren, pilgerten wir nach San Luca. Die Räder ließen wir unten am Meloncello stehen und gingen zu Fuß hinauf zum Wallfahrtsort.

EINE 65 JAHRE WÄHRENDE FREUNDCHAFT

Die Begegnung zwischen meiner Mutter Carmela Ferraro und der Familie Minelli war sehr wichtig. Seit meiner Kindheit erzählte man mir von Maria, ihrer Schwester und ihrer Mutter. Was mich besonders berührte und meiner Seele guttat, war die Liebe, Zuneigung und Achtung, die zwischen diesen Personen, die die Tragödie des Krieges erleben mussten, entstanden war. Ich hätte mir sehr gewünscht, dass die Erzählungen nie enden würden, weil die Wärme, die mich in diesen Momenten umfing, so groß war, dass ich ein unbeschreibliches Wohlgefühl empfand. Meine Mutter und die Bolognesinnen hatten einander lieb, sie halfen und trösteten sich gegenseitig. Die Schönheit dieser Frauen, ihre freundliche Art und ihre Kultur bewirkten in mir die Vorstellung von wunderbaren, außergewöhnlichen Menschen. Durch diese Erzählungen vermittelte mir meine Mutter so hohe Werte wie Freundschaft, Solidarität und Nächstenliebe, ein unschätzbares Gut, für das ich ihr stets dankbar sein werde.

Giuseppe Ferraro



…Ich habe ein Heiligenbildchen mit einem Gebet aufgehoben, das Schwester Benni mit der Hand geschrieben hat, und es immer wie eine Reliquie gehütet. Als wir vor der SS wegliefen, trug ich es an meiner Brust und fühlte mich beschützt…

PAOLINA CALZOLARI, 14 Jahre

Ich wohnte in Villa D'Ignano, kurz: "Villa". An einem Maitag des Jahres 1944 fand eine Durchkämmungsaktion der Deutschen statt, die nach Partisanen suchten. Zwei Deutsche kamen zu uns Milch holen. Der andere Bauer, der selbst keine mehr hatte, hatte sie geschickt. Gelegentlich hielten auch Partisanen auf ihrem Weg bei uns. Doch an jenem Tag brachten sie die Deutschen in ihre Gewalt und verschleppten sie nach Tura. Tags darauf kamen die Deutschen, um ihre Kameraden zu suchen, und griffen die Partisanen an, die einen Feldwebel und zwei weitere deutsche Soldaten unter ihre Gewalt gebracht und möglicherweise getötet hatten. Ich erinnere mich, dass der Feldwebel verletzt war. Seine Kameraden legten ihn auf eine Leiter, als ob diese eine Bahre wäre. Er starrte meine Mutter an, und diese gab ihm ein Kissen für unter den Kopf. Danach startete die Offensive.

Eine Flak stand in Casa Bocchino, aber auch von unserem Hof aus wurde geschossen. Eines Morgens fielen Kanonenschüsse, die direkt bei uns einschlugen. Dabei krachte beispielsweise das Bett in die Kommode. Wir waren mehrere Familien und flohen alle in den Keller. Kurze Zeit später trafen die Deutschen ein. Sie stellten uns an die Mauer. Als mein Vater von ihnen ergriffen wurde, sagte er uns: "Lebt wohl. Wir werden uns nicht wiedersehen." Mein Vater rechnete damit, umgebracht zu werden, während die Deutschen doch nur in den Keller gehen wollten, um sich mit Wein zu betrinken. Als es am nächsten Morgen zu einem Feuergefecht zwischen den Deutschen und den Partisanen kam, zogen wir uns in ein Nebengebäude zurück, während mein Vater von den Deutschen zuerst verschleppt, dann aber wieder freigelassen wurde.

Am 29. September begann die Tragödie. Wir waren alle nach Tura geflohen, weil die Partisanen uns gesagt hatten, dass wir dort Zuflucht suchen sollten, um unser Leben zu retten. In der Nacht schickten sie uns aber wieder von dort weg, weil sie, wie sie sagten, die Deutschen nicht mehr "aufhalten" könnten. Wir flüchteten uns unter sintflutartigem Regen in einen Graben. Unter uns war ein zwanzig Tage alter Säugling, Roberto Iubini, der wenig später in Caprara umgebracht wurde. Das Kind weinte. Ich hatte einen Bärenhunger und setzte mich in den Wald ab, weil ich nicht in einen Unterstand gehen wollte. Ich hatte nämlich immer Angst, er könnte einstürzen und ich verschüttet werden. Bei mir waren meine Schwester und mein Bruder.

Meine Mutter Alda Rosa hingegen ging nach Caprara, weil dort ihre Schwester wohnte. Dort wurde sie zusammen mit meiner Schwester Nella ermordet, die 22 war, und mit meinen Brüdern Pierino und Natalino, die fünf bzw. sieben waren. Ebenfalls ums Leben kamen meine Tante Cleonice Rosa mit ihren drei Kindern Lucia, Gino und einem noch ganz kleinen Töchterchen.

Mein Vater sah sie vom Wald aus: einen ohne Kopf, einen ohne Arme und Beine. Meine Mutter hatte auf beide eine Hand gelegt. Paola, eine Freundin von mir, konnte sich in einen Backtrog retten und hörte meine Mutter mit der Mutter von Salvina Astrali sprechen: "Seid ihr noch am Leben?" – "Ja, aber nicht mehr lang", lautete ihre Antwort.

Auf den zwanzig Tage alten Roberto warfen die SS-Leute eine Handgranate, die ihn in Stücke riss; übrig blieben nur Kissenfedern, die durch die Luft flatterten.

Am Morgen nach dem 29. September kamen Maria Astrali und ihre Schwester Paola in Tura an. Wir waren im Heuschober und konnten sie, blutüberströmt wie sie waren, kaum wiedererkennen. An Marias Kleidern klebte das Gehirn ihrer Schwester Anna, während Paolas Beine von Splittern durchlöchert waren. Wir blieben im Heu-

schober. Meinen Vater Armando haben wir zwei Wochen lang nicht gesehen. Als wir ihn wiederfanden, war er völlig zerlumpt und übel zugerichtet. Dann kehrten wir zum Landhaus zurück. Ich versteckte mich in einem Fuchsbau, hatte Angst und sagte zu meinem Vater: "*Und wenn der Fuchs kommt!*" Solange das Mehl reichte, backten wir "Tigelle", kleine runde Fladen. Das Einzige, woran es nicht mangelte, waren Kastanien, sodass wir jeden Tag "Balus" aßen, gekochte Kastanien. In dieser Zeit kam die SS, verhaftete zahlreiche Zivilisten in Canovetta und brachte sie um. Dann nahmen sie meinen Vater als Geisel und zwangen ihn, die für die Soldaten bestimmten Rationen von Casalecchio hinauf nach Casa Bocchino zu bringen. Er hatte zwei Pferde. Wenn er zu spät ankam, verprügelten sie ihn. Ich erinnere mich, dass sein ganzer Rücken wund war, als er ins Krankenhaus in der Via Cesare Battisti in Bologna eingeliefert wurde. Meinen Bruder verschleppten die Männer der SS nach Alfonsine in die Nähe des Po. Als sie fliehen mussten, ließen sie ihn frei. Bei der Überquerung des Po auf Holzbrettern wäre mein Bruder fast ertrunken.

Mitte Oktober schickten uns die Deutschen weg. So zogen wir, d. h. meine Schwester, eine Frau mit ihren Töchtern und ich, nach San Silvestro bei Marzabotto. Mein Vater fragte Corrada, die Hausherrin, ob sie gewillt sei, uns bei sich zu behalten. Corrada willigte ein, stellte dabei jedoch klar, dass sie keinerlei Verantwortung übernähme, falls die Deutschen uns verschleppten. Auf dem Weg hinunter nach San Silvestro ich hatte meine Offiziersstiefel, die mir die Deutschen gegeben hatten, im Schlamm verloren – begegneten wir den Deutschen, die meine Schwester und die Tochter von Corrada mitnahmen. Ich fing an zu weinen, weil ich mit meiner Schwester zusammenbleiben wollte, die Deutschen sie aber bei sich behielten. Am Abend gab man uns ein Seil, um den Türgriff unserer Zimmertür festzubinden. Einer der Deutschen sagte in gebrochenem Italienisch sinngemäß: "Ich gebe euch dieses Seil zum Festbinden des Türgriffs, damit der Kamerad, der von der Front zurückkommt, sich nicht zu euch hineinschleicht und Tricktrack macht." Es graute uns bei diesen Worten, weil wir genau verstanden, ja wussten, was gemeint war. Ein paar Tage darauf kamen die Deutschen und nahmen meine Schwester und mich mit. Da der Fluss Hochwasser hatte, trugen die Deutschen uns auf dem Rücken ans andere Ufer. Dann brachten sie uns in ein größeres Haus in Fontana bei Sasso Marconi. Meine Schwester und ich blieben dort zwei oder drei Tage. Uns wurde ein Raum unter der Treppe als Schlafplatz zugewiesen, der ausgerechnet im Schlafzimmer des Kommandanten lag und in den wir auf allen vieren hineinkriechen mussten. Eines Morgens, während meine Schwester eifrig Kartoffeln schälte, holten die Deutschen mich. Wir fuhren über eine dicht von Tannen gesäumte Straße zu einem Landhaus, wo zahlreiche Zivilisten gefangen gehalten und für verschiedenste Arbeiten eingesetzt wurden, und ich sollte bei ihnen bleiben. Am Ende blieb ich nur zwei oder drei Tage dort, dann kam "Pippo", das Bombenflugzeug. Da zerrte mich ein Deutscher so fest am Arm, dass ich auf den Boden geschleudert wurde. Daraufhin brachte er mich zu meinem Schutz in einen Unterschlupf und befahl mir, ihn keinesfalls zu verlassen.

Am Abend, es war schon dunkel, erschienen zwei andere Deutsche und nahmen mich mit. Wir liefen durch einen Wald bergauf zu einem Bauernhaus. Dort bekamen wir etwas zu essen. Ich weiß noch, dass ich sehr viele Mispeln gegessen habe. Zum Scherz sagten die Deutschen: "Tricktrack machen". Wir hatten Angst. Die ganze Nacht liefen wir weiter, bis wir zu einem Gehöft gelangten. Auch dort waren Zivilisten, die mir etwas zu essen geben wollten. Ich hatte aber nie Hunger. Es wurde Abend und wir mussten schlafen gehen. Als ich die Tür des Schlafzimmers öffnete, sah ich drei Bet-

ten, eins für mich und die anderen für die zwei Kommandanten. Ich klammerte mich an die Tür, weil ich Angst hatte und nicht hineingehen wollte. Da sagte mir einer der beiden Kommandanten sinngemäß: "Kein Tricktrack. Bei uns bist du sicher." Ich schlief in dem Bett in der Mitte zwischen den beiden Kommandanten. Es ist nichts passiert.

Inzwischen war Corrada nach Bologna zur deutschen Kommandantur gegangen und hatte erzählt, was uns widerfahren war, und unsere Namen genannt.

Daraufhin bekamen die Deutschen, die bei uns waren, einen Brief, in dem alles stand, was Corrada berichtet hatte, und ließen uns frei. Sie sagten mir, ich solle nach Modena gehen. Ich lief bis Fontana, wo ich meine Schwester Veglia und meine Freundin Lina traf, die auf einem Motorrad in Begleitung eines Deutschen erschien. Man setzte uns auf einen Lastwagen, der uns nach Modena bringen sollte. Doch schon in Casalecchio setzten uns die Deutschen wieder ab und fuhren selbst weiter. Wir gingen dann nach Bologna. Ich war bis dahin nie in Bologna gewesen, weshalb mir Veglia einbläute: "Fang ja nicht an, EEEEE zu sagen, vor allem wenn du Frauen mit roten Lippen siehst." Für mich, die ich an der Front gelebt hatte, war das ein wahres Wunder. Wir hatten nämlich keinen Lippenstift. Meine Schwestern Veglia und Nella waren dagegen nach Bologna gegangen, um das Dienstpersonal im Haus unseres Gutsherrn von Villa d'Ignano zu ersetzen. Er wohnte in der Via Saragozza, und dorthin waren wir unterwegs. Unser Gutsherr gab uns eine Matratze, und Bekannte boten uns ihre Wohnung über dem Café Centrale in der Via Indipendenza 1 an. Ich erzähle immer meinen Enkeln, dass ich, als ich mit meinen Offiziersstiefeln in der Via Indipendenza ankam, dachte: "Wenn ich abbiegen will, muss ich mich schon ein halbe Stunde vorher drehen." Dann stießen auch Corrada, mein Bruder und mein Vater zu uns. Wir hatten ein bisschen Geld und konnten uns etwas zu essen kaufen. Meiner Schwester gelang es, ein paar Stunden als Dienstmädchen zu arbeiten.

Nach Kriegsende begab ich mich mit meiner Schwester und meinem Bruder Fernando von der Via Indipendenza aus auf den Rückweg nach Hause. Wir gingen den ganzen Weg zu Fuß, die Bahngleise entlang nach Vado, bis wir endlich in Villa ankamen.

Das Haus und alles drumherum war zerstört. Mein Bruder und ich hatten zwei Tage lang nichts zu essen. Wenn meine Enkel Essen wegwerfen, sage ich ihnen immer: "Wenn es erst wieder eine Lebensmittelkarte gibt, wird es euch schon schmecken."

In einem Unterschlupf fand ich eine Packung Korken und schlug Fernando vor, sie Bruno, dem Sohn von Corrada, zu verkaufen, der in Lama di Setta einen Laden betrieb. Dafür bekam mein Bruder ein wenig Brot, hundert Gramm Mortadella und einen Fenchel.

Eines Tages erschien mein Vater mit einem Stück ranzigen, ungenießbaren Stockfisch, den wir dennoch aßen, weil wir nichts anderes hatten.

Nach und nach gab es Arbeit, wenn auch nur für wenige Stunden und an wenigen Tagen. Wir blieben weiter in den spärlichen Räumlichkeiten unseres Hauses wohnen, obwohl alles verfallen war und der Gutsherr nichts renovieren wollte. Es regnete rein. Nachts im Schlaf krabbelten Mäuse um unseren Kopf und nagten die Finger und Zehen meiner Geschwister an. Mäuse sind nämlich lautlos.

Als ich 16 war, zogen wir vorübergehend nach Allocco. Später habe ich als Köchin in Zola Predosa gearbeitet, Leopoldo Bonfiglioli, einen Partisanen des Roten Sterns, geheiratet und bin dann endgültig nach Bologna umgezogen.

LINA VENTURA, 15 Jahre

Ich wohnte in Elle di Rioveggio, in der Gemeinde Monzuno. Meine Pfarrei war eigentlich in Montorio, doch aus Bequemlichkeit gingen wir in Quercia in die Kirche, wo Don Ferdinando Casagrande, eines der Opfer des Massakers vom 29. September am "Roten Brunnen", Pfarrer war. Ich habe gute Erinnerungen an ihn: Er war ein gütiger Mensch und bei allen beliebt. Nach dem Krieg errichteten mein Mann Corrado, mein Schwager Giuseppe und Gino Calzolari nach Jahren des Schweigens gemeinsam mit Don Ilario Macchiavelli am "Roten Brunnen" eine Stele zum Gedächtnis an Don Ferdinando. Wir waren nach Tudiano in der Gemeinde Grizzana evakuiert worden.

Man hat mir immer erzählt, dass es in Elle eine Scheune gab, in der Waffen versteckt waren. Damals wussten wir das aber nicht. Als die SS kam, steckte sie die Scheune in Brand. Dabei explodierten die versteckten Waffen. Wenn wir Frauen noch dort gewesen wären, hätten sie uns sicher alle getötet.

In dem Haus in Tudiano, in das wir, gut 30 Personen, ausquartiert worden waren, wurden wir mit einem Maschinengewehr bewacht, das ständig auf uns gerichtet war. Die Frauen mussten bei der Zubereitung des Essens mithelfen. Meine Mutter zeigte den Deutschen eine Postkarte von meinem Vater, der auf der Suche nach Arbeit nach Deutschland ausgewandert war. So taten sie uns nichts an. Zu ihrem eigenen Schutz nahmen die SS-Leute Mädchen als Geiseln mit, wenn sie das Haus verließen. Denn wenn sie abends durch den Wald gehen mussten, fühlten sie sich mit den Mädchen sicherer. Die Gruppe bestand aus zehn Mädchen, zu der auch meine Schwester Anna gehörte. Meine Mutter sagte ihr, sie solle die Postkarte mitnehmen und in ihrer Jackentasche aufbewahren, weil sie dann, falls sie nach Deutschland verschleppt würde, meinen Vater ausfindig machen könnte. All dies geschah an einem Sonntag. Man wusste nichts von den drei Mädchen, die auf dem Monte Salvaro wohnten, in einem Haus namens "Il Monte", einem bezaubernden Ort, von wo aus das ganze Reno-Tal und der Monte Venere zu sehen war. Sie waren Gefangene der SS, von der sie als Munitionsträgerinnen eingesetzt und am 1. Oktober in Sibano ermordet wurden. Als die "Mädchen vom Berg" sind sie in unser aller Erinnerung geblieben.

Als unsere Mädchen am Sonntag, den 1. Oktober, am Abend abgeführt wurden, mussten wir alle an die Mädchen vom Berg denken und hatten Angst, dass ihnen dasselbe Schicksal widerfahren könnte.

Ich erinnere mich an die Verzweiflung der Frauen: "Die Mädchen vom Berg haben sie schon erwischt, was werden sie jetzt unseren antun?" Ein Soldat näherte sich meiner Mutter und sagte ihr: "Mama, sei ruhig, mach dir keine Sorgen." Dieser Soldat hatte auch meine Schwester beruhigt, die ihre kleine Tochter in den Armen hielt. Als die Frauen nach einem langen und anstrengenden Anstieg die Höhen des Poggio del Veggio erreicht hatten, befahlen ihnen die SS-Leute: "Raus" und ließen sie gehen. Unterwegs waren sie häufig belästigt worden. Sinngemäß sagte man ihnen: "Komm, wir schlagen uns mal fünf Minuten in die Büsche." Eine sehr religiöse junge Frau, eine fromme Grundschullehrerin namens Tommasina Taglioli sagte den anderen: "Eher lassen wir uns umbringen, als ihnen nachzugeben." Zum Glück wurden sie wieder freigelassen. Als sie am Haus einer Freundin der Familie eine offene Tür sahen, liefen sie schnell hinein, weil sie Angst hatten, dass man ihnen in den Rücken schießen würde. Ich erinnere mich noch, dass wir Frauen, den Kopf hoffnungslos zwischen den Händen haltend, um die Feuerstelle herum saßen, als wir Schritte hörten. Es waren die Mädchen, die zurückkamen.

Aus Tudiano, in der Gemeinde Grizzana Morandi, kehrten wir talwärts nach Elle

zu unserem Haus zurück, das indessen von den Alliierten besetzt worden war, die uns einen sehr freundlichen Empfang bereiteten. Wenige Tage später brachten sie uns ins Flüchtlingslager nach Florenz und quartierten uns in einem Schlafsaal in der Via Della Scala ein, der genau an dem Hof lag, wo die Flüchtlinge ankamen und abfuhren. Der Hof war der sonnigste Platz, weshalb er zu einem Treffpunkt für die Flüchtlinge geworden war. Und so war es auch bei uns. Wir schliefen alle auf dem Boden, hüllten uns in Decken, die voller Läuse waren, und wurden dann auf der Krankenstation zur Desinfektion mit DDT besprüht, einem Gift, das die Läuse beseitigte, mir aber auch die ganze Haut hinter den Ohren abzog. Es kam uns wie eine Gnade vor, von Zeit zu Zeit duschen zu können. An einem vorher festgelegten Tag brachte man uns Frauen in einen großen Waschraum, wo sich die Duschen befanden. Diese waren durch Zementwände voneinander getrennt: Nur der Kopf war zu sehen. Von einer höher gelegenen Brüstung herab öffnete und schloss eine Frau den Wasserhahn. Sie gab uns den Befehl, uns schnell einzuseifen und dann wieder abzuwaschen. Dann drehte sie das Wasser wieder ab. Mehr durften wir nicht verlangen. Kurze Zeit darauf brachten sie uns in die Provinz Siena, nach Monte Oliveto Maggiore, wo wir bis Ende 1946 blieben, weil meine Mutter operiert wurde und sechs kleine Kinder hatte. Mein Vater war noch in Deutschland. Ob er noch lebte, wussten wir nicht. Meine große Schwester blieb in Florenz bei einer Schwägerin.

Als wir nach Elle zurückkehrten, stand unser Haus leer und war komplett beschädigt. Dafür fanden wir unseren Vater vor, der aus Deutschland wieder heil zurückgekommen war.

Massimo Ruggiano

Wir vergessen allzu oft den Krieg, wie er aus der Perspektive der Frauen erlebt wird, die als Schutzschilde für die Soldaten verwendet werden, als Kriegsbeute, als...

Erst vor wenigen Jahren wurde die Existenz von Vergewaltigung als Kriegswaffe eingeräumt und geächtet. Wieso kam es so spät zu dieser Einsicht?

Aus Linas Zeugenbericht wird ersichtlich, dass unter den Opfern keinerlei Rangordnung besteht, denn alle lebten in der Angst vor Vergewaltigungen, nur dass einige diesem Schrecken entgehen konnten und andere nicht. Es gab junge Opfer, die nicht die Kraft hatten, eine so tiefe Kränkung zu verarbeiten, und erwachsene Opfer, denen dies gelang, indem sie sich zur Überwindung des verheerenden Traumas auf ihre inneren Werte stützten, und die sogar, wie Antonietta Benni, weiterhin in der Lage waren, anderen Menschen zu helfen.

Der Unterschied zwischen den drei ermordeten Mädchen vom Berg und den anderen zehn, die wieder freigelassen wurden, ist einzig und allein das Glück, das letztere vor der Vergewaltigung ihres Körpers und ihrer Seele bewahrt hat. Die Stärke der Frauen im Krieg besteht nun gerade darin, dass sie der an ihnen verübten Gewalt zum Trotz dem Bösen nicht erlauben, stärker als die Liebe zu sein, selbst wenn ihre Seele für immer die Spuren der blutigen Fingernägel von Männern tragen muss, die kraft ihrer bloßen Macht das Werkzeug des Lebens in ein Werkzeug des Todes verwandeln.



FRANCO FONTANA, 15 Jahre

Ich wohnte in Cà di Serra bei Vado, Gemeinde Monzuno.

Eines Tages erschienen Carabinieri mit zwei Briefen für meine Brüder Sergio und Walter, mit der Anordnung, sich zum Kriegsdienst zu melden. Mussolini war befreit worden und hatte die Republik von Salò gegründet. Wer nicht vorstellig wurde, kam vor ein Militärgericht oder ins Gefängnis. So wurde Sergio nach Venetien und Walter irgendwo anders hin geschickt. Ein paar Monate später gelang Sergio die Flucht. Er kehrte nach Hause zurück und beschloss, sich der Brigade "Roter Stern" unter der Führung von Mario, alias "Der Wolf", anzuschließen.

Da ich die Pfade, die zum Unterschlupf der Partisanen führten, gut kannte, brachte ich ihnen Essen und saubere Wäsche. Ihre Kleider waren immer voller Läuse und mussten deshalb zur Desinfektion ausgekocht werden. Eines Tages fragte mich einer von ihnen, den sie "Oberst" nannten, ob ich als Kurier arbeiten, also den anderen Partisanen, die sich auch versteckt halten mussten, Informationen überbringen wolle, ohne mich dabei erwischen zu lassen.

Ich arbeitete an der Carducci-Gedenkstätte in Bologna und konnte ungehindert herumfahren, weil ich einen Eisenbahnausweis hatte. Zusammen mit meinem Vater baute ich unter dem Denkmal einen Luftschutzbunker. Dann wechselte ich zur Todt, einer deutschen Organisation, die die Brücken und Straßen in Roncobilaccio di Baragazza reparierte, und bekam erneut eine Fahrerlaubnis. Ich hatte einen Ausweis, mit dem ich überall herumfahren durfte. Oberst Alfonso Ventura war der Kommandeur des 3. Bataillons, dem auch ich angehörte. Die Botschaften waren alle mündlich verfasst, nur selten trug ich schriftliche Dokumente bei mir, die ich dann in meinen Schuhabsätzen



Vado. Die zerstörte Brücke beim Wiederaufbau.

und unter meinem Fahrradsattel versteckte. Der Oberst hat sich immer für mein Leben verantwortlich gefühlt; auch nach dem Krieg hat er mir seine Zuneigung durch häufige Besuche bewiesen. Ich war noch jung, doch wie alle meine Altersgenossen von damals schon sehr verantwortungsbewusst.

Nach dem Massaker vom 29. September und 5. Oktober führten die Deutschen sowohl am Setta als auch am Reno weitere Durchkämmungsaktionen durch. So nahmen sie an einem Tag im Gebiet zwischen Rioveggio und Vado 36 Personen fest und erschossen sie in Canovetta bei Marzabotto. Ich sollte eigentlich auch in dieser Gruppe sein. Aber meine Mutter hat mich gerettet. Ich war von einem großen, dicken Mann mit Mantel ergriffen worden, der mich mit einer Pistole in der Hand bewachte. Ich versuchte jedoch, ihm zu entwischen und mich in den Unterschlupf zu flüchten. Als er das bemerkte, fing er an zu schreien. Da eilte meine Mutter verängstigt aus dem Unterschlupf, fasste den Soldaten an einem Bein und flehte ihn auf Knien an, mich laufen zu lassen. Genervt löste er sich mit einem Tritt von meiner Mutter und brüllte uns zu, wir sollten abhauen.

Ich war auch an Sabotageakten beteiligt. Die größte Aktion, die unser Bataillon gegen die Deutschen durchführte, bestand darin, sie am Abtransport von Salz, Blech, Ersatzteilen und Flugzeugmotoren aus Italien zu hindern. Das gesamte Material war in Güterwaggons verstaut, die, etwa hundert an der Zahl, auf den Schienen zwischen Vado und Grizzana darauf warteten, dass die Brücke von Vado repariert würde, die am 18. Mai 1944 bei einem Bombardement beschädigt worden war. Eines Tages lösten wir die Bremsen der Waggons, die langsam losrollten, dann aber an einer Stelle, wo die Gleise sehr abschüssig waren, Fahrt aufnahmen. Ein paar Waggons kamen noch über die Brücke. Die anderen krachten nach deren Einsturz auf die Provinzstraße und das Dorf.

Am 9. Oktober kamen in Cà di Serra die Amerikaner an. Sie bereiteten eine Offensive gegen die Deutschen vor und wir, die Bewohner der Gotenlinie, mussten alle den Ort verlassen. Mit der ganzen Familie – Mutter, Vater, meine Schwester Giglia und mein kleiner Bruder Dario – brach ich nach Florenz auf. Mein Bruder Sergio, dem am 29. September fast ein Arm abgerissen worden wäre, war bereits ins Krankenhaus in Florenz eingeliefert worden. Von Florenz ging es dann über Castiglion Fiorentino und eine amerikanische Kaserne bei Santa Maria degli Angeli in Assisi ins Flüchtlingslager in Cinecittà, also ausgerechnet dorthin, wo vor dem Krieg Filme gedreht worden waren. Wir waren etwa 5000 Menschen, darunter aus Libyen und Dalmatien geflüchtete Italiener sowie ausländische Flüchtlinge, österreichische Slawen, Polen und Chinesen. So viele Völker mit derselben Müdigkeit in den Augen!

Der Krieg war aus, wir kehrten heim. Bis Rimini kam ich mit dem Zug, von dort ging es aber nicht weiter, weil die Eisenbahnlinie nach Bologna zerbombt war. Zusammen mit einem Freund ergatterte ich einen Platz in einem amerikanischen Lastwagen und fuhr nach Hause.

Dort fand ich meinen Bruder Sergio vor. Zwei Tage später traf auch mein Bruder Walter ein.

Walter erzählte mir, dass er nach seiner Gefangennahme durch slawische Partisanen (die alle von den Deutschen getötet wurden) mit den anderen Italienern für 18 Monate ins KZ nach Dachau deportiert worden war. Als Walter mir erzählte, was er erlebt hatte, überkam mich der Wunsch, ihn zu umarmen.

"Bis jetzt habe ich Glück gehabt", dachte ich, "denn wir sind noch alle am Leben. Wir waren zu siebt und heute, am 13. Mai 1945, sind wir immer noch zu siebt." Genau an diesem

Tag verließ meine Familie Cinecittà in Richtung Heimat. Zusammen mit vielen anderen Personen, ungefähr vierzig, stiegen die Fontanas in einen Militärtransporter. Der amerikanische Fahrer setzte sich ans Steuer. Er war müde, musste sich aber beeilen, um vor Einbruch der Dunkelheit anzukommen. In San Quirico d'Orcia geriet der LKW plötzlich ins Schleudern und stürzte in den Fluss. Alle Insassen starben, einige sofort, wie der kleine Dario, andere erst nach ihrer Einlieferung in eines der umliegenden Krankenhäuser. Nur meine Schwester Giglia überlebte. Die Carabinieri von Monzuno brachten uns die Nachricht.

Nach dem Schmerz über den Verlust seiner Familie trat mein Bruder auf eine Mine. Als er sah, dass seine Beine zerfetzt waren, brachte er sich um. Verfluchter Krieg!

Aus dem Buch "La staffetta" ("Der Kurier") von Franco Fontana:

"Wer mir sagt, dass alle Toten gleich sind, dem antworte ich, dass das zwar stimmt, dass sie sich aber darin unterscheiden, wie sie sterben.

Es gibt Leute, die den Krieg gewollt haben, und andere, die gezwungen wurden, in ihn zu ziehen.

Wer sind die Partisanen?

ZUERST WAREN WIR REBELLEN DANN PATRIOTEN SCHLIESSLICH FREIE MENSCHEN."

ROSANNA CARBONI, 15 Jahre

Im September 1944 wohnte ich in Camugnone in der Nähe von Pioppe di Salvaro. Als die Bombardements begannen, beschlossen wir, uns nach Piè di Castagneto zurückzuziehen, einem auf den Hügeln über Camugnone gelegenen Hof. Dort wurde ich Zeugin der Durchkämmungsaktionen, bei denen alle umgebracht wurden, und sah Sanguineta, Creda und andere nahe gelegene Höfe und Weiler brennen. Als es zu einer heftigen Explosion im Tunnel von Camugnone kam, hörten wir alle den ohrenbetäubenden Lärm. Ein mit Munition vollgefüllter Waggon war vermint worden.

Danach erfuhren wir von dem Blutbad am Staubecken von Pioppe di Salvaro, von dem uns Ansaloni berichtete, ein Überlebender, der auf allen Vieren nach Piè di Castagneto gekrochen kam. Er erzählte uns, wie sie nach und nach niedergemetzelt worden waren. Ihm sei es gelungen, inmitten der Toten zu überleben. Als Mitarbeiter der Hanfspinnerei, der den Ort bestens kannte, habe er gewusst, wo er sich hinretten konnte. Er habe gesehen, dass es auch Guido Nannetti geschafft hatte, aus der "Botte", so nannte man das Staubecken, herauszukommen, doch sei er zu schwer verletzt gewesen und fast auf der Stelle gestorben. Ansaloni, der ein Holzbein hatte, wiederholte: "Sie haben mir ausgerechnet ins andere Bein geschossen." Wir holten sofort seine Frau, die ein wenig bei uns blieb. Nachts flüchteten wir uns aus Furcht vor der SS in einen Unterschlupf.

Am Morgen des 5. Oktober, dem letzten Tag der Massaker, kam die SS nach Piè di Castagneto, gerade als wir kurzzeitig unseren Unterschlupf verlassen hatten. Die SS hat das ganze Haus umstellt, ein Maschinengewehr angelegt und angefangen, auf den Wald zu schießen, in dem sich Partisanen befanden. Zu diesem Zeitpunkt waren wir im Haus. Sie holten uns heraus und stellten uns an die Wand. Meiner Mutter gelang mit uns Mädchen die Flucht nach Casalino, während mein Vater Mario, der Sohn des Bauern, Bruno Bonantini, und sein Cousin Pietro Bonantini nahe bei Sibano an der Straße nach Porretta erschossen und die anderen Männer nach Deutschland verschleppt wurden. Dann traf die Front mit den Soldaten der Wehrmacht ein, die nach eigenen Worten auch selbst Angst vor der SS hatten. Die wenigen Häuser, wie unseres, die von den Flammen verschont blieben, dienten den Soldaten als Truppenstützpunkt.

Ich erfuhr von der Ermordung meines Vaters erst drei Tage später. Keiner wollte es uns sagen. Für einige Tage kehrten wir nach Piè di Castagneto zurück. Dann befahlen uns die Deutschen wegzugehen. Wir brachen in der Nacht auf und erreichten zu Fuß Malfolle, wo wir uns in der Kirche versteckten. Meiner Mutter gelang es vor unserer Ankunft in Malfolle, die Leiche meines Vaters an eine andere Stelle zu legen, und zwar in einen Graben, wo sie ihn mit einer Decke umhüllte. Am folgenden Morgen teilten uns die Soldaten mit, dass wir frei seien und in Richtung Bazzanese gehen sollten, der Straße die von Bologna nach Bazzano führt. Meine Verwandten blieben in einer Schule in Savigno, weil sie mit einer dortigen Lehrerin befreundet waren.

Meine Tante Peppina starb mit 35 in nur drei Tagen an Typhus. Ebenfalls an Typhus erkrankten die Tochter von Tante Peppina und meine Schwester Lina. Auf den Rat eines Arztes hin wurden sie eilig ins Krankenhaus nach Bazzano gebracht. Während meine Mutter sie begleitete, blieb ich allein in Malfolle zurück. Ein Bauer nahm mich bei sich auf und behandelte mich wie eine Tochter. Ich blieb etwa einen Monat bei ihm. Als die beiden Mädchen wieder gesund waren, zogen wir alle nach Bologna in die Via Saragozza um, wo wir in der Wohnung einer Tante Unterkunft fanden. Meine Mutter holte mich trotz der Bombardements von Bologna aus mit dem Rad in Savigno ab. Als meine Schwester wieder vollkommen genesen war, zogen wir mit meiner Mutter

in eine Wohnung um, die in der Nähe meiner Tante lag. Ich bewarb mich umgehend bei der Firma Timo (der heutigen Telecom), weil mein Vater dort als Kabelwart für die Linie Marzabotto-Riola di Vergato gearbeitet hatte. Man erinnerte sich an ihn als unermüdlichen und gewissenhaften Mitarbeiter, der von frühmorgens bis spätabends mit dem Fahrrad unterwegs war und seinen Dienst versah. Die Firma stellte mich sofort ein und gab mir viel Geld, als Soforthilfe und als Abfindung für die Arbeit meines Vaters. Das war sehr großzügig. Man wollte uns eine der Wohnungen geben, in die damals die ehemaligen Büros umgewandelt wurden. Mit der Hilfe einer Frau gelang es meiner Mutter jedoch, sich eine eigene Wohnung zu kaufen.

Mein Vater hatte zwei Truhen mit schöner Wäsche vergraben und auch ein wunderschönes Telefon hineingelegt, das wir dem Firmenleiter von Timo aushändigten. Dieser betrachtete das Telefon gerührt und sagte spontan: "Armer Teufel, du hast das Telefon gerettet, aber nicht dich selbst."

Familie Tonelli, die im Bahnwärterhäuschen von Camugnone wohnte, erzählte uns, dass der Firmenleiter, als er von den Durchkämmungsaktionen erfuhr, einen Lieferwagen losschickte, um uns zu holen. Nur waren wir da schon in Piè di Castagneto, und die Fahrer trauten sich nicht auf den Hügel, aus Angst, in die Schusslinie zwischen SS und Partisanen zu geraten.

Nach der Befreiung fuhr mein Onkel Ernesto, der nach Frankreich emigriert war, im Mai per Anhalter nach Camugnone und begrub die Leichen meines Vaters, Brunos und Pietros auf dem Friedhof von Calvenzano. Onkel Ernesto half uns viel. Im August kehrte er mit seiner ganzen Familie zurück und kam dann jedes Jahr einmal zu uns zu Besuch.

Oma Adele und Tante Pia kehrten nach Camugnone zurück und fanden Aufnahme bei Familie Nannetti, die sich allen gegenüber sehr großzügig verhielt.

Mein Mann Pietro Mattioli, der 17 Jahre alt war, wurde in Pontecchio hinter der Villa von Marconi verhaftet und dann nach Colle Ameno gebracht, wo er drei oder vier Tage blieb. Dort musste er mit ansehen, wie Gefangene gezwungen wurden, sich ihr eigenes Grab zu schaufeln, weil einer von ihnen geflohen war. Da erschien SS-Major Walter Reder. Verängstigt wies mein Mann das Essen zurück. Angesichts seiner Weigerung sagte ihm Reder, dass er ihn umbringen werde, wenn sich die Sache wiederholte. Ein befreundeter Häftling riet ihm daraufhin, auf der Hut zu sein, da Reder gerade einen Bauern, Ferruccio Caselli, umgebracht habe.

Von Colle Ameno aus wurde mein Mann von einem SS-Leutnant nach Sasso Marconi gebracht, zum Aquädukt, wo die beiden Flüsse Setta und Reno zusammenfließen.

Etwa einen Monat später brachen die Gefangenen in Richtung Monte Adone auf, wo sie einen weiteren Monat blieben. Einige Italiener erboten sich, den Deutschen zu zeigen, wo wir alle unsere Habseligkeiten versteckt hatten; manch einer von ihnen trug die faschistische Uniform mit dem Fes und half ihnen sogar beim Plündern. Von dort aus wurde mein Mann mit den anderen Häftlingen nach Stella gebracht, wo sich die SS-Kommandostelle befand und dreißig Karren Diebesgut standen, das nach Deutschland geschickt werden sollte. Am Abend machten die Gefangenen sich auf den Weg. Es war ungefähr Mitternacht. In einer Kolonne schoben sie die Karren mit dem Diebesgut in Richtung Bologna. In der Nähe der Seilbahn gelang meinem Mann die Flucht, und zwar just in dem Augenblick, als die Sachen, die nicht ordentlich befestigt worden waren, von den Karren herunterfielen und davonrollten.



Camugnone: Gasthaus und Bahnwärterhaus.

SALVINA ASTRALI, 16 Jahre

Ich wohnte in Caprara, in der Pfarrei von San Martino. Dann zogen wir nach Villa d'Ignano um, in ein Bauernhaus, das unserem Pfarrer gehörte. Dort lebte auch eine evakuierte Familie aus Bologna. Der Mann war überzeugter Faschist. Seine beiden Töchter mochten mich wirklich sehr. Als die Durchkämmungsaktionen begannen, entschied sich meine Mutter zur Rückkehr nach Caprara, wo alle ihre Freundinnen wohnten. Sie fühlte sich dort sicherer. Inzwischen war mein Vater bei einem Bombardement in Villa d'Ignano verletzt worden. Als die Bombardements auch in unserer Gegend begannen, flüchteten wir alle aus dem Haus in den Kirchturm, im Glauben, dort sicherer zu sein. Dummerweise wurde aber gerade dieser zerbombt, weil ein Funkgerät darin stand.

Vom Kirchturm löste sich ein Stück des Mauerwerks und knallte auf das Dach der Sakristei. Unser Pfarrer, der vor lauter Eile in der Unterhose aus dem Haus gerannt war, bat meinen Vater, ihm etwas zum Überziehen zu holen. Gerade als mein Vater losging, schlug eine Granate ein und ein herunterfallender Steinbrocken begrub ihn unter sich. Er schrie nur: "Helft mir!" Doch wie? Ich wagte mich trotz des Dauerbeschusses durch Kanonen und Maschinengewehre auf den Kirchplatz und ging eine Spitzhacke und einen Hebebaum holen. Damit befreiten wir meinen Vater langsam unter dem Steinbrocken. Sein Fuß war gequetscht und geschwollen.

Meine Mutter fühlte sich nicht mehr sicher und beschloss deshalb, nach Caprara zu gehen. Mit uns kamen auch die anderen Leute aus der Gegend. Sie wurden alle getötet, nur eine alte herzkranke Frau, die sonst nie aus dem Haus ging, kam mit dem Leben davon. An jenem Tag trat sie aus dem Haus und sah ihre beiden Söhne sterben. Am Abend kehrte ich mit anderen Leuten nach Villa d'Ignano zurück, um die Kühe zu holen, und am folgenden Morgen brachen wir wieder nach Caprara auf. Unterwegs traf ich meinen Vater, der uns beschwor: "Kehrt um Himmels willen um. In Caprara brennen sie alle Häuser nieder. Deine Mutter hat mir geraten, in den Wald zu fliehen, weil die SS nur Männer sucht, um sie nach Deutschland zu schicken, und die Frauen in Ruhe lässt."

Also kehrten wir in Richtung Villa um und gingen nach Tura, wo sich Partisanen aufhielten. Wir blieben ein wenig bei ihnen, doch kurze Zeit später traten wir den Rückweg nach Hause an. Am folgenden Morgen hörten wir Schreie: "Paola, Salvina, wo seid ihr?" Es waren meine beiden Schwestern. Sie waren blutbeschmiert, einer klebte ein Teil von Anna Rosas Gehirn am Kopf, meiner kleinen Schwester. "Sie haben alle umgebracht", schrien sie verzweifelt vor unserem in Schutt und Asche gelegten Haus. Unter den SS-Leuten hatten sie zu ihrer Bestürzung auch Italiener bemerkt, die sich im bolognesischen Dialekt unterhielten.

Meine Schwestern hatten unter den Toten überlebt. Maria war blind, konnte aber gehen. Paola konnte nicht laufen, dafür aber sehen. Also lud Maria Paola auf den Rücken, die ihr sagte, wo sie langgehen sollte. Dann schlugen sie sich in die Büsche und versuchten, uns auf dem Weg entgegenzukommen. Wenn sie Deutsche kommen hörten, blieben sie mit dem Wasser bis zu den Knien regungslos im Graben stehen.

Insgesamt starben vier Angehörige der Familie Astrali und acht der Familie Iubini. Die SS-Leute stellten ihre Maschinengewehre auf die Fensterbänke und warfen so lange Handgranaten ins Haus, bis das Weinen verstummte. Als mein Schwager nach Caprara ging, um die Toten zu begraben, hing seine Frau über der Fensterbank, und ein Schwein war gerade dabei, ihr das Gesicht wegzufressen. Von dem Jüngsten, Giorgio Iubini, der gerade mal drei Wochen alt war, waren nur die Kissenfedern übrigge-

blieben. Der Mann der alten Frau, die überlebt hatte, ging, als er sah, dass seine ganze Familie ermordet worden war, in einen Kastanienhain und erhängte sich.

Danach kehrten wir nach Hause zurück. Da die Deutschen uns in Wirklichkeit den Befehl erteilt hatten, das Dorf zu verlassen, versteckten wir uns im Keller des Pfarrers, denn wir wollten nicht nach Bologna gehen. Die Amerikaner standen ja schon in Monzuno, sodass wir auf deren baldige Ankunft hofften.

Im Keller des Pfarrers gab es Wein und Korn, das wir mit kleinen Mühlen mahlten, die wir in verschiedenen Häusern gefunden hatten. Mit dem Mehl machten wir dann Brot und backten es im Ofen. Als die Deutschen sahen, dass Rauch aus unserem Kamin aufstieg, kamen sie und verjagten uns. Im Gänsemarsch mussten wir den Berg überqueren und landeten dann unter der Aufsicht der Deutschen in einem Wohnhaus in Fontana, in der Nähe von Sasso Marconi. Aus Angst vor Vergewaltigungen hatten wir Frauen uns Tücher auf den Kopf gesetzt, um älter auszusehen. Aber die Deutschen taten uns nichts an. Sie begleiteten uns nach Bologna zur Giordani-Kaserne. Der in unserem Haus einquartierte Faschist hatte, bevor er uns verließ, gesagt: "Ich gehe nach Bologna zurück. Falls ihr mich braucht, kommt ihr zu mir, ich wohne in der Via Castiglione." Ich suchte nach ihm, und als ich ihn gefunden hatte, fragte er mich gleich nach meiner Familie. Ich sagte ihm, dass alle umgekommen waren, außer meinem Vater und meinen beiden schwer verletzten Schwestern. Leider hatte er am Vortag eine andere Familie bei sich aufgenommen und keinen Platz mehr. Doch dann sagte er: "Für dich gibt es Platz." Er verwandelte mich in eine Dame mit eleganten Kleidern und neuen Schuhen, und einen Hut kaufte er mir auch. Jeden Abend brachten wir, seine Frau, seine Töchter und ich, alles Mögliche zur Kaserne: vor allem Essen und frische Wäsche. Nach der Befreiung kehrten wir alle nach Hause zurück.

Den Töchtern bin ich später noch einmal in einem Supermarkt begegnet. Wir haben über ihren Vater gesprochen, der in den drei Tagen der "Carta bianca", als gewissermaßen alles erlaubt war, ermordet worden war. Der Schmerz darüber hatte ihre Mutter in den Wahnsinn getrieben.

Bei unserer Heimkehr nach Villa d'Ignano war unser Haus zerstört, nur der Schuppen, in dem die Karren standen, war unversehrt geblieben. Wir räumten ihn aus, bedeckten den Boden zum Schlafen mit Stroh und hängten einen Vorhang vor den Eingang.

Eines Nachts hören wir es rufen: "Mama! Papa!" Es war mein Bruder, der vom Militär zurückkam. Kurze Zeit darauf erschien auch Augusto Iubini, der damals noch nicht mein Mann war. Er traf zusammen mit einer Deutschen ein, die ihn gerettet hatte, als er in der deutschen Kriegsgefangenschaft war. Als Augusto erfuhr, was passiert war, wollte er diese Frau nicht mehr.

Wenig später heirateten Augusto und ich. Wir hatten nichts und schliefen zusammen mit dem Vater von Augusto in einem Zimmer in Pian di Venola.

In drei Jahren kamen drei Kinder zur Welt und wurde ich Witwe.

Am 19. März fanden bei uns die Feierlichkeiten zum Josefstag statt. Augusto veranstaltete ein großes Fest. Am folgenden Tag nahm er einen Kranzkuchen und ging mit seinem Onkel und einem Freund nach Caprara zu seinen Toten, die in einem Massengrab ruhten, in dem etwa achtzig Personen beerdigt waren. Er ging da immer einmal in der Woche hin. Einer seiner Freunde war Minensucher, mein Mann aber nicht. Als dieser Freund eine Mine in die Hand nahm, ging mein Onkel in Deckung, während mein Mann, der ihm gegenüber saß, getroffen wurde und zusammen mit seinem Freund starb. Auf einer Leiter trug man sie zum Friedhof in Sperticano, der Trauerzug



Caprara di Sopra (Anwesen der Familie Fantini – Sammlung der Sparkasse Bologna "Carisbo").

begann jedoch in Pian di Venola, weil die beiden hier gewohnt hatten. Es kamen sehr viele Leute. Der Pfarrer war nicht da, weil wir nicht kirchlich getraut waren, außerdem flatterten überall rote Fahnen. Entminen war verboten. Deshalb habe ich nie Witwenrente bekommen, obwohl es für meinen Mann ja ein Unfall war.

Ich musste meine Töchter in ein Waisenheim schicken, während ich meinen kleinen Sohn bei mir behalten konnte. Maria und Lucia waren im Waisenhaus von San Luca. Später, als die Schwestern mir Lucia zurückbrachten, weil sie immer aus dem Heim ausriss, kam Maria in ein anderes Heim, wo sie blieb, bis sie 15 war.

Sechs Monate lang kochte ich für die Kinder unserer Schule, ohne ein richtiges Gehalt. Ich bekam nur ein paar Lire, doch mein Sohn und ich hatten genug zu essen und heizen konnte ich auch, weil die Gemeinde mir Brennholz gab. Außerdem versorgte ich die Bauarbeiter unserer Gemeinde mit Getränken.

1960 bekam ich endlich eine feste Anstellung. Ich ging jeden Tag aufs Rathaus und fragte nach Arbeit, und eines Tages sagte mir ein Mann vom Einwohnermelde- und Standesamt: "Ich bin es leid, dich immer hier zu sehen. Jetzt nehme ich das in die Hand." Einen Monat später fand er eine Stelle für mich bei der Firma Giordani. Dieser Mann war Faschist. Zum zweiten Mal tat ein Faschist mir einen Gefallen.

1963 ist die ganze Familie wieder zusammengezogen, und meine Kinder haben angefangen zu arbeiten.

BERICHT von Salvinas Tochter MARIA IUBINI

Im Waisenhaus von San Luca fühlte ich mich nicht wohl, weil ich die Kleinste war und die Nonnen mich mit der ältesten Ordensschwester zum Betteln unter die Arkaden setzten.

Ich saß auf einer kleinen Bank, und wenn jemand vorbeikam, versteckte ich mich

unter dem Gewand der Ordensschwester und biss ihr in die Beine, weil ich nicht betteln wollte. Zur Strafe sperrten mich die Nonnen in eine Besenkammer voller Wanzen. Auch meiner Schwester gefiel es nicht, und deshalb lief sie oft weg.

Eines Tages brachten die Nonnen sie zurück nach Hause, aus Furcht vor einem Skandal, es rissen nämlich viele Mädchen aus.

Meiner Mutter und allen anderen Angehörigen war ein Besuch im Monat gestattet. Die guten Dinge, die sie uns mitbrachten, wurden alle für Wohltätigkeitslotterien verwendet.

Auch in dem städtischen Heim, in das ich später verlegt wurde, musste ich Bettwäsche und Handtücher für Wohltätigkeitslotterien besticken. Schließlich kehrte ich nach Hause zurück. Später erfuhr ich, dass dieses Heim wegen Misshandlungen geschlossen worden war. So habe ich bis zu meinem 15. Lebensjahr gelebt. Um meiner Mutter zu helfen, fing ich sofort an zu arbeiten. Ich hatte dann viele Berufe.

Was mich am traurigsten macht, ist die Erinnerung daran, wie meine Mutter behandelt wurde. Der Staat gab ihr keine Witwenrente, weil er meinen Vater für die Explosion der Mine, die ihn das Leben gekostet hatte, verantwortlich machte. Aus demselben Grund stellte die italienische Luftwaffe die Zahlung einer monatlichen Beihilfe als Anerkennung für seine Tapferkeit als Flieger ein.

Auch die Stadt, die ihr anfangs ein paar provisorische Beschäftigungen angeboten hatte, machte ihr keine Zugeständnisse, nicht mal eine Sozialwohnung bewilligte sie.

Als mein kleiner Bruder Bruno geboren wurde, war es Januar. Meine Mutter brachte ihn in einem Haus ohne Dach zur Welt. Ein Vorhang diente als einziger Schutz; man konnte die Sterne sehen. Vor Kälte konnte sie nicht gebären. Da lieh ihr jemand einen kleinen Holzofen zum Aufwärmen, und meine Mutter brachte ihr Kind zur Welt.



...Nach dem Massaker gingen meine Tante und ihr Mann hoch nach Caprara, wo das Haus der Großmutter war. Dort legten sie ein Grab an... Auf das Grab stellten sie ein Kreuz, das sie aus den Fenstergittern des Hauses gebaut hatten, und unter dem Grabstein begruben sie das Gehirn meiner Tante Anna Rosa...

DANIELE PALMIERI, 17 Jahre

5. August 1944

Ich wohnte in Ronco Pertugio. Seit über einem Monat sah ich zweimal in der Woche deutsche Soldaten patrouillieren. Es war eine Pferdestreife, die von Pian di Venola nach Medelana ritt. Die Soldaten schauten sich um, taten aber nichts – bis zum 5. August 1944. Ein erbärmlicher Typ aus dem Dorf, der eine Woche zuvor noch Faschist war, legte, kaum sah er die Partisanen kommen, sein schwarzes Hemd und seine Koppel ab und wechselte die Uniform. Er war immer ein Fanatiker gewesen, und um sich Geltung zu verschaffen, tötete er einen Deutschen – wohl wissend, welche Folgen das hatte. Es war nämlich bekannt, dass für jeden ermordeten Deutschen zehn Italiener hingerichtet wurden, so wie man auch wusste, dass die Deutschen bei den Hausdurchsuchungen keine Waffen finden durften, weil sonst das Haus in Brand gesteckt und seine Bewohner erschossen wurden. Meine Eltern, die Besitzer von Cà del Bue, verlangten von den Partisanen, dass sie aus unserem Haus, in dem Enrico Venturi wohnte, keinen Stützpunkt machen. Und so geschah es.

Die Durchkämmungsaktion erfolgte am 5. August gegen drei Uhr. Meinem Vater und mir gelang die Flucht. Doch in unserem Haus wurden 45 Personen festgesetzt, Frauen, Jugendliche, alte Leute und Kinder. Francesco Venturi hielt gerade seine Tochter im Arm, überreichte sie dann aber schnell seiner Frau, denn aufgrund seiner Erfahrung als Kriegsgefangener in Kroatien hatte er sofort erkannt, dass das Schlimmste passieren würde. Erschossen wurden nur Männer, nicht zehn, sondern nur sechs, von denen man vermutete, dass sie auf der Seite der Partisanen standen, während die anderen Verhafteten nach Montasico verschleppt wurden. Meine Familie kehrte erst nach einer Woche zurück. Meinen Großvater, der krank war und in einem Sessel saß, nahmen die Deutschen nicht mit.

Nach der Erschießung wurde alles niedergebrannt: Haus, Felder, Weizen. Die Leichen verbrannten nicht, da sie abseits der Flammen des Hauses im Hof liegen geblieben waren. Später ging ich mit anderen Leuten zu den Leichen; wir beerdigten sie an Ort und Stelle in notdürftig gezimmerten Särgen. Ein Mönch, Bruder Samuele Sapori aus Montepastore, erteilte ihnen den letzten Segen.

Das war der einzige Vorfall, zu dem es nur wegen diesem Trottel kam, der noch am Leben ist und von keinem gemocht wird. Damals hätte ich Lust gehabt, ihn zu verprügeln, mein Vater verbot es mir jedoch, und ich ließ es sein. Alle kennen ihn, aber beliebt ist er bei niemandem.

Wenn die Partisanen uns baten, Brot für sie zu backen, taten wir es. Wir hatten ja keine andere Wahl.

Seine Tante Nella Palmieri, die bei dem Gespräch ebenfalls anwesend ist, fügt hinzu:

"In Montasico waren meine Mutter, meine Tante, mein vierzehnjähriger Bruder und meine fünfjährige Schwester. Bevor sie uns heimgehen ließen, schickten sie mich zum Verhör in einen Stall. Vor dem Stalltor stand Don Lino Pelati, der Pfarrer von Luminasio. Er war nicht verhaftet worden, sondern hatte sich der Gruppe angeschlossen, um den Menschen näher zu sein, und sagte mir: "Geh rein und sprich ohne Furcht, sie werden dir nichts tun." Die Deutschen fragten mich, ob ich Partisanen gesichtet hätte. Ich erklärte ihnen, keine gesehen zu haben, und durfte gehen. In meiner Nähe befand sich die Frau von Francesco und ihre Tochter. Wenige Tage danach kehrten wir alle

wieder nach Hause zurück."

Daniele setzt seine Erzählung fort:

Als die Amerikaner auf dem Monte Salvaro ankamen, wurden wir von den Deutschen vertrieben. Ich ging zu meiner Tante nach Ronca bei Calderino. Die Deutschen besetzten unser Haus.

Bei meiner Tante hatten wir ein richtiges Bett, nachdem wir so lange in Unterschlüpfen geschlafen hatten. Es war ungefähr Mitternacht, als die Deutschen mit einer schweren, von Pferden gezogenen Feldküche eintrafen. "Die bringen uns alle um", dachte ich. Stattdessen mussten wir uns schnell anziehen, weil sie uns brauchten. Wir mussten alle Geräte unter dem Vordach wegräumen, wo sie ihre Küche unterbrachten.

Ich lebte sechs Monate lang mit den Deutschen zusammen, bis zur Befreiung. Ein deutscher Unteroffizier nahm mich auf seine Fahrten mit, als ob ich sein Bursche wäre. Zum Einkaufen fuhren wir nach Vignola, wo es einen Laden der Wehrmacht gab. Ich wurde immer gut behandelt. Die Deutschen hatten eine Kanone und einen Karabiner, die bei Wachablösung übergeben werden mussten. Fünf Stunden vor Ankunft der Amerikaner aus Montepastore machten sich die Deutschen zu Fuß auf den Weg. Da hatten sie nichts mehr.



Fünf Stunden vor Ankunft der Amerikaner aus Montepastore machten sich die Deutschen zu Fuß auf den Weg. Da hatten sie nichts mehr.

ERSILIO (ARSENO) GABUSI, 17 Jahre

Salvaro, am 29. September 1944.

Ich wohnte mit meiner Familie an der "Schleuse" von Pioppe di Salvaro, in der Nähe der Bahngleise, wo es wegen der Bombardements gefährlich war. Deshalb zogen wir nach Salvaro auf das Landgut eines Bauern um, der uns, obwohl er eigentlich keinen Platz mehr hatte, dennoch ein Zimmer gab. Im Juli verschob sich die Front allmählich zu uns hin. Die Amerikaner waren auf dem Vormarsch. Ein Kontingent der Wehrmacht, das Kampfpause hatte, bezog dort Stellung. Es passierte nichts, auch die Partisanen ließen uns in Ruhe. Der Entschluss, die Häuser niederzubrennen und ihre Bewohner zu töten, war noch nicht gefasst.

Am 29. September, es war noch dunkel, hörten wir Schüsse. Da gingen wir alle in die Kirche, wo Don Elia Comini und Pater Martino Capelli zusammen mit den Leuten aus dem Dorf beteten. Als Panzetta und Casturein, zwei Männer aus dem Ort, eintrafen und uns mitteilten, dass die SS in Creda viele Menschen getötet hatte, versteckte sich ein Teil der Männer auf Anraten der Schwestern in der Sakristei, deren Tür verschlossen und mit einem Schrank abgedeckt wurde. Der andere Teil versteckte sich im Keller, der mit einer Kellerluke verschlossen war. Dort waren, zusammen mit vielen anderen Männern, auch mein Vater und ich, während mein Bruder Leo auf der mit einer Jutedecke abgedeckten Kellerluke sitzen blieb und anfing, Korn zu mahlen. Die Jüngeren stiegen auf den Kirchturm. Wir waren mehr als vierzig Männer.

Inzwischen waren Don Elia und Padre Martino nach Creda aufgebrochen, um den dort Verwundeten Hilfe zu leisten. In der Nähe des Friedhofs von Salvaro stießen sie auf die SS, die sie festnahm und den ganzen Tag als Munitionsträger benutzte. Am Abend wurden sie zu den anderen Verhafteten aus der Gegend zwischen Grizzana und Sibano in den Pferdestall von Pioppe gesperrt und am 1. Oktober an der Hanfspinnerei von Pioppe erschossen, nachdem ein Spitzel der SS erzählt hatte, Pater Martino sei ein Partisan, obwohl er wusste, dass dies nicht stimmte. Don Elia und Pater Martino hatten immer zusammengehalten und starben auch gemeinsam, und mit ihnen noch 42 Männer. Das große Staubecken der Hanfspinnerei – "Botte" (d. h. Fass) genannt – diente zum Betrieb des Wasserkraftwerks. Zu jener Zeit war es leer, sodass die Männer bei ihrer Erschießung auf den schlammigen Beckenboden fielen. Acht bis zehn Tage danach, als die Schleuse wieder geöffnet wurde, trieb das Wasser die Leichen in den Fluss Reno.

Als die SS-Leute in die Kirche von Salvaro hereinkamen, suchten sie überall herum, fanden aber keine Männer. Hätten sie auch nur einen einzigen gefunden, hätten sie uns alle getötet. Meinen Bruder fragten sie, warum er das Korn mit der Hand mahle, und er gab ihnen zur Antwort: "Weil wir keinen Strom haben." Die SS begnügte sich mit dieser Erklärung.

Ich erinnere mich an die beiden Priester, zwei großartige Menschen. Don Elia kannte ich besser, weil er in "Madonna del Bosco", Pfarrei Calvenzano, geboren war, genau in dem Zimmer, das die Familie meiner Frau Edera bewohnte. Als Student kam Don Elia jeden Sommer seine Mutter besuchen und half dem Pfarrer von Salvaro, Monsignore Mellini, bei dem ich Messdiener war. Don Elia war immer bei uns Kindern, spielte Fußball mit uns. Als ich zu arbeiten begann, traf ich ihn nur noch abends. Er war es, der mir Rommé beigebracht hat. Er war überaus gutmütig. Er hätte sich retten können. Doch als man ihm sagte, dass er den Pferdestall verlassen dürfe, erwiderte er: "Entweder alle oder keiner!"



...Als die SS-Leute in die Kirche von Salvaro hereinkamen, suchten sie überall herum, fanden aber keine Männer. Hätten sie auch nur einen einzigen gefunden, hätten sie uns alle getötet...

Nach dem Massaker haben wir noch ein paar Monate in Salvaro durchgehalten. Wegen der ständigen Gefechte zwischen den Amerikanern und Deutschen konnten wir aber nicht länger dort bleiben. So begaben wir uns Anfang Dezember auf die Flucht. Von Pampano aus stiegen wir mit einem Rucksack, in dem nur das Nötigste war, frische Kleidung und Wäsche, auf den Monte Salvaro. Oben auf dem Berg stießen wir auf die Alliierten. Eine Patrouille brachte uns nach Tudiano, dann nach Grizzana und viele Stunden später kamen wir im Flüchtlingslager in der Via della Scala in Florenz an.

Wir wurden in großen Schlafsälen untergebracht, in denen Feldbetten standen, darauf ein Betttuch und eine Decke. Alle Schlafsäle gingen auf eine Terrasse hinaus. Im Erdgeschoss waren die Büros, die Krankenstation und die Notaufnahme, in die man uns bestellte, wenn wir Läuse hatten, und wo man uns mit DDT besprühte.

Zum Essen mussten wir uns in zwei Schlangen vor der Mensa aufstellen. Jeder hatte eine Karte mit Essensmarken, von denen bei jeder Mahlzeit eine abgerissen wurde. Anfangs kamen wir alle mit einem Einmachglas, einer Blechdose, oder was man sonst so auftreiben konnte, zur Essensausgabe. Später bekamen wir Blechnäpfe.

Es gab immer Mehlsuppe aus Hülsenfrüchten. Die war sättigend, wenn auch nicht gut, doch allmählich gewöhnten wir uns daran. Mein Bruder, mein Vater und ich gingen arbeiten und konnten unterwegs besseres Essen einkaufen. Mein Bruder putzte den Amerikanern am Bahnhof Santa Maria Novella die Schuhe, während mein Vater und ich die Waren ausladen gingen, die in Livorno aus Amerika eintrafen, und sie in ein Feldlager unweit unseres Flüchtlingslagers brachten: Mehl, Öl, Konserven, Zigaretten, Kleidung und alles, was man benötigte. Ich hatte Glück, denn an dem Morgen,

als die Amerikaner in der Via della Scala unter den Flüchtlingen nach Arbeitern suchten, gaben sie mir, meinem Vater und noch vielen anderen Männern aus Pioppe und Vergato einen Job. Das war wirklich Glück, denn die Amerikaner bezahlten uns jede Woche mit den sogenannten "hamlire", wörtlich Schinken-Lire, mit denen wir uns etwas kaufen konnten. Abends ging ich oft ins Kino.

Fast alle fanden eine Arbeit. Die Frauen arbeiteten als Hausangestellte.

Mit den Amerikanern kehrten wir später nach Hause zurück.

Mein Vater hatte nämlich diverse Maurerarbeiten für einen Leutnant erledigt und bat diesen eines Tages im Scherz, ihn mitzunehmen, sobald die Amerikaner nach der Befreiung Bolognas beschließen würden, Florenz zu verlassen.

Eines Tages rief dieser Leutnant dann meinem Vater zu: "Gigi, es geht los!" Und so kehrte meine ganze Familie nach Hause zurück.

Nach unserer Heimkehr begann ich meine Arbeit als Schlosser bei der Firma Carpigiani in Casalecchio.



Alliierte an der Kirche von Salvaro.

FRANCESCO PIRINI, 17 Jahre

Ich wohne in Murazze, das Teil der Gemeinde Marzabotto ist. Meine Familie wohnt seit dem 1. Mai 1795 in demselben Haus. Meine Vorfahren kamen aus Rioveggio und kauften in Murazze einen Hof, weil es hier einen guten Boden gibt. Sie brachten ein Madonnenbild aus Terrakotta mit, das sie Muttergottes der Sieben Schmerzen, d. h. die Schmerzensreiche nannten. 1820 wurde eine kleine Kirche errichtet, in der sich heute dieses Terrakottabild befindet. Neben meinem Haus gibt es eine Nische, in die ich eigentlich ein ähnliches Bild hineinstellen wollte. Leider habe ich keine Mariendarstellung mit sieben Schwertern gefunden. Da haben wir ein Foto von dem Original gemacht und jemanden gefunden, der es exakt nachgebildet hat. Don Athos, der sich um das Ganze kümmerte, hat mir schließlich eine zum Verwechseln ähnliche Miniaturstatue geschenkt.

In unserem Haus in Murazze wohnten zwei Familien, die meines Vaters Olindo und die meines Onkels Filippo. Wir gehörten zur Pfarrei von Casaglia, wohin wir jeden Sonntag in die Kirche gingen. Es war einfach eine Pflicht, in der Pfarrkirche zur Messe zu gehen, und so taten wir es alle. Auf dem Hof blieb nur jemand zurück, um nach dem Vieh zu sehen. Sobald wir aus der Kirche kamen, ging dieser dann zur Messe nach Vado. Am 18. Mai 1944, dem Fest Christi Himmelfahrt, brach mein Vater, kaum dass er uns zurückkommen sah, nach Vado auf. Als er und ein Freund nach der Messe ihre Räder holten, um sich auf den Heimweg zu machen, bombardierten die Amerikaner die Brücke. Die beiden wurden die Böschung hinuntergeschleudert und waren auf der Stelle tot. Da es von da an im Tal zu gefährlich war, zogen sich die Leute in die Berge zurück. Meine Tante Margherita, die alle Antenisca nannten, war die Haushälterin eines Priesters aus Cerpiano, Don Lodovico Serra, der den "Palazzo" erbauen ließ – das Haus, in dem sich die Ursulinen niederließen. Diese eröffneten eine Grundschule (die damals bis zur dritten Klasse ging) und einen Kindergarten. Als Don Serra starb, hinterließ er meiner Tante ein Haus und ein Grundstück zum Lohn. Da meine Tante alleinstehend und das Haus groß genug für uns alle war, zogen wir von Murazze nach Cerpiano um. Als Erster traf ich ein, denn als die Deutschen begannen, die Menschen aus Murazze fortzuschaffen, schickte mich meine Mutter dorthin, um das Vieh zu hüten. Danach kam nach und nach meine ganze Familie mit all ihrem Hab und Gut nach Cerpiano.

Eines Tages, ich war gerade mit zwei Altersgenossen auf dem Weg nach Murazze, sprang ein Deutscher mit einer Pistole aus dem Wald und rief: "Halt!" Dann pfiff er, woraufhin noch zwei weitere Soldaten erschienen. Sie hakten sich bei mir ein und führten mich auf eine Anhöhe, wo später die Familie Daini ermordet wurde. Dort rammten sie einen Pfahl mit kreuzförmig daran angebrachten Brettern in den Boden: Zwei Bretter waren weiß lackiert, zwei schwarz (ein Artilleriesignal). Nachdem sie uns nach den Namen der Berge und der Anwesenheit von Partisanen im Gebiet von Monte Sole gefragt hatten und ich letzteres verneint hatte, ließen sie mich wieder gehen.

Mir gelang die Flucht. Ich versteckte mich im Palazzo und sah aus einem der Fenster denselben Unteroffizier wie zuvor, diesmal mit Signaltafeln, die er auf dem Monte Sole anbringen wollte. Den Umstehenden sagte er in gebrochenem Italienisch: "Wir gehen auf den Monte Sole. Wenn wir zurückkommen, wollen wir essen. Wir bezahlen." Es waren etwa zwanzig Deutsche. Dann ergriffen sie verzweifelt die Flucht, weil sie Partisanen gesichtet hatten. In der Nacht verließ Partisan Umberto Borelli seinen Unterschlupf und sah, dass gerade noch ein weiterer Pfahl aufgerichtet wurde, dann sah er

einen Deutschen. Beide zogen ihre Pistole, schossen aber nicht sofort. Umberto konnte sich in den Wald schlagen. Nach diesem Vorfall floh ich verängstigt nach Cerpiano. Ich hörte, dass mir jemand folgte. Es war dieser deutsche Unteroffizier. Er holte mich ein, packte mich an der Jacke und schrie in gebrochenem Italienisch: "Ach, du bist gar kein Partisan."

Ich schaffte es, mich loszureißen und in den Wald zu entkommen.

In Cerpiano hütete ich das Vieh. Ich stand immer in Kontakt mit einem Partisanen namens Mignani, der mich oft durch sein Fernrohr sehen ließ. Es machte mir Spaß, die Deutschen zu beobachten. Am Nachmittag des 28. September war ich, zusammen mit anderen Leuten, bei der kleinen Kirche in Cerpiano und sah die Kanonenschüsse, die im Gebiet des Monte Venere einschlugen. Das legte den Gedanken nahe, dass die Amerikaner im Anmarsch waren. Vom 28. auf den 29. September schlief ich zusammen mit meinen Cousins Giorgio, Martino und Damiano in einem Doppelbett: zwei am Kopfende, zwei am Fußende. Am frühen Morgen kam meine Mutter und sagte mir, dass es nach Regen aussehe. Deshalb müssten wir schnell Gras für die Kaninchen sammeln gehen, weil nasses Gras schlecht für sie sei. Ich quälte mich aus dem Bett. Beim Grassammeln auf der Wiese sah ich, dass unten im Tal fünf Gehöfte brannten: Casone, Riomoneta, Casa Bavellino und noch zwei am Ende von Murazze. So kehrte ich augenblicklich um und lief an unserem Haus vorbei, wo meine Mutter, die sehr wohl wusste, dass ich mich in den Wald flüchten würde, mir zurief: "Nimm eine Jacke mit, es sieht nach Regen aus." Das waren ihre letzten Worte.

Auf der Flucht begegnete ich Partisanen, die nach Dizzola flohen, und einem Kommandanten des Roten Sterns, Partisan Tito Comellini, der über einen Felsenpfad in Richtung Monte Sole unterwegs war. Die Deutschen eröffneten das Feuer, und ich entschied mich, nach Cerpiano zurückzugehen. Ich versteckte mich im Wald hinter großen Eichen und sah, dass ein Trupp von 14 SS-Männern, ich hatte sie gezählt, im Gänsemarsch den Berg heraufkam. Sie sperrten alle Frauen und Kinder, die sie finden konnten, in das Oratorium der kleinen Kirche und sagten Schwester Benni: "In fünf Minuten sind alle kaputt." Schwester Benni forderte die Mitgefangenen zum Beten des Schuldbekenntnisses auf. Durch ein Seitenfenster flog eine Handgranate, ich hörte Schreie, die allmählich schwächer wurden. Ein Soldat blieb als Wachposten zurück.

Drei Dinge geschahen gleichzeitig: Die Schreie der Menschen, der beginnende Regen und ein Soldat, der den Saal des Kindergartens betrat und auf dem Harmonium spielte.

Von den 39 Personen im Oratorium war ungefähr die Hälfte tot. Die anderen, mehr oder minder Verletzten blieben den ganzen 29. und die Nacht vom 29. auf den 30. September dort eingesperrt. Erst am Nachmittag drangen die Deutschen ins Innere vor, um die noch Überlebenden mit einem Genickschuss zu töten und die Habseligkeiten der Opfer an sich zu bringen: Gold und anderes.

Mit dem Leben davon kamen Fernando Piretti, unter dem Körper seiner Mutter begraben, Schwester Benni, an einem Arm und einer Hüfte verletzt, und ein kleines Mädchen, Paola Rossi, in einen Schal gehüllt. 39 Menschen fanden dagegen innerhalb und außerhalb des Oratoriums, oberhalb von Cà Zermino, den Tod.

Als die SS-Leute auf dem kleinen Kirchplatz eintrafen, legten sie ein Maschinengewehr auf den Wald an, schossen aber nicht.

Meine Schwester Lidia und mein Cousin Giorgio, beide fünfzehn, waren zusammen in Casaglia. Mein Cousin stellte sich in eine Ecke des Friedhofs, weil er mal musste, und wurde sofort erschossen. Meine Schwester erlitt eine Verletzung an der Hüfte

und blieb bis zum 30. unter den Leichen begraben. Dann wurde sie von einem Bauern befreit, der auf der Suche nach seiner Familie war. Danach lief sie die Straße nach Cerpiano zurück und stieß dabei zweimal auf SS-Trupps. Das erste Mal lachten ihr die Männer ins Gesicht, als sie sahen, wie furchtbar sie zugerichtet war. Das zweite Mal, bei der Begegnung mit einer anderen Patrouille, gelang ihr die Flucht über einen Weinberg in einen Unterschlupf, in dem sich andere Frauen befanden, die sie bei sich aufnahmen und ihr beibrachten, die Wunde mit ihrem eigenen Urin zu desinfizieren, weil sie nichts anderes hatten. Meine Schwester hat überlebt.

In Cerpiano gab es einen Soldaten, der in kürzester Zeit zuerst auf ein Schaf feuerte, weil es blökte, und dann auf eine Katze, weil sie miaute. Schließlich ging er mit zwei weiteren Soldaten nach Dizzola, um dort alle Häuser in Brand zu stecken. Plötzlich kehrten sie um und steuerten ausgerechnet auf den Kastanienhain zu, in dem ich mich versteckt hatte. Ich hatte eine Heidenangst! Cerpiano ließen sie unversehrt, weil es – diesen Grund haben wir erst im Nachhinein verstanden – Teil eines Plans war: Es sollte Walter Reders Kommandositz werden. In Cerpiano wurden alle Frauen vergewaltigt, die sich in den Keller geflüchtet hatten. Meinem Onkel Filippo gelang es noch rechtzeitig, meine Schwester Lidia und ihre Freundin Paolina in einem umgedrehten Fass zu verstecken, wo sie wegen des Luftmangels fast erstickten wären. Die Männer der SS kamen und gingen, wechselten sich ab. Als der Bauer Pietro Oleandri irgendwann hörte, dass die Kühe in Unruhe geraten waren, lief er aus der kleinen Kirche, weil er Angst hatte, dass sie auf die Felder laufen und die Luzerne fressen könnten. Er wurde von einem SS-Mann erschossen. Eine Frau verließ die Kirche durch das Seitentürchen, steuerte auf die Häuser zu und wurde ebenfalls erschossen: Sie lag da wie ein umgekipptes Kreuz.

Aus meiner Familie starben alle Kinder: Damiano, Giuseppina, Marta, Martino, Olimpia und Rosanna. Auf der Gedenktafel steht auch Giorgio, der in Casaglia ermordet wurde. Außerdem starben meine Mutter Alfonsina Comellini und meine Tanten Antenisca, Alda, Maria und Annunziata mit ihren Kindern Antonietta und Mario. Schließlich mein Vater, der während des Bombardements von Vado sein Leben verlor. Insgesamt fünfzehn Angehörige.

Nach den Massakern begaben wir uns zusammen mit zwei Frauen auf die Flucht. Wir überquerten die Brücke und liefen in Richtung Quercia und Casa Barbieri, aber niemand wollte mich bei sich im Haus haben, aus Furcht, die SS könnte mich für einen Partisanen halten und Repressalien ausüben. Also ging ich weiter nach Boschi di Sotto, wo eine Bäuerin namens Margherita Iannelli wohnte, doch auch sie wollte mich aus diesem Grund nicht im Haus haben, obwohl sie in ihrem Buch behauptet, sie habe mich bei sich aufgenommen. Das ist aber nicht wahr. Ich ging in ein Versteck.

Als wir die Brücke nach Quercia überquerten, waren wir zu viert. Die beiden Frauen, Anna und Valentina, blieben dann in Piane, während ich in den Unterschlupf in Casa Barbieri zurückkehrte.

Zuerst brachten uns die Leute Essen, dann kamen die Deutschen und keiner brachte uns mehr etwas. Wir waren so ausgehungert, dass wir nachts loszogen, um Trauben zu holen.

Ich stieß auf zwei SS-Männer und fiel vor lauter Angst hin. Ein Freund namens Beccaccia wollte mich beruhigen und sagte mir, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, weil die Amerikaner längst im Anmarsch seien und die SS deshalb den Kampf eingestellt habe. Die Deutschen würden aufgeben und sich gefangen nehmen lassen. Ich traute dem Frieden nicht und lief weg. Als die Amerikaner ankamen, schossen sie

auf drei SS-Männer – einer war gerade dabei, sich zu waschen.

Margherita Iannelli behauptet, die Partisanen seien es gewesen, das stimmt aber nicht. Ich denke, es war am 4. oder 5. Oktober, und am 5. Oktober trafen die Amerikaner in Monzuno ein.

Ich lief mit meinen Gefährten auf die Berge. Dort sahen wir die Amerikaner mit ihren Schlafsäcken. Kaum erblickten sie uns, fingen sie an, auf Englisch zu sprechen. Einer, der ein bisschen Italienisch konnte, fragte mich: "Weißt du, wo Wasser ist?" Ich bejahte und führte ihn zum Brunnen eines Bauernhauses. Während ich die Feldflaschen mit Wasser füllte, sah ich, dass in der Gegend von San Nicolò, in Casa Barbieri, immer noch SS-Leute waren. Sie hatten aber schon kapituliert. Zum Dank gaben mir die Amerikaner eine große Dose voller Essen. Sie fuhren mich nach Monzuno. Dort lernte ich einen Hauptmann kennen, der meine Geschichte erfahren wollte und mich fragte: "Hast du Verwandte in Monzuno?"

Ich verneinte. Da beschloss der Hauptmann, mich bei einem Bauern unterzubringen. Vielleicht dachte er, dass ich nur ein paar Tage in dessen Haus bleiben würde. Am Ende waren es aber sieben Monate. Die Amerikaner gaben allen zu essen. Ich arbeitete in ihren Küchen und Vorratslagern mit.

Ohne Ausweis und Geld war ich von zu Hause losgezogen und kam mit 67.000 Lire, Schuhen, Milch und vielen anderen Dingen zurück. An die Amerikaner denke ich gern zurück.

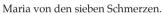
ICH VERZEIHE und bin glücklich, es getan zu haben.

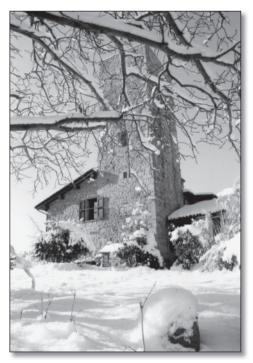
Meinem Verzeihen ging allerdings etwas voraus. Als Walter Reder seine Strafe im Gefängnis von Gaeta absaß, bat er die Bevölkerung von Marzabotto, die darüber eine Volksabstimmung abhielt, um Vergebung. Als man mich nach meiner Meinung fragte, sagte ich, dass Reder, wenn er wirklich reumütig wäre, seine Haftstrafe stillschweigend abbüßen müsste. Schwester Antonietta Benni dagegen verzieh ihm.

Vor einiger Zeit (damals ging ich noch in die Kirche, jetzt nicht mehr) traf ich auf dem Weg zur Kirche von Gardelletta Antonietta Benni, die mir sagte: "Du solltest dich schämen, ein Christ zu sein, der nicht vergibt!" Dieser Satz hat immer wie eine Zentnerlast auf mir gelegen.

Eines Tages erschien, während ich eine Gruppe nach Poggiolo begleitete, Udo Gumpel, ein deutscher Journalist, der mir erzählte, dass er Nachforschungen betrieben und herausgefunden habe, wer den Befehl zum Massaker von Cerpiano gegeben habe, bei dem meine ganze Familie ums Leben gekommen ist. Mit einer Filmkamera ausgerüstet, fuhr er mich nach Cerpiano und verriet mir den Namen des Befehlsgebers: Albert Meyer, ein Unteroffizier, der nur eine Handgranate warf und sich damit vor seinen Kameraden brüstete: "Ich werfe nur eine Handgranate, damit sie mehr leiden." Aus katholischem Elternhaus stammend, war er in sehr jungen Jahren freiwillig zur SS gegangen und im Krieg vielerorts eingesetzt worden. Als alter Mann, krank und auf den Rollstuhl gezwungen, sagte er in einem Interview, dass er alles wieder tun würde, wenn man es ihm befehle. Udo Gumpel bat mich, ihm auf der Gedenktafel die Namen meiner ermordeten Angehörigen zu zeigen, und fragte mich: "Francesco, was würdest du tun, wenn Mayer plötzlich vor dir stünde?" Ich antwortete: "Ich denke, ich würde ihm verzeihen." Gumpel hatte diese Antwort wohl nicht erwartet. Dann fügte ich hinzu: "Es ist alles viel zu lange her. WIR MÜSSEN ENDLICH EINEN SCHLUSSSTRICH ZIEHEN." Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass Verzeihen das Richtige ist. Das habe ich auch gegenüber einem Oberst in La Spezia geäußert, der mich vor Beginn des







Murazze.



Oratorium von Cerpiano.

Prozesses vernommen hat.

Genau an dem Tag, an dem wir uns unterhielten, klingelte das Telefon – der Oberst teilte mir mit, dass Meyer tot sei.

Mein Kommentar war: "Jetzt bekommt er von JEMAND ANDEREM die Rechnung präsentiert."

Auch in La Spezia habe ich bekräftigt, dass ich allen verzeihen will.

DER WEG DER GERECHTIGKEIT MUSS GANZ GEWISS BESCHRITTEN WER-DEN – ALS CHRIST MUSS MAN JEDOCH VERGEBEN.

Eines Tages lernte ich in Poggiolo Meyers Sohn kennen, der seine tiefe Scham über das Unrecht bekundete, das sein Vater verbrochen hatte. Ich erwiderte ihm: "Die Schuld der Väter darf nicht auf ihre Kinder zurückfallen."

WIR HABEN EUROPA GESCHAFFEN. JETZT VERSUCHEN WIR, EIN VEREINTES EUROPÄISCHES VOLK ZU BILDEN.

EUROPA I (für alle ist der Kampf – Aischylos) Mit dem Rücken zur Wand fechten wir diesen Kampf aus, für die Toten, die Lebenden und alle, die noch geboren werden. Wir kämpfen für alle, auch für unsere Feinde. Wenn es unser Schicksal ist zu fallen, lasst uns als Menschen sterben, wir, die wir der Welt erklärten, was ein Mensch ist.

EUROPA II

Europa, Europa, lass dich nicht von dem Stier entführen, sieh ihm in die Augen, Europa, lass dich nicht verwirren.
Kein Tier hält dem Blick des Menschen stand.
Du hast strahlende Augen, Europa, selbst wenn du geweint hast.
(aus Elena Bono, *Opera Omnia*, Le Mani, Genua 2007)

CELESTINA INDOVINI, 18 Jahre

Ich arbeitete als Kellnerin in Bologna, im Restaurant Pappagallo in der Via Nazario Sauro. Als das Lokal am 23. Juli 1943 unter Bombenbeschuss geriet, war ich auch dabei. Ich war mit anderen Personen im Keller, aus dem uns die Feuerwehr herausholen musste, weil es keine Treppe mehr gab. So kehrte ich nach Hause zurück, nach Vado. Erst am 25. September fuhr ich wieder nach Bologna, um nachzusehen, ob noch Sachen von mir unter den Trümmern lagen. An jenem Tag ging ich erst in die Via Milazzo, um das Krankengeld meines Vaters abzuholen, dann in die Via Roma (heute Via Marconi). Als ich bei der Arbeiterkammer ankam, scherte plötzlich eines der Kampfflugzeuge, die über der Stadt Bomben abwarfen, nach unten aus und eröffnete das Maschinengewehrfeuer. Ich dachte sofort: "Diesmal muss ich dran glauben."

Das Flugzeug schnellte wieder in die Höhe, um nicht auf das Haus zu knallen. Ich rannte unter die Arkaden der Via Polese und flüchtete mich in einen Keller, wo ich niemanden kannte. Einige taten keinen Mucks, andere weinten, wieder andere schrien. Da kam eine junge Frau angerannt, eine Mitarbeiterin des Kaufhauses UPIM. Sie trug eine blutverschmierte schwarze Schürze, an der Teile des Gehirns ihrer Kolleginnen klebten. Sie heulte und lachte hysterisch. Mit ein paar Ohrfeigen versuchten wir, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Wir hatten ein Bombardement der Amerikaner erlitten, das mehr als 4000 Tote in Bologna forderte. Sie waren ohne Vorwarnung erschienen. Die Leute waren auf der Straße. Es war ein schreckliches Gemetzel.

Ich stieß auf einen Mann aus Vado. Wir entschieden, zu Fuß in Richtung San Ruffillo aufzubrechen, um nach Hause zurückzukehren. Der Bahnhof war gesperrt, weil dort ein mit Sprengstoff beladener Zug stand, in dessen Nähe niemand geraten durfte. Ich hatte zwei kriegsgefangene Brüder in Afrika und einen in Russland, und dieser Mann, ein Faschist, sagte mir: "Sag deinem Bruder in Russland, dass, wenn er nach Hause kommt, auch hier Krieg ist." Ich erwiderte: "Ja, Krieg für mich, weil ich noch ein junges Mädchen bin, und Krieg für die Alten und Kinder. Zum Kämpfen bleibt man nicht hier, zum Kämpfen geht man an die Front." Er nahm mir das übel.

Am 19. Mai 1944 begannen die Bombardements in Vado. Wir flüchteten uns in einen Unterschlupf unterhalb von Monzuno, das "Loch". Mein Vater, der Bergarbeiter war, hatte inmitten der Felsen an einer Stelle den Boden durchbrochen und ausgehoben und so zwei Höhlen gebaut. Eine diente zum Essen, die andere zum Schlafen, wir waren ja fünfzehn Personen. Inzwischen gingen die Bombardements in Vado weiter: Es war schlimm.

Am 25. Oktober beschloss mein Vater, zum "Loch" hinaufzugehen und nachzuschauen, ob noch etwas Mehl übrig war. Meine Mutter sagte ihm: "Geh nicht! Wenn die Deutschen dort sind, bringen sie dich um." Mein Vater beruhigte meine Mutter, indem er erwiderte: "Die Deutschen sind doch gar nicht mehr da, merkst du das nicht?"

Er ging den Berg hinauf. Dann hörten wir fünf Schüsse. Wir rannten los und fanden ihn blutüberströmt mit einer Tragetasche in der Hand. Wir streckten ihn auf dem Boden aus und machten ihn sauber. Er wollte etwas sagen, doch aus seinem Mund kam nur Blut heraus. Man hatte ihn direkt am Herz verletzt. Er starb. Pausenlos fiel dichter Regen. Man konnte ihn nicht wegtragen. So beschlossen wir, ihn direkt am Unterschlupf zu begraben. Mein Schwager und ein anderer Mann fingen an, ein Loch auszuheben. Es war Nachmittag. Plötzlich tauchten zwei Deutsche auf. Sie stellten uns in einer Reihe auf, und weinend fragte ich einen von ihnen: "Warum hast du heute früh meinen Vater umgebracht? Hast du denn keinen Vater bei dir zu Hause?"

Dieser nahm die Munition für das Maschinengewehr und legte sie weg. Der andere, der uns in einer Reihe aufgestellt hatte, suchte nach den Patronen. Als er sie nicht fand, begannen die beiden Soldaten zu streiten.

Da brüllte der zweite Deutsche, der auch eine Handgranate hatte: "Alle kaputt." Wir verkrochen uns in den Unterschlupf und sagten: "Die bringen uns um." Der Deutsche warf die einzige Handgranate, die er hatte, doch die blieb auf dem Vorsprung des Unterschlupfs liegen. Große Stille. Einer nach dem anderen verließen wir den Unterschlupf und sahen, dass die Deutschen nicht mehr da waren. Zuerst wickelten wir meinen Vater in ein Tuch und begruben ihn. Dann liefen wir durch den Graben den Berg hinunter, voller Angst, dass die Deutschen uns erspähen und vergewaltigen könnten. Die Amerikaner, die gegenüber dem Graben postiert waren, hatten alles gesehen, konnten aber nicht eingreifen, weil das zu einem Gemetzel geführt hätte. Doch nach und nach stellten sie ihre Kanonen auf, woraufhin die Deutschen verschwanden. Wir erreichten den Graben von Bolognina. Es regnete unablässig und das Wasser im Graben stieg an. Wir wussten nicht, wohin wir gehen sollten. Ein Mann namens Amilcare Ventura sagte uns: "Hier ist ein Splitterschutz." Wir betraten den Unterstand und trieben als erstes eine verletzte Kuh raus, die wir aber später wieder zurückholten, weil sie uns leid tat.

Eine Weile waren wir dann in einem Unterschlupf, in dem man nicht einmal stehen konnte. So beschlossen wir, zu den Amerikanern überzulaufen. Sie sagten uns, dass wir sie "Landsleute" und nicht "Kameraden" nennen sollen. Wir gingen im Gänsemarsch. Als ich am Grab meines Vaters vorbeikam, sagte ich ihm: "Hilf uns, Papi! Wenn die Deutschen uns sehen, werden sie uns erschießen."

Da stieg mitten im Wald dichter Nebel auf: "Wenn es Wunder gibt, ist dies eins gewesen." Daraufhin gelangten wir zu einem Haus, in dem schon amerikanische Soldaten waren. Einer erkannte uns wieder und erklärte uns, warum sie nicht eingegriffen hatten, als wir vor den Deutschen aufgereiht standen: Sie hätten uns alle getroffen und getötet. Die Amerikaner führten uns zu Fuß nach Monzuno, wo sie uns in einer Kaserne der Carabinieri unterbrachten. Dort gab es: Badoglianer, Partisanen und Amerikaner. Sie zeigten uns topographische Karten und befragten uns. Sie wollten genau wissen, in welchen Häusern sich Deutsche aufhielten und wo nicht.

Meine Mutter wollte nicht nach Florenz, weil man ihr gesagt hatte, dass dort Hungersnot herrsche. So beschlossen wir, in Trasasso in der Schule zu bleiben, in der sich die Amerikaner und zwei Familien aus Vado eingerichtet hatten. In einem großen Keller teilten wir uns den Platz und blieben dort sechs oder sieben Monate.

Dann erst zog meine Familie nach Villa Cedrecchia.

Schließlich die Befreiung!

Ich wollte sofort nach Vado zurück. In Curè ging ich in ein Haus. Dort sah ich einen toten Schwarzen, später noch zwei weitere tote Amerikaner in einem Panzer in Vallà, dann sah ich Bolognina und schließlich Vado, dem Erdboden gleichgemacht. Wir weinten: Das einzige Haus, das noch stand, war Villa Elvira. Dort blieben wir solange, bis wir unser Haus wieder aufgebaut hatten. Danach habe ich drei Jahre lang bei der Arbeiterkammer gearbeitet. Ich brachte den Gleisarbeitern die Zeitschrift "La voce dei lavoratori" ("Stimme der Arbeiter"). Von der Arbeiterkammer bekam ich dafür kein Gehalt, aber die Arbeiter gaben uns ein bisschen Geld aus ihrer Lohntüte. Die am Wiederaufbau der Brücke beteiligten Firmen hießen Provera und Carassi. Wir gingen zu ihnen ins Büro und sie bezahlten uns.

Dann habe ich geheiratet und zwei Kinder bekommen. Ich erinnere mich, dass mein

Bruder vor seinem Aufbruch nach Russland zum "Pappagallo" kam, wo ich arbeitete, um sich von mir zu verabschieden. Er sagte: "Ich will dich nicht weinen sehen." Er war 23, groß, hatte schwarze Haare und winkte mir vom Ende der Via Nazario Sauro aus zu. In Russland wurde er als vermisst gemeldet. Die beiden anderen Brüder sind nach zehn Jahren Krieg aus Afrika zurückgekommen. Ich bin die erste Frau gewesen, die den Frauen in Vado und in den Bergen zum Frauentag eine Mimose gebracht hat. Den Frauen, die mir sagten: "Wir haben doch noch nie eine bekommen!", entgegnete ich: "Jetzt ist eben alles anders!"

CORNELIA PASELLI, 18 Jahre

Ich wohnte im Bahnwärterhäuschen von Cà Veneziani, in der Nähe von Gardelletta, mein Vater war nämlich Eisenbahner. Wir waren zwei Jahre zuvor aus Gardelletta weggezogen, wo ich bei Schwester Antonietta Benni den Kindergarten besucht hatte. Nach der Grundschule machte ich in Bologna eine Ausbildung zur Schneiderin. Als aber die Bombardements begannen, wollte mein Vater, dass ich zu Hause blieb. Als die Alliierten am 26. September 1944 anfingen, Vado und insbesondere die Eisenbahnlinie zu bombardieren, und wir nicht länger im Haus bleiben konnten, sondern zum Schlafen in den feuchten und nassen Tunnel mussten, entschied sich mein Vater in Erwartung des Eintreffens der Alliierten zur Flucht nach Cerpiano. Er hatte schon alles mit Schwester Antonietta abgesprochen, die eine Unterkunft für uns hatte.

Am 26. September brachen wir nach Cerpiano auf. Vor dem Abmarsch hatte mein Vater schon etwas von unserer Habe nach Cà Bavellino gebracht: ein wenig Weizen und auch ein Schäfchen, das wir hielten, um ein wenig Wolle zu haben, und das für meine Familie zu einem Symbol geworden war, besonders für meine kleinen Geschwister, Zwillinge, die immer mit ihm spielten.

Traurig und wehmütig machten wir uns zu Fuß auf den Weg nach Cerpiano, wo wir viele andere Familien aus Gardelletta antrafen. Wir kannten uns alle. Wir hatten einen Koffer mit wenigen Habseligkeiten dabei. Ich hatte auch meine Tasche mitgenommen, die ich normalerweise benutzte, wenn ich zur Arbeit nach Bologna fuhr. Darin steckte ein Täschchen mit Erinnerungsfotos. Ich hatte auch einen Mantel dabei, den ich gerade selbst nähte und in Cerpiano in Handarbeit beenden wollte.

Am folgenden Tag schickte mich meine Mutter nach Caprara Äpfel holen. Dort begegnete ich den Partisanen. Unter ihnen befand sich auch der "Wolf", den ich gut kannte, weil er mit seiner Familie in der Nähe von uns in Cà Veneziani wohnte. Als er mich erblickte, sagte er mir, dass wir gut daran getan hätten, nach Cerpiano zu gehen, weil es ein sicherer Ort sei. Am frühen Morgen des 29. September hörte mein Vater Schüsse, kam ins Zimmer geeilt und sagte, wir sollten sofort das Haus verlassen und in die Kirche von Casaglia flüchten: Die Deutschen seien dabei, die Häuser niederzubrennen, würden uns in einer Kirche aber nichts antun, weil wir an einer heiligen Stätte sicher seien. Ich nahm meine Tasche und wir rannten los. Es regnete. Als wir ankamen, hatten sich schon viele Leute, darunter Verwandte und Bekannte, in der Kirche eingefunden.

Kurze Zeit später erschien der Pfarrer, Don Ubaldo Marchioni. Er sah traurig und verängstigt aus und sagte: "Kommt alle rein, wir beten den Rosenkranz, denn wir sind in Gefahr." Doch keiner vermochte zu beten. Das Warten und die Angst waren schrecklich. Lucia Sabbioni, eine Freundin, ging immer wieder nachsehen, was passierte. Einmal kehrte sie außer Atem zurück und meldete, dass die SS im Anmarsch sei. Unsere Angst wurde immer größer. Kurz darauf kamen sie angerannt, traten die Kirchentür ein und befahlen uns, alle hinaus auf den Platz zu gehen. Ich stand die ganze Zeit in Hörweite des Pfarrers: Ein SS-Mann gab Don Ubaldo, teils auf Deutsch, teils auf Italienisch, die Anweisung, alle Leute nach Dizzola oberhalb von Cerpiano zu bringen. Ich dachte: "Wenn sie uns da hinbringen, wollen sie uns umbringen und die Häuser anstecken." Als wir mit dem Pfarrer losgingen, hatte ich deshalb vor, mich bei der ersten besten Gelegenheit in den Wald abzusetzen. Doch als wir 200 Meter von der Kirche entfernt zu der Weggabelung gelangten, wo der Friedhof liegt, bemerkten wir zu unserem Entsetzen einen SS-Trupp, der uns von dem Häuschen entgegenkam, in dem heute die

Mönche leben. Ein Offizier brüllte: "Halt, halt!" Wir hielten alle an. Dann befahl er, das Friedhofstor einzureißen. Beim Anblick dieser Szene sagte ich zu meiner Mutter: "Das ist unser Ende. Die stecken uns da rein und bringen uns um." Alle begannen zu weinen und zu klagen. Auf Befehl des Offiziers trat ein Soldat auf uns zu, legte sein Maschinengewehr an und hielt inne. Dann sprach der Offizier mit Don Ubaldo, der ihm sagte, dass wir eigentlich nach Dizzola gehen sollen. Man ließ uns noch zwanzig Minuten stillstehen. Dann rief ein SS-Mann: "Los, vorwärts, alles rein", und signalisierte uns, in den Friedhof hineinzugehen.

Der Pfarrer wurde in die Kirche zurückgeführt. Am Tag danach erfuhren wir, dass man ihn zusammen mit einer Gelähmten, die die ganze Zeit im Gotteshaus geblieben war, umgebracht hatte.

Mir war klar, dass ich keine Möglichkeit zur Flucht mehr hatte, und so wollte ich mich innerhalb der Gruppe schützen. Doch als ich den Friedhof betrat, begannen sie, uns in alle Richtungen zu drängen, sodass ich an der Mauer links vom Eingang landete, in unmittelbarer Nähe eines Soldaten, der sich dort aufgepflanzt hatte.

Eine Frau bat, zu ihrer Tochter gehen zu dürfen, und lief auf den Ausgang zu. Sie wurde als Erste erschossen. Meine Mutter Angiolina, die mit meinen Geschwistern, den zehnjährigen Zwillingen Gigi und Maria und der fünfzehnjährigen Giuseppina auf der anderen Seite des Friedhofs stand, rief: "Habt ihr's gesehen? Man kann nicht einfach davonlaufen, sonst stirbt man." Unterdessen sah ich, wie der Soldat das Maschinengewehr lud, und hörte dieses beängstigende Geräusch. Kurz darauf fielen die ersten Schüsse, und der Putz bröckelte von der Friedhofskapelle. Dann tat es einen so gewaltigen Schlag, dass ich mich überschlug und von der Mauer in die Mitte gerissen wurde, wo ich ja eigentlich hinwollte. Mein Gesicht wurde in den Boden gedrückt, die Beine baumelten in der Luft. Kopfüber lag ich da und hörte die Worte meiner Mutter: "Sie bringen sie mir um, noch bevor sie gelebt hat." Die Leute schrien und weinten. Ich spürte, dass Blut an mir herunterlief, begriff aber nicht, ob es mein eigenes oder das der Verletzten war. Dann wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich Stimmen, die entfernt und schwach klangen, und jemand sagte: "Cornelia, lebst du noch?" Es war meine Mutter, die mich rief, und sogleich erwiderte ich ihr: "Mama, sei still, die Deutschen sind noch da!" Sie sagte mir: "Gigi und Maria sind schon von uns gegangen."

Giuseppina schrie. Ein krachender Schuss fiel und traf die Person neben ihr in den Kopf. Diese schrie, starb aber nicht. Ich wollte meiner Schwester helfen und meiner Mutter, deren Beine zerfetzt waren, konnte aber nicht aufstehen, weil ich unter Toten lag. Dann hörte ich, wie Lucia Sabbioni uns zur Flucht aufrief. Sie und andere Personen waren die ersten, die davonliefen. Ich machte mir Mut und arbeitete mich unter den Leichen heraus. Dann ging ich zu meiner Mutter und schleifte sie an das Mäuerchen der Kapelle, um sie, so gut es ging, vor dem Regen zu schützen. Mehr war aber nicht möglich, weil ihre Beine zerfetzt waren und bluteten. Ich hatte noch meine Tasche mit dem Mantel drin und verwendete dessen Ärmel – ich hatte gehört, dass man das so macht – zum Abbinden der Oberschenkel meiner Mutter. Doch es nützte alles nichts. Also sprach ich meiner Mutter Trost zu und sagte, dass ich in Cerpiano Hilfe holen würde und wir sie nach Bologna ins Krankenhaus brächten, ins Ospedale Putti (das heutige Ospedale Rizzoli), wo man neue Beine bekäme. Dann rannte ich los durch den Wald in Richtung Cerpiano, über einen schier endlosen, unterhalb des Friedhofs gelegenen Acker. Ich hatte vor nichts mehr Angst. Kurz darauf hörte ich Schreie: In Cerpiano war genau dasselbe wie bei uns passiert. Ich sah auch, dass ein Soldat vor der Tür des Oratoriums von Cerpiano Wache stand.

Ich lief und lief, durch Brombeersträucher und Dornengestrüpp hindurch, weil es keinen richtigen Weg gab, fühlte aber keinen Schmerz, obwohl meine Beine bluteten. Bergab in Richtung Casaglia sah ich einen kleinen Graben, der bis nach Gardelletta reichte. Ich lief durch den Graben, und als ich in Gardelletta ankam, musste ich eine kleine Brücke übergueren, an der jedoch ein SS-Mann stand: Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Da er mich zum Glück nicht sah, kehrte ich um und versuchte, entlang der Bahnlinie unser Bahnwärterhäuschen zu erreichen. Ich sah mein Haus nur von Weitem, weil dort mittlerweile niemand mehr war, und beschloss, zu den Bauern in Casa Bavellino zu laufen. Doch als ich auf der Tenne ankam, lagen dort nur zwei tote Bauern. Es war schon Abend, und ich dachte voller Verzweiflung: "Alles zerstört, keine Menschenseele weit und breit, wohin soll ich da nur fliehen?" Ich schaute mich um, sah das abgestochene Schäfchen und erkannte, dass alles völlig zerstört war. Da brach eine Welt für mich zusammen. Da erst fing ich an zu weinen. Obwohl ich verzweifelt und ohne Hoffnung war, noch jemanden lebend anzutreffen, ging ich nach Casa Veneziani weiter. Dort bot sich mir das Bild einer weiteren Tragödie. Die Leute lagen alle tot auf dem Boden. Ich entschied mich zur Flucht und überquerte den Setta, was gefährlich war, weil er Hochwasser hatte. Während ich mit der Überquerung des Flusses begann, krachten Maschinengewehrschüsse, die dicht an meinen Beinen vorbeizischten. Ich sah SS-Leute am anderen Ufer stehen: Sie hatten mich gesehen. Da streckte ich die Arme in die Höhe und rief: "MUTTER, HILF MIR!" Danach hörte ich keine Schüsse mehr fallen. Ich kehrte um und begann, nach Sara zu rufen, einer Evakuierten, die dort in der Nähe Zuflucht gefunden hatte, und hörte stattdessen die Stimme eines Freundes meines Vaters, der mich anschnauzte: "Sei um Gottes willen still. Los, komm schon." Ich folgte ihm. Er brachte mich in eine Hütte, in der sich Sara und ein Kind befanden, das gerade gestorben war. Ich bat sie sogleich, mir zu helfen, meine Mutter fortzuschaffen. Doch sie wollten nicht zum Friedhof von Casaglia gehen, weil die ganze Gegend von der SS umzingelt war. Sie versuchten mich zu trösten: "Vielleicht können wir ja morgen gehen." Am folgenden Tag, dem 30. September, vertröstete man mich wieder: Ich solle mich gedulden, weil es noch zu riskant sei. Nach zwei Tagen machte ich mich nach Casaglia auf. Ein junger Mann namens Tristano, ein Bombenflüchtling aus Bologna, der sich in einem Unterschlupf versteckt hatte, begleitete mich. Zuerst kamen wir durch Cerpiano.

Ich traf eine Bäuerin, die mich zu dem Unterschlupf brachte, in dem meine Schwester Giuseppina war. Tristano betrat die Kapelle, um zu sehen, was passiert war. Als er wieder herauskam, sagte er mir, ich solle nicht hineingehen. Er war blass und verwirrt. Dann verließ er uns. Er ließ sich umbringen, wie ich später erfuhr.

Ich ging in den Unterschlupf, wo ich meine Schwester antraf. Sie erzählte mir, dass am Morgen nach dem Blutbad unsere Verwandten Ruggeri meine Cousine Elide und meine Mutter, die noch lebte, vom Friedhof geholt und nach Pudella gebracht hatten, wo heute Nonnen wohnen. Meine Schwester war zu Fuß gegangen und meine Mutter hatte man auf einer Leiter getragen, die als Bahre diente. Elide war verletzt worden, hatte sich aber retten können, weil ein SS-Mann, nachdem er ein kleines, schreiendes Mädchen, getötet hatte, meine Cousine angeschaut und ihr gesagt hatte: "Du wirst verschont, weil du meiner Verlobten in Deutschland ähnlich siehst." Er brachte es nicht über sich, sie zu töten. Dieser Soldat kehrte dann nach Pudella zurück, um Elide zu pflegen, die das Massaker überlebt hat.

Giuseppina folgte mir nach Cerpiano, weil ich ihr gesagt hatte, dass ich dort Hilfe

holen würde.

Meine Schwester betreute meine Mutter bis zu deren Tod. Trotz ihrer qualvollen Schmerzen, denn ihre Beine waren inzwischen brandig geworden, rief sie, wie ich von Elide erfuhr, immer nach mir und sagte: "Sie haben sie bestimmt umgebracht, sie haben meine Cornelia umgebracht."

Als wir uns in der Kirche versteckten, ging mein Vater in den Wald. Seine Papiere waren in Ordnung, er war kein Partisan. Wir kannten viele Partisanen, weil sie in unserer nächsten Umgebung wohnten. Wir gingen zusammen in die Grundschule. Gianni Rossi war mit mir in einer Klasse und Gastone Rossi mit Lucia Sabbioni und meiner Schwester Giuseppina. Deshalb traf sich mein Vater ganz selbstverständlich im Wald mit den Partisanen. Ich erinnere mich, dass er eines Tages dem "Wolf" begegnet war, der ihm sagte: "Hör mal, Pasellino, du hast mich nicht gesehen!" Mein Vater erwiderte, dass er überhaupt niemanden sehe. Vom Wald aus hörten sie die Schreie und alles andere, konnten aber nichts dagegen unternehmen.

Als sich mein Vater in der Nacht auf den Friedhof wagte und die Tragödie sah, verlor er die Fassung. Er flüchtete sich zu einer Schwester meiner Mutter nach Lama di Setta und blieb dort voller Verzweiflung eine Woche. Dann beschloss er, auf den Friedhof zurückzukehren. Er wollte uns sehen, selbst als Tote. Wenige Stunden zuvor hatte meine Mutter meiner Schwester gesagt: "Ich habe von Papa geträumt. Er hat gesagt, dass er uns holt." Doch als mein Vater am Friedhofstor anlangte, hielt er den Schmerz nicht aus und lief davon. Er wurde bei seiner Rückkehr nicht getötet.

Zusammen mit meiner Schwester und einem anderen Mädchen flüchtete ich mich für eine Woche in eine Höhle. Danach hielten wir uns anderthalb Monate lang in verschiedenen Unterschlüpfen versteckt. Da wir nichts zu essen hatten, gingen wir nach San Mamante auf die Hänge des Settatals. Eine Bäuerin gab uns ein wenig Weizen und eine kleine Mühle, damit wir uns Fladen backen konnten, obwohl das Anzünden eines



...Erinnern ist für mich wie Beten und ein Besuch in der Kirche von Casaglia wie eine Wallfahrt...

Feuers gesehen werden konnte und deshalb eigentlich gefährlich war.

Als mein Vater erfuhr, wo wir waren, ging er uns nach. Ich hätte ihn bei seinem Eintreffen fast nicht erkannt, mit seinem langen Bart und so ausgezehrt, wie er war. Ihn in diesem Zustand zu sehen, tat mir mehr weh als all das, was ich selbst durchgemacht hatte. Mein Vater, im Innersten erschüttert, er, der für uns alle gesorgt hatte, fragte nur: "Wie habt ihr es nur geschafft zu überleben?" Er fragte nicht nach meiner Mutter, weil ihm der Mut dazu fehlte. Als mein Vater sah, dass wir nichts zu essen hatten, beschloss er, beim Bauern in Cà Bavellino Weizen zu holen. Dort traf er Kollegen. Sie sprachen sich gegenseitig Mut zu, doch nur für kurze Zeit, dann kam die SS und verschleppte sie. Wir erfuhren davon erst eine Woche später. Wir dachten, er wäre ermordet worden, aber eine Bäuerin sagte uns, sie habe ihn mit den anderen gesehen, als sie Munition transportiert hätten. Meinem Vater gelang es, uns mitteilen zu lassen, dass wir auf ihn warten sollen. Mitte November forderten uns die Deutschen der Wehrmacht zur Flucht auf. Wir brachen in einer taghellen Vollmondnacht auf. Alle Leute kamen aus ihren Unterschlüpfen und begaben sich auf die Flucht. Ich bekam Angst und dachte, dass sie uns alle umbringen würden. So beschloss ich, mit meiner Schwester und Sara nach Lama di Setta zu meiner Tante zu fliehen. Dabei überguerten wir ein Feld, das vermint war, was wir aber erst nachträglich erfuhren. Wieder hatten wir Glück und kamen mit heiler Haut davon. Meine Tante war auch in einem Unterschlupf. Nach wenigen Tagen wurden wir als Flüchtlinge nach Bologna geschickt. Nach mehrtägigem Fußmarsch erreichten wir Casalecchio. Von dort fuhren wir mit der Straßenbahn in die Via Andrea Costa zu Bekannten, die uns aufnahmen. Als ich in Casalecchio Frauen mit Lippenstift und in guter Kleidung sah, wurde mir klar, dass wir aus einer anderen Welt kamen. Wir blieben bis zur Befreiung bei unseren Bekannten. Weder der Staat noch sonst wer erkundigte sich damals nach unserem Befinden.

Meinem Vater gelang die Flucht aus dem SS-Gewahrsam. Da er uns aber nicht mehr vorfand, kehrte er nach Marzabotto zu seiner Arbeit an der Front zurück, und wir wussten nicht, wo er steckte. Ich klapperte regelmäßig alle Krankenhäuser ab, um in Erfahrung zu bringen, ob es Patienten aus Marzabotto gab. In der Via Castelfidardo in Bologna war ein Militärkrankenhaus, in das die Verletzten von der Front eingeliefert wurden. Dort erfuhr ich, dass mein Vater zusammen mit einem Deutschen eine Splitterverletzung erlitten hatte. Er sollte in Sasso Marconi behandelt und dann an die Front in Marzabotto zurückgebracht werden. Über meine Verwandten in Casa Marsili bei Rioveggio erhielt ich Kontakt zu einem deutschen "Fräulein", das als Kindermädchen im Haus des Rechtsanwalts Ghigi arbeitete. Die junge Frau ließ mir einen Passierschein für Sasso Marconi ausstellen, wo sich die Verletzten befanden. Als ich dort ankam, war mein Vater nicht mehr da. Es war schon der 15. Januar. Ich habe ihn überall gesucht. Im März fiel mir plötzlich ein, dass wir in der Gegend von Crespellano und Bazzano Cousins hatten – war er vielleicht bei ihnen? Eines Morgens machte ich mich von der Via Andrea Costa aus auf den Weg, mit einem Obsthändler, der genau dorthin Obst kaufen fuhr. Ich wollte im Krankenhaus von Bazzano nach meinem Vater suchen. Dieses war jedoch am Vortag bombardiert worden. Die Schwestern sagten mir, dass es in Castelfranco in der zur Notfallklinik umfunktionierten Villa Stella einen deutschen Dolmetscher gebe, der Hilfesuchenden Auskünfte erteile. Diesem erzählte ich, dass ich meinen Vater suchte, der zusammen mit einem Deutschen an der Front eine Oberschenkelverletzung erlitten habe. Aus Angst sagte ich ihm, dass ich meine ganze

⁹ Anmerkung des Übersetzers: Die Zeugin verwendet bewusst dieses deutsche Wort, das sich jedoch in ihrer Erinnerung – vermutlich aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse – in "Froilen" verformt hat.

Familie bei einem Bombardement verloren hätte und mir nur mein Vater geblieben sei. Das tat ich, um mich zu schützen. Wenn ich erzählt hätte, dass sie von den Deutschen umgebracht worden war, hätte das eine negative Reaktion ausgelöst. Der Dolmetscher zeigte Interesse und fing an zu telefonieren. Er sagte immer wieder: Ja, ja. Paselli Virginio am 15.? Dann verfinsterte sich seine Miene: Ich solle nicht hineingehen, es gebe einen anderen Dolmetscher, der über alles Bescheid wisse. Der zweite Dolmetscher brachte mich ins Innere der Villa, ging mit zwei Offizieren in ein Büro, während ich im Atrium wartete. Die beiden Offiziere kamen mit der Krankenakte in der Hand zu mir, ohne etwas zu sagen. Da streckte ich meinen Kopf in die Krankenakte und schaute sie mir an. In der Mitte stand, in klaren Lettern geschrieben, PASELLI VIRGINIO. Ich hob an: "Das ist mein Vater, das ist er!". Der Dolmetscher sagte, es sei tatsächlich mein Vater. Er sei operiert worden, habe es aber nicht geschafft. Seine Ausweise und geringe persönliche Habe hatten meine Cousins aus Crespellano erhalten, als sie ihn in ihrem Dorf bestatteten. Sie gaben mir alles zurück, auch den Pullover meines Vaters, der aus der Wolle unseres Schäfchens gestrickt worden war.

Ich lernte zwei Krankenschwestern kennen, die ihn betreut hatten, und diese Szene hatte ich schon geträumt.

Schwester Antonietta Benni hat mich und uns alle das Verzeihen gelehrt. Auch meine Mutter erinnerte uns immer daran: "DER HERR HAT AM KREUZ VERGEBEN, deshalb darf man nicht hassen." ICH HABE NIE GEHASST. Wir waren alle fromm und gingen sonntags immer in die Kirche. Als Christin verzeihe ich, aber die Leute von der SS müssen für das, was sie getan haben, nach Recht und Gesetz büßen.

Am Tag der Befreiung lag ich mit einer Lungenentzündung im Sankt-Ursula-Krankenhaus. Ich erinnere mich, dass man mich mit einem Handkarren aus der Via Andrea Costa dort hingebracht hatte. Überall hieß es: "Bologna ist befreit." Ich lief durch die Via San Vitale weg. Als ich an den zwei hohen Türmen im Zentrum die Panzer mit den Alliierten und der Musik ankommen sah, brach ich beim Gedanken an meine Familie in Tränen aus.

Niemand glaubte uns, wenn wir erzählten, was uns widerfahren war, weil die Menschen nur bereit sind, sich die großen Taten anzuhören, die von Helden vollbracht werden, und nicht von ARMEN LEUTEN wie uns.

Trotzdem habe ich nie aufgehört, von meinen Erlebnissen zu erzählen. Denn Erinnern ist für mich wie Beten und ein Besuch in der Kirche von Casaglia wie eine Wallfahrt.

Schwester Agnese Maura aus dem Orden der "Piccola Famiglia dell'Annunziata"

Man muss diesen Text aufmerksam und gründlich lesen, um die Feinheit und Tiefe von Cornelias Gefühlen, Beobachtungen und Empfindungen zu begreifen. Ihre Erzählung besitzt zwei Ebenen, die sich ergänzen – oder besser – gegenseitig durchdringen: einerseits die Dramatik und Tragik der Ereignisse in ihrer ganzen Bedeutsamkeit, andererseits die Innenwelt der Achtzehnjährigen, also wie sie die Dinge "sieht", wie sie die durch die damaligen Ereignisse geprägte Solidarität in Familie und Verwandtschaft "erlebt".

Beim Lesen sollte man sich nicht völlig von der Schilderung der Tatsachen überwältigen lassen, so entsetzlich diese auch sein mögen, sondern seine Aufmerksamkeit – ja, sein Herz – offenhalten für die Andeutungen, Beobachtungen und gelegentlichen

Wiederholungen, die Cornelias Erzählung durchziehen und viel über sie und über die Kultur aussagen, in die sie hineingeboren wurde und in der sie aufwuchs.

In diesem Sinne enthält der Text viel Bemerkenswertes. Ich weise hier nur auf zwei Motive hin, die sich wie ein roter Faden durch die Erzählung ziehen und durch eine gemeinsame, symbolhafte Bedeutung verbunden zu sein scheinen: den Dienst und das Sich-Aufopfern für die anderen, bis zur Selbstverleugnung, bis zum Tod.

Ein Motiv ist der "Mantel", auf den Cornelia anscheinend viel Wert legt und dessen Anfertigung sie unter keinen Umständen unterbrechen will, obwohl sie nicht mehr nach Bologna fährt, wo sie eine Schneiderlehre macht. Deshalb beschließt sie, ihn in Handarbeit zu Ende zu nähen. Sie hat ihn sorgfältig in einer Tasche verstaut, die sie immer bei sich hat und selbst dann noch mitnimmt, als der Vater seine Familie zur Flucht in die Kirche auffordert, weil die Häuser in der Umgebung brennen und Schüsse fallen. Als das Gemetzel auf dem Friedhof beendet ist, die Zwillinge tot sind und Mutter und Schwester schwere Verletzungen an ihren Beinen erlitten haben, erzählt Cornelia: "Ich hatte noch meine Tasche mit dem Mantel drin und verwendete dessen Ärmel – ich hatte gehört, dass man das so macht – zum Abbinden der Oberschenkel meiner Mutter. Doch es nützte alles nichts."

Das andere Motiv ist das Schäfchen, "das wir hielten, um ein wenig Wolle zu haben, und das für meine Familie zu einem Symbol geworden war, besonders für meine kleinen Geschwister, Zwillinge, die immer mit ihm spielten". Auf der Flucht nach dem Massaker im Friedhof und auf der Suche nach Hilfe für ihre Mutter begegnet ihr dann in allen Häusern, die sie kennt, einzig und allein der Tod: "Ich sah mein Haus nur von Weitem, weil dort mittlerweile niemand mehr war... Ich schaute mich um, sah das abgestochene Schäfchen und erkannte, dass alles völlig zerstört war." Nach dem Tod ihres Vaters, den sie in allen Krankenhäusern gesucht hat, bekommt sie schließlich einige persönliche Gegenstände des Verstorbenen von Cousins ausgehändigt, die diese zunächst an sich genommen hatten, "auch den Pullover meines Vaters, der aus der Wolle unseres Schäfchens gestrickt worden war".

Am Ende kommt Cornelia zu folgendem Schluss: "Niemand glaubte uns, wenn wir erzählten, was uns widerfahren war, weil die Menschen nur bereit sind, sich die großen Taten anzuhören, die von Helden vollbracht werden, und nicht von ARMEN LEUTEN wie uns." Das ist eine Einsicht, die man sich fast als methodischen Ansatz einer "kleinen Geschichte" vorstellen könnte, bei dem die Bedürfnisse und Wünsche einer Gemeinschaft von innen heraus rekonstruiert werden und Geschichtsschreibung mit einer größeren Wahrhaftigkeit betrieben wird als in der "großen Geschichte".

Als Bildmetapher denke ich an die Birke, die vor etwas mehr als zwanzig Jahren auf dem kleinen Friedhof von Casaglia gepflanzt worden ist. Ihre Wurzeln sind in der Zwischenzeit teilweise fast an der Oberfläche entlang gewachsen und schauen stellenweise aus dem Boden heraus, sodass ihr Verlauf nach und nach sichtbar geworden ist. Diese Wurzeln wirken immer sehr anziehend auf mich, und wenn wir gegen Abend, solange es noch hell ist, zur Kirche von Casaglia hinaufgehen und auf dem Weg am Friedhof zum Rosenkranzgebet anhalten (ich bin eine der Nonnen aus dem Kloster, das an der Stelle errichtet wurde, wo früher das Gehöft von Pudella stand), schaue ich immer nach, ob sich etwas verändert hat, ein wenig Rinde ans Licht gekommen ist, ein kleines Wurzelstück länger geworden ist oder eine Wurzel ihre Richtung verändert hat. Es kommt mir vor wie ein Gefüge, das den Baum trägt und ihm das Wachsen erlaubt. Und genau denselben Eindruck vermitteln mir Cornelias Erinnerungen, die unser Hiersein rechtfertigen, ihm Sinn und Halt geben.

ERIO CANTELLI, 19 Jahre

Partisan des "Roten Sterns" in der Gegend von Grizzana, Marzabotto und Monzuno

Ich trug Verantwortung für zehn Männer der internationalen Brigade "Roter Stern", in der sich Männer aus der ganzen Welt zusammengefunden hatten: Inder, Neuseeländer, Engländer, Franzosen und größtenteils Russen. Sie gehörten zu der Gruppe, der es gelang, aus dem Zug zu entkommen, der sie nach Deutschland bringen sollte. An einer Stelle der "Direttissima", der Bahnstrecke Bologna-Florenz, wo der Zug aufgrund der Bombardements das Tempo drosseln musste, setzten sie sich in die Nähe von Vado ab, wo sie unverzüglich von der Brigade rekrutiert wurden. Mitte Mai 1944 begab sich ein Teil der Brigade "Roter Stern" am helllichten Tag nach Creda di Salvaro zum Sitz der faschistischen Soldaten der Flugabwehr und forderte sie auf, ihnen ihre Waffen auszuhändigen. Was auch geschah, ohne dass ein einziger Schuss fiel. Daraufhin wurden die Soldaten freundlich und ohne Gewaltanwendung aufgefordert, in ihre Häuser zurückzukehren. Wir waren damals bei Familie Baccolini in Cà dal Mont einquartiert, wo am 1. Oktober die beiden Schwestern Anita (20) und Claudia (22) sowie ihre Cousine Sestilia (17) von einer SS-Patrouille verschleppt, gefangen gehalten und in der Nähe von Sibano ermordet wurden. Wer immer von ihnen spricht, erinnert sich an sie als die "Mädchen vom Berg".

Ich stand zwar immer mit dem "Wolf" in Kontakt, aber seit Mitte September waren wir ziemlich weit voneinander entfernt, weil ich mich in der Gegend von Villa D'Ignano aufhielt. Zwei Wochen lang blieben wir in Possadur in der Nähe von Casetta, Pudella und dem Settatal. Zu der kinderreichen Familie, bei der wir wohnten, gehörte auch ein fünfjähriges Mädchen, das mich sehr ins Herz geschlossen hatte. Als sie sah, dass ich im Aufbruch war, brach sie in Tränen aus: Sie wollte mitkommen. Ich machte mich auf den Weg. Das Mädchen starb dann bei dem Massaker von Casaglia.

Am 28. September kam ein Bauer aus dem Ortsteil Canovella und teilte uns mit, dass ein deutscher Soldat bei ihm sei. Vom Kompaniechef erhielten ein anderer Partisan und ich den Befehl, den Deutschen gefangen zu nehmen. Es regnete in Strömen; die Trift war ein einziger Matsch. Wir gelangten zu einem Bauernhaus, in dem eine Feuerstelle brannte, und stießen auf den Deutschen, der sich dort aufwärmte. Sein Gewehr hatte er auf die eine, seinen Rucksack auf die andere Seite gestellt. Wir wussten nicht, was wir mit ihm anfangen sollen, weil der Soldat unbewaffnet war. So wärmten wir uns auch ein wenig auf und kehrten dann zu dritt zu unserer Truppe zurück. Bei unserer Ankunft fragte unser Kommandant ihn nach seinem Ausweis. Dabei stellte sich heraus, dass der Soldat Pole war, worüber sich unser Chef wunderte: "Wie denn, ein Pole bei der SS? Da kann ich keine Entscheidung treffen, das ist Sache des Bataillonskommandanten. Ich kann nur dann Entscheidungen treffen, wenn der Soldat ein Deutscher ist." Wir beide, die wir ihn gefangen genommen hatten, bekamen den Auftrag, ihn zum Bataillonskommandanten zu bringen. Am Morgen des 29. September um drei Uhr kam ein Bote und alarmierte uns, dass eine Durchkämmungsaktion im Gange sei und die Deutschen alles niederbrennen würden. Da säuberten wir das ganze Gebiet von unseren Spuren, um die Zivilbevölkerung nicht in Schwierigkeiten zu bringen, und setzten uns in die Berge ab. Wir waren 30 Männer, ein Teil auf der Seite des Setta, der andere auf der Seite des Reno: Wir waren zu wenige.

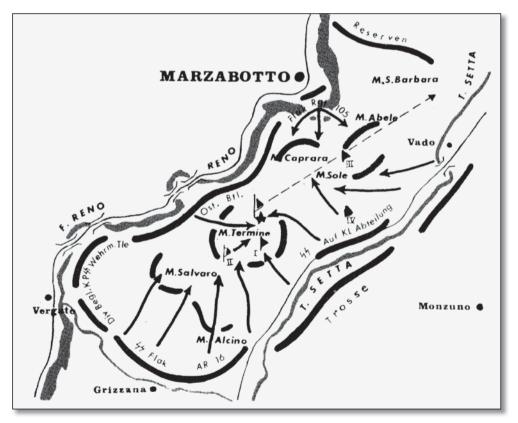
Wir warteten. Im Morgengrauen sahen wir eine SS-Kolonne, die aus San Silvestro herkam und die Brücke von Lama di Setta überquerte, und eine, die aus Canovella anrückte. Angesichts eines so massiven Truppenaufgebots beschlossen wir, uns in eine kleine Festung in Santa Barbara zurückzuziehen, eine kleine Kirche, die bei einem dreitägigen Kanonenangriff der deutschen Artillerie auf uns, der vom 28. bis zum 30. Mai gedauert hatte, zerstört worden war.

Der Weg zum Monte Sole führte zwangsläufig durch Santa Barbara. Dort warteten wir auf sie. Wir hatten den Befehl, aus maximal 50 Metern zu schießen. Eine kleine Salve genügte, und schon rannten sie davon wie Hasen, während ein Soldat die Trift hinunterlief, um Verstärkung zu holen. Ich sah sie von oben, bewaffnet mit meiner Maschinenpistole und dem Mauser-Gewehr des Deutschen, einem der modernsten Modelle. An jenem Tag haben wir die Deutschen in Santa Barbara den ganzen Tag unter Beschuss genommen. Es gelang ihnen nicht, an uns heranzukommen, und sie bewegten sich nur, wenn es nicht lebensgefährlich war. Sie hatten keinen Mut. Wir hatten nur einen Verletzten, einen Mann aus Castiglion dei Pepoli namens Bentivogli.

Gegen Sonnenuntergang bekamen wir vom Monte Sole den Befehl, uns zurückzuziehen. Inzwischen hatten wir zur Verstärkung zwei Maschinengewehre und zwei Trupps Partisanen erhalten, sodass es uns nicht schwerfiel, den Gegner in Schach zu halten. Dann kam der Befehl zum Rückzug auf die Wiesen von Caprara. In einem halb zerstörten Bauernhaus fanden wir einen Stuhl. Wir setzten den Verletzten darauf und trugen ihn zu zweit auf die Wiesen von Caprara. Dort hatte sich das Gros der Brigade niedergelassen und ließ die Verletzten von Partisanenärzten behandeln. Zwei von vier Bataillonen waren dort versammelt. Am Abend wurde beschlossen, dass wir nach Grizzana abrücken sollten. Wir schritten im Gänsemarsch voran, ein Trupp von etwa 35 Mann. Von Termine aus wurde eine Patrouille auf den Monte Salvaro abgeordnet. Alles nachts, wir hatten Katzenaugen. Irgendwann kam der Befehl umzukehren, denn es gab dort nur noch Tote.

Im Allgemeinen funktionierte unser Nachrichtendienst, in diesem Gebiet jedoch nicht, was zu einem Überraschungseffekt führte, zumal es so heftig regnete, dass die Patrouillen nicht draußen bleiben konnten, sondern nur die Wachposten verstärkten. Mithilfe örtlicher Führer gelang es der SS, sich den Partisanen unbemerkt zu nähern und sie zu überraschen, teilweise sogar im Schlaf – ein Desaster. Als wir eintrafen, sahen wir von San Martino bis Villa D'Ignano ganze Siedlungen in Flammen stehen. Dort wurde wirklich gekämpft. Aber weiter weg im Gebiet um den Monte Sole konnten die Partisanen keinen Gegenschlag führen, weil dort - wie mir einige Kampfgefährten berichteten – Zivilisten umgebracht worden waren. Man hatte diese aus der Kirche von Casaglia herausgezwungen und im Gänsemarsch zum Friedhof geführt. Die Partisanen standen vor einer schweren Entscheidung. Wenn sie das Feuer auf die SS eröffneten, war der Tod der Zivilisten besiegelt. Wenn sie dagegen abwarteten, bestand die Hoffnung, dass die Zivilisten mit dem Leben davonkommen würden. In Wirklichkeit hatte die SS schon unabhängig davon barbarische Befehle erhalten, weil sie die ganze Gegend säubern sollte. Als ich auf den Wiesen von Caprara eintraf, hörte ich ein leises Jammern. Es war nichts zu sehen. Da lief ich zum Monte Sole hinauf. Und als ich sah, was passiert war – ja, ich weiß selbst nicht, warum ich da nicht in Ohnmacht fiel. Es war entsetzlich. Alles stand in Flammen. Wir schlugen uns in die Gegend von Termine durch. Dort stießen wir auf eine Patrouille, die keine guten Nachrichten hatte. Wir sollten uns in die Gräben von Orsaroli im Gebiet zwischen Volte und Elle di Rioveggio flüchten. Dort gab es einen dichten Wald, in den sich die SS kaum hineinwagen würde. Am Nachmittag des 30. kam ich zusammen mit einem anderen Partisanen in die Gegend von Tudiano bei Veggio di Grizzana. Wir brauchten unbedingt etwas zu essen, und bei einigen mit uns bekannten Familien konnten wir zwei Säcke frisches Brot sammeln, das die Bauern gerade aus dem Ofen geholt hatten. Doch als wir es später aufteilten, gab es für jeden nicht viel mehr als eine Scheibe. Auf dem Rückweg begegneten wir zwei Bäuerinnen, die außer Atem waren, weil ihnen die SS auf den Fersen war. Wir ließen sie zu Atem kommen und beruhigten sie. Dann begaben sie sich auf den Weg nach Tudiano, und auch wir zogen weiter. Danach erfuhr ich, dass die SS-Leute, die die beiden Frauen verfolgt hatten, von einem Trupp Russen in deutscher Uniform gestoppt worden waren, die sie erwürgten, um keinen Lärm zu machen. Diese Russen wurden für Überwachungsaufgaben eingesetzt. Sie kamen aus den von den Deutschen besetzten Gebieten der Ukraine und kontrollierten die Bahnlinie zwischen Bologna und Florenz. Dann schlossen sie sich uns an.

Am folgenden Tag waren nur noch zwei Bataillonschefs vor Ort, die den Russen freie Hand ließen, weil sie sich nicht mit dem Oberkommando, zu dem auch Feldwebel Saliva von den Carabinieri gehörte, in Verbindung hatten setzen können. Ein Teil von uns ging nach Monzuno, ein Teil der Russen und italienischen Partisanen nach Bologna, um sich den kommunistischen Widerstandsgruppen der GAP bzw. einer anderen patriotischen Aktionsgruppe anzuschließen, die von einem Mongolen namens Karaton kommandiert wurde. Bei uns war immer noch der polnische Gefangene, der sich uns angeschlossen hatte. Eigentlich hätte ich ihn dem Kommando übergeben



Vom deutschen Kommando verwendete Landkarte zur Planung des von fünf Abteilungen der 16. SS-Panzergrenadier-Division "Reichsführer SS" durchgeführten Angriffs auf das gesamte Partisanengebiet.

müssen – schließlich trug er, obwohl Pole, weiter seine SS-Uniform. Ich weiß, dass er Toni hieß. Nach der Befreiung habe ich keine Nachforschungen über ihn angestellt, weil ich Angst hatte, dass ihm etwas zustoßen könnte. Bei Cantine habe ich ihn die Front passieren lassen. Wir waren abseits der Häuser in einem Kastanienhain postiert und hatten nur Wasser zu trinken. Wir waren eine schöne Gruppe.

Unter meinem Befehl standen etwa 30 Russen. Nicht weit entfernt wohnte ein Bauer, Virgilio Gemmi, Deserteur im Ersten Weltkrieg, dann begnadigt. Er hatte für den Faschismus nichts übrig und baute Kartoffeln an, von denen er uns zwei Kessel voll kochte, einen ganzen Zentner. Für jeden von uns gab es zwei Kartoffeln. Wie gut die waren!

Oberhalb von Monteacuto waren die Alliierten und die Deutschen, die sich erfolgreich verteidigten, indem sie die dortigen Anhöhen als Schutzschild nutzten. Gepanzerte Fahrzeuge ließen sich nur mühsam manövrieren, weil die Straßen schlammig waren und die Fahrzeuge nicht vorankamen. In diesem Gebiet befanden sich ausgewählte Truppen. Ich fragte meine Jungs, ob sie die Front passieren wollten und sie sagten mir Ja. So begannen sie um den 2. Oktober herum bei Nacht in Cantine den Abstieg in ein Waldgebiet namens Farnè in der Nähe von Castiglion dei Pepoli. Die am nächsten gelegenen Ortsteile waren Monteacuto und Burzanella. Dem Polen gab ich seinen Karabiner zur Verteidigung. Ich sagte ihm, er solle in Richtung Castiglione gehen. Ein anderer Partisan und ich begleiteten ihn bis dorthin und kehrten dann hinter die Front zurück, in das Gebiet um Veggio. Wir aßen Kastanien. Von dort aus überquerte ich zusammen mit meinem Vater, der Englisch konnte, weil er in Amerika gearbeitet hatte, die Front bei Cattari. In meinem Haus waren Südafrikaner stationiert, die sich wunderten, wie gut er Englisch sprach. Er hatte an vielen Orten gearbeitet und sprach auch alle Dialekte.

Mein Vater gab mir Sicherheit. Ich sagte ihm: "Wenn wir die Alliierten treffen, kannst du wenigstens Englisch und kannst ihnen erklären, wer wir sind." Und genau dort, in Rioveggio, begegneten wir dann einer amerikanischen Patrouille, mit der mein Vater sich auch prompt zu unterhalten begann. Dann brachte man uns an einen Ort namens Belvedere di Montorio, auf das Anwesen eines Tierarztes, wo sich das Kommando der Alliierten befand. Wir wurden sogleich verhört. Man wollte wissen, wo sich hohe deutsche Offiziere aufhalten könnten. Mein Vater beantwortete jede Frage und übersetzte mir alles. Dann fuhren sie uns von Montorio nach Monzuno, gegenüber von Grizzana und dem Monte Salvaro, wo die Deutschen immer noch das Kommando hatten. Ich schloss mich einem schottischen Regiment an, mit dem ich nachts auf Patrouille ging. Ich trug Stoffschuhe, um oben in den Gräben, in denen reichlich Wasser floss und wir nass wurden, keine Geräusche zu verursachen. Eines Nachts gerieten wir in die Nähe der Kapelle von Tudiano, vor der ein offenes, ungeschütztes Gelände lag. Aus Angst vor einem Hinterhalt hielten die Schotten an. Da sagte ich: "Ich gehe vor." Ich ging weiter den Straßendamm entlang, in gebückter Haltung, um nicht gesehen zu werden. Ich sah, dass vor der Kirchenfassade ein Baumstumpf lag, der wie ein Mensch aussah. Da fragte ich mich: "Ist es ein Mensch oder nicht? Wenn es ein Mensch ist, muss er sich bewegen." Die anderen hatten Angst, doch wir erkannten, dass es ein Baumstumpf war. Alle beruhigten sich, und wir kehrten zu unserer Abteilung in Nadia di Veggio zurück. Am nächsten Morgen brachen wir zum Haus meiner Eltern in Murazza di Veggio auf. Wir liefen über Casa Veggetti, Montalcino und den Monte Salvaro. Dann nahmen uns die Deutschen unter Kanonenbeschuss. Wir gingen in Deckung und flüchteten zu meinem Haus, in dem keine Deutschen waren. Um dorthin zu gelangen, mussten wir aber ein Feld überqueren, wo wir erneut unter Beschuss gerieten.

Bei einem erbitterten Artilleriegefecht zwischen den Alliierten und Deutschen eroberten die Schotten Casa Veggetti und Montalcino und die Inder den Monte Salvaro.

Durch den Wiederaufstieg des Faschismus, der zur Gründung der Republik von Salò geführt hatte, wurden die jungen Männer zum Kriegsdienst gezwungen. Wer das nicht mitmachen wollte, entschied sich für den Widerstandskampf. Leider gab es Leute, die sich nur am Widerstand beteiligten, um Zwietracht zu säen und die Partisanenbewegung in den Schmutz zu ziehen. Da wir über ein großes Gebiet zerstreut waren, ließen sich leider nicht alle Kämpfer überwachen. Von den Kurieren abgesehen, gab es keine Verständigungsmöglichkeiten, keine Telefone, nichts. Bestimmte Signale wurden ausschließlich mithilfe von Leuchtfeuern oder aufgehängten Bettlaken weitergegeben, um die Bevölkerung und die Partisanen vor drohenden Durchkämmungsaktionen zu warnen.

Die Leuchtfeuer dienten auch zur Eingrenzung der Gebiete, in denen die Alliierten Munition abwerfen sollten.

Wären die Führer so intelligent gewesen zu sagen: "Wenn ihr, junge Italiener, euch der Republik von Salò anschließen und mit uns an der Seite der Deutschen kämpfen wollt, sind wir froh", wäre ihnen wahrscheinlich so mancher gefolgt. Die Alliierten hingegen ließen uns Waffen zukommen, denn um die Deutschen zu bekämpfen, brauchten sie jemanden, der ihren Vormarsch in den Nachschubgebieten aufhielt. Dazu wäre vor dem 29. September allerdings ein weiterer Munitionsabwurf mit Fallschirmen nötig gewesen, da unser Vorrat allmählich zur Neige ging. Die Munition ist jedoch nie angekommen. Das war ein großer Fehler, denn so trafen die Deutschen auf einen schlecht vorbereiteten Gegner.

Bei einer Razzia, die das Gebiet von meinem Wohnort Grizzana bis nach Sibano umfasste, wurden Männer festgenommen, die nach Deutschland geschickt werden sollten. Sie wurden in Pioppe di Salvaro gefangen gehalten und dann selektiert. Die arbeitstüchtigen Männer wurden in Güterzüge gepfercht und nach Bologna in die Rote Kaserne gebracht, wo eine weitere Selektion erfolgte. Von dort wurden sie nach Deutschland in Arbeitslager deportiert. Die für arbeitsuntauglich erklärten Männer wurden am Abend des 1. Oktober an der Hanffabrik von Pioppe erschossen.

LUISA (GIGINA) MINELLI, 19 Jahre

Zu meiner Familie gehörten meine Mutter Maria Simoncini, mein Vater Enea Minelli und fünf Kinder. Mein Bruder Giuseppe war bei der Kriegsmarine, meine Schwester Lucia und meine Brüder Aldo und Mario in Quercia. Aus Savona, wo ich wohnte, weil mein Vater im Gleisbau beschäftigt war, kehrte ich, nachdem die Stadt aus der Luft und vom Wasser aus bombardiert und beschossen worden war, 1943 in das Haus meiner Großeltern in Quercia zurück. Da wir nur wenig zu essen hatten, waren wir auf die Hilfe meines Onkels Dante und meiner Tante Ersila aus Termine angewiesen, die ich oft besuchen ging. Der Name "Termine" rührt daher, dass das Gebiet die Grenze zwischen den Pfarreien der Gemeinden Marzabotto und Grizzana bildet. Neben dem Hof lag eine Kapelle.

Onkel Dante war der Gutsverwalter eines großen Betriebs und wurde von Partisanen umgebracht, vielleicht weil er sie eines Tages aufgrund ihres räuberischen Treibens Banditen genannt hatte, oder aber aus Neid, weil er auf dem Gutshof das Sagen hatte.

Am Abend des 28. September trafen Kuriere der Partisanen aus Pioppe, Quercia und Grizzana mit der Nachricht ein, dass wir von der SS eingekesselt seien, jedoch nichts zu befürchten hätten, weil sie uns verteidigen würden. Am nächsten Morgen, als die Durchkämmungsaktion stattfand, war kein einziger von ihnen mehr da.

Am Morgen des 29. September schlief ich zusammen mit meiner Tante und ihrer jüngsten Tochter Lucia in einem Doppelbett. In der Nacht hatte ich geträumt, dass die Deutschen kommen. Draußen war alles still. Außerdem waren rundherum Partisanen postiert. So ging ich wieder ins Bett. Doch kurze Zeit darauf hörte ich Schreie, die von Cà sul monte Salvaro herkamen, wo eine Frau namens Mingardina wohnte. Sie begann zu rufen: "Die Deutschen brennen Creda nieder, die Deutschen sind da." Da riss ich das Fenster auf, blickte von der Anhöhe aus, auf der Termine liegt, ins Tal hinunter und sah, dass Creda in Flammen stand. Wir setzten uns alle sofort in Bewegung. Onkel Augusto nahm das Pferd und versteckte sich im Pinienwald. Meine Tante beschloss, im Haus zu bleiben, weil sich dort nur Frauen und Kinder aufhielten und sie sicher war, dass die Deutschen uns nichts antun würden. Gleichzeitig liefen die Partisanen, auch diejenigen, die sich verletzt in die Kapelle geflüchtet hatten, in alle Richtungen auseinander. Einer warf seinen Revolver weg, hob ihn dann aber gleich wieder auf, als ich zu ihm sagte: "Willst du dich denn ohne Revolver gegen die Deutschen zur Wehr setzten?" Einige Partisanen waren gar nicht richtig ausgebildet.

Ich erinnerte mich daran, dass die Deutschen zwei Wochen zuvor zur Vergeltung einige Häuser und die Mühle in Quercia niedergebrannt hatten, weil darin Weizen lagerte und sie glaubten, dass damit die Partisanen mit Essen versorgt würden. Dann hatten sie gedroht, alles zu zerstören, wenn es wieder passieren würde. Da schnappte ich mir Lucia und brach mit ihr zu einem Unterschlupf im Quarzè-Graben auf, der durch einen Eichenwald führt. Bevor ich losging, gab mir meine Cousine Vittoria noch etwas Geld, das ich im Busen versteckte. Vittoria kam später mit Carla nach, der kleinen, zwei Monate alten Tochter ihrer Schwester Nives.

Dann traf Gianni Rossi, der Stellvertreter des "Wolfs" ein. Er war schwer verletzt. Von zwei Männern gestützt, kam er aus Cadotto hochgelaufen. Sie baten uns um Hilfe. Vittoria half ihnen und verarztete seine Wunde. Danach ergriffen meine Tanten und

Cousinen die Flucht: Sie wussten, dass in Cadotto alle umgebracht worden waren. Vittoria lief mit der kleinen Carla an der Spitze der Gruppe. Plötzlich bemerkte sie, dass die anderen nicht nachkamen. Im Unterschlupf angekommen, vertraute sie mir Carla an und lief zurück, um zu sehen, wo ihre Verwandten blieben.

Carla weinte. Deshalb machte ich einen Knoten in ein Taschentuch, befeuchtete ihn mit Regenwasser und gab ihn ihr. Die Bauern wollten mich wegschicken, denn wenn die SS das Mädchen hätte weinen hören, hätte sie uns alle umgebracht.

Sie sagten: "Geht weg, geht bitte weg." Eine Bäuerin holte aus ihrem Bündel etwas Zucker. Ich füllte davon ein wenig in das Taschentuch. Carla fing an, daran zu saugen, und beruhigte sich.

Unterdessen wurde auch Termine niedergebrannt und mein Onkel Augusto von der SS ermordet. Er hatte im Pinienwald Gold vergraben, das nie wiedergefunden worden ist.

Am Abend trafen meine Tante, Nives und andere Leute ein. Sie hatten sich verlaufen und waren in Elle angekommen. Dort hatte ihnen jemand den Weg erklärt, und so konnten sie in unseren Unterschlupf im Quarzè-Graben zurückkehren.

Außerdem kamen noch zwei Kinder aus Cadotto an: Cioni und Gamberini waren ungefähr zehn oder elf Jahre alt. Sie erzählten, dass die Wache sich bei der Ankunft der SS wegen des starken Regens im Stall befand. Da sie deren Eintreffen nicht bemerkte, wurde sie getötet. Gianni Rossi und der "Wolf" sprangen aus dem Fenster. Gianni wurde verletzt und der "Wolf" versuchte, durch den Wald zu entkommen. Er wurde nicht mehr wiedergefunden. Auf seinen Kopf war eine Belohnung ausgesetzt. Wer ihn erwischte, konnte viel Geld verdienen.

Am 30. September schien ein wenig die Sonne. Ich machte mich zusammen mit den beiden Kindern auf die Suche nach meiner Familie. Meine Tante Rufina wusste nicht, was geschehen war, und bat mich, nach San Martino zu gehen und die Glocken zu läuten, um alle über den Tod meines Onkels zu benachrichtigen. Dann sollte ich nach Bolognina bei Vado gehen und einigen Angehörigen Bescheid geben. In der Zwischenzeit versuchte sie, Tante Viola zu informieren. Sie brach dazu nach Salvaro auf und wurde unterwegs getötet. Ich lief mit den Kindern nach Cadotto. Doch als wir am Wald angekommen waren, wollten sie nicht weitergehen. Vor uns lagen überall Tote. Wir hörten Schüsse. Deshalb liefen wir durch einen Straßengraben nach Quercia weiter, um nicht entdeckt zu werden. In Ravecchia fand ich meine Großmutter mit den drei Enkeln der Familie Ferretti. Alle waren tot, die Großmutter enthauptet, die Kinder hatten ein Loch im Kopf.

In Rivabella gingen wir auf die Leute zu und riefen überrascht: "Ihr seid ja noch am Leben!" Ich erzählte, dass in Cadotto und vielen anderen Orten alle tot waren. Ich sagte auch, dass Onkel Augusto tot war und fragte sie, wie sie es geschafft hatten, mit dem Leben davonzukommen. Sie antworteten, man habe sie gezwungen, Munitionsvorräte nach Castelletto zu tragen. Doch in einem Moment, als die Deutschen abgelenkt waren, sei ihnen die Flucht nach Rivabella gelungen.

Keiner wusste etwas, und als ich ihnen von all den Toten berichtete, dachten sie, ich sei verrückt geworden. Cioni und Gamberini gelang die Flucht über die Berge zu Verwandten in Bologna. Ich wollte wissen, wie es meiner Mutter ging, und kehrte um. Sie war unversehrt. Dann lief ich nach Quercia, um auch nach meinem Bruder Aldo zu schauen. Dort fand ich die Leiche meiner Tante, die in ihrem Haus ermordet worden war. Mein Bruder hatte sich im Tunnel versteckt. Auf das vereinbarte Zeichen hin kam er heraus. Wir mussten drei Steine werfen, um ihm zu signalisieren, dass keine Gefahr

drohte und er herauskommen konnte. Wenig später traf ich Enrico Ventura, der mir mitteilte, dass mich alle für tot hielten, weil sie mich in Terzè gesehen hatten, als die SS auf mich feuerte. Dort war ich beim Anblick der SS hinter einen Strohhaufen gerannt, ohne zu wissen, dass er an einer steilen Böschung lag. So fiel ich senkrecht mitten in die Brombeersträucher: Ich war bis zum Bauch verkratzt. Die SS-Leute schossen, ohne mich zu treffen, doch wer mich in die Tiefe stürzen sah, dachte, ich sei tot.

In der Zwischenzeit war meine Mutter nach Cà di Pè gegangen, weil sie erfahren hatte, dass die schwangere Bäuerin ums Leben gekommen war.

Daraufhin ging ich nach meinen Brüdern Aldo und Giuseppe (Peppino) sehen. Aldo war alleine in Quercia. Von ihm erfuhr ich, dass Peppino am Leben war. Ich kehrte nach Villa Serana zurück, wo auch die SS eintraf und ihre Maschinengewehre aufpflanzte. Meine Schwester stand hinter mir, mit den Händen an meinen Rücken geklammert. Sie weinte und sagte, sie wolle nicht sterben. Ich war müde vom vielen Rennen und bewegte mich nicht. Ein kleiner Junge umarmte einen der SS-Männer, alles ganz junge Burschen, nannte ihn Kamerad und beschwor ihn, lieb zu uns sein. Da wir nur Bombenflüchtlinge waren, ließen sie uns schließlich gehen.

Ich ging als Erste los und dachte völlig erschöpft: "Sie werden es wie in Creda machen, wo sie die Leute, die nach und nach in den Schuppen gingen, von hinten erschossen. Die erste Kugel kriege ich ab." Aber wir sind am Leben geblieben, auch der Küster, in dessen Gebet ich vor lauter Angst nicht einzustimmen vermochte. Zu neunt schliefen wir auf einer Matratze in der Waschküche von Villa Serana. Ich war verzweifelt. Bei uns waren auch die Mütter des "Wolfs" und von Gianni Rossi.

Ich hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und erinnerte mich sogar an Einzelheiten aus der Zeit, als ich zwei Jahre alt war. In jenen Tagen erlitt ich jedoch eine vorübergehende Amnesie. Erst 1945, als ich von meiner durch viele Orte führenden Odyssee als Kriegsflüchtling nach Quercia zurückkehrte, erfuhr ich, dass das Blutbad vom 29. September bis zum 1. Oktober stattgefunden hatte.

Im Mai, nach der Befreiung, sah ich meinen Vater. Er war mit dem Rad aus Savona heimgekehrt, um nach uns zu sehen. Unser Haus war teils abgebrannt, teils aber noch bewohnbar. Meine Mutter hatte leere Munitions- und Sandsäcke zusammengenäht und damit Türen und Fenster abgedeckt. Als Stühle verwendeten wir Munitionskisten und als Geschirr die Blechnäpfe, die die Soldaten zurückgelassen hatten. Mein Bruder schließlich hatte die leeren Bierflaschen der Soldaten durchgeschnitten und daraus Gläser für alle gemacht. Zum Schneiden des Glases füllte er die Flaschen bis zu einer bestimmten Höhe mit kaltem Wasser und trennte dann das Glas mit einem glühenden Draht durch, damit man aus den Gläsern trinken konnte, ohne sich zu verletzen.

Ich erfuhr dann auch, dass von der Familie unseres Pfarrers, Don Ferdinando Casagrande, nur der Vater überlebt hatte und in sein Haus in Castelfranco Emilia zurückgekehrt war.

Don Ferdinando war zur SS gegangen, um eine Genehmigung für das Begräbnis der Toten zu erbitten. Stattdessen brachte man ihn zusammen mit seiner Schwester um. Nach der Befreiung fand mein Bruder bei der Bergung der Toten am "Roten Brunnen" die beiden einander umarmenden Geschwister. Don Ferdinandos Mutter wurde bei Serana zusammen mit ihren übrigen Kindern durch die Explosion einer Granate verletzt. Sie starben nach schwerem Leiden.

Als die Alliierten kamen, hatten wir uns in den Tunnel geflüchtet. Sie schickten uns als Kundschafter los, um herauszufinden, wo sich die SS-Trupps befanden, aber wir taten nur so, als ob wir suchten, und sagten ihnen, wir hätten nichts gesehen.

Da wir im Tunnel nichts zu essen hatten, durchquerte ich bei Hochwasser den Setta, zusammen mit der Bahnwärterin und einem Mädchen aus Rioveggio, und ging Kastanien sammeln. Auf dem Rückweg aus dem Kastanienwald stießen wir auf eine Patrouille englischer Soldaten, die uns anhielten und gefangen nahmen, weil sie uns für Spione hielten.

Sie brachten uns nach Montorio, wo sie uns den ganzen Tag festhielten. Es gab dort einen Dolmetscher, dem ich genau die Strecke erklärte, die ich gegangen war. Dieser folgte meiner Wegbeschreibung mit einem Fernrohr und stellte fest, dass alle von mir genannten Häuser tatsächlich abgebrannt waren. Am Ende des Krieges erfuhr ich, dass das Oberkommando der 5. Englischen Armee in unserer Gegend stationiert war, und vielleicht dachten die Briten, dass sich die SS in unserem Haus aufhielt. Ich sagte: "Unten im Tunnel befinden sich kleine Kinder, die am Verhungern sind." Da gaben uns die Engländer eine Schachtel Medikamente und eine Dose Essen. Ein Kurier der Partisanen begleitete uns. Man riet uns, den Tunnel in den nächsten drei Tagen nicht zu verlassen. Es war schon Ende Oktober. Als ich in den Tunnel kam, waren die Mädchen bereits tot. Mein Bruder machte aus der Schublade einer alten Kommode einen Sarg um und begrub die beiden Mädchen. Dann wurde das Gebiet um den Monte Salvaro besetzt. Weit und breit sah man nichts als Tote und Verletzte.



...Don Casagrande war Don Bosco ähnlich, heiter und gelassen, ein liebenswerter und hilfsbereiter Mensch... An dem Tag, als er die Pfarrei übernahm, kam es morgens zu Luftangriffen. Alle ergriffen die Flucht. Ein Flugzeug stürzte ab, und Don Casagrande eilte sofort los, um zu sehen, ob es Verletzte gab, die Hilfe brauchten...

Don Casagrande war Don Bosco ähnlich, heiter und gelassen, ein liebenswerter und hilfsbereiter Mensch. Ich kannte ihn nicht persönlich, erinnere mich aber noch an den Tag, als er die Pfarrei übernahm. An jenem Morgen kam es zu Luftangriffen. Alle ergriffen die Flucht. Ein Flugzeug stürzte ab, und Don Casagrande eilte sofort los, um zu sehen, ob es Verletzte gab, die Hilfe brauchten. Ich weiß, dass er später mit seinem Freund Carlo die in der Kirche befindlichen Wertgegenstände nach San Martino brachte. Allerdings wurde nichts davon je wiedergefunden.

Am zweiten Tag der Durchkämmungsaktionen sah ich in Quercia, wo ich nach meinem Bruder suchte, dass die Kirchentür eingeschlagen war und alle Messgewänder an der Brücke hingen: Die SS hatte alles entweiht.

Ich kann behaupten, dass wir vom 8. September an keine Atempause mehr hatten. Ich erinnere mich, dass die Deutschen in Savona oft in die Züge einstiegen, um nach Deserteuren der italienischen Armee zu suchen. Außerdem gab es oft Bombenangriffe. Eines Tages wurde ein Flugzeug abgeschossen und fiel ins Meer. Das war am 10. Juni, als der Krieg erklärt wurde und auf den Bergen um Savona überall Flakbatterien standen. Die englischen Flugzeuge fingen an, über dem Meer zu kreisen. Auch unsere Flugzeuge hatten sich in die Luft begeben. Eines wurde aber nicht identifiziert und abgeschossen, und seitdem durften unsere Maschinen nachts nicht mehr abheben, weil sie in der Dunkelheit nicht identifiziert werden konnten.

Nach vielen Versetzungen und Stellenwechseln habe ich mich auf Physiotherapie spezialisiert und in zwei von der Provinz unterhaltenen Rehazentren für spastische Kinder in Ravenna und Ferrara gearbeitet. Ich bin von 1964 bis 1970 berufstätig gewesen. Dann habe ich geheiratet und mich ganz meiner Familie gewidmet.

PRIMO RIGHI, 20 Jahre

Ich komme aus Maccagnano. Am 29. September kam mein Schwager Ruggero Acacci, der in der Hanfspinnerei von Pioppe arbeitete, nach Hause gerannt und sagte mir, ich solle in den Wald flüchten, weil unten in der Fabrik die SS angekommen sei und alles "auf den Kopf" stelle. Er sagte mir: "Geh mit Edoardo Rossi, ich komme gleich nach." Ich lief auf den Wald zu, doch nach 100 Metern schlug eine Rakete von der Passstraße her ein, die an Pian di Setta vorbeiführt, und gleich darauf folgte eine Maschinengewehrsalve.

Ich versteckte mich im Wald in den Höhlen, die ich selbst gebaut hatte.

Gegen Mittag drehte ich eine Runde und fand ein übel zugerichtetes Mädchen aus Creda. Es war neun Jahre alt und hatte es geschafft, dem Blutbad zu entkommen, das wenige Stunden zuvor dort angerichtet worden war. Ich habe meine Jacke ausgezogen, das Mädchen bandagiert und einer Person übergeben, die in Rovine wohnte und es dann ihrerseits einer Frau anvertraute, die in Case Nuove wohnte. Am Abend sah ich niemanden mehr, das Haus brannte, MG-Salven fielen. Da habe ich begriffen, dass etwas Schlimmes passiert war. Mein Vater kam am Abend nach Hause und am Morgen des 30. sagte er mir, dass alle tot waren. Aus meiner Familie waren das meine Schwägerin, zwei Schwestern, meine kleine Nichte und meine Mutter sowie sieben weitere Personen, alles Frauen und Kinder.

Nach mehreren Tagen im Unterschlupf, in denen wir nichts zu essen hatten und von tiefem Schmerz gequält wurden, beschloss ich, nach Hause zurückzukehren, sobald es zu regnen aufgehört hatte. Das war am 2. Oktober, als ich zu meinem Vater sagte: "Ich gehe nach Hause, und wenn die Deutschen kommen, sollen sie mich ruhig umbringen, hier kann ich jedenfalls nicht mehr bleiben."

Da erwiderte er mir: "Wenn du gehst, komm' ich auch mit."

Zu Hause angekommen, sah ich, dass meine kleine Nichte Luisa zwischen meiner Mutter und meiner Tante lag. An ihren Wangen klammerten noch die Hände meiner Tante und meiner Mutter, die sie umfangen hielten, um sie vor dem Maschinengewehr zu schützen. Auch die anderen Kinder lagen in den Armen ihrer Mütter und Großmütter.

Ich setzte mich und schwieg.

Dann fing ich an, etwas zu essen zu machen. Nach ein paar Tagen ging ich nach Campiglio zu meinem Onkel. Mein Vater und mein Onkel schürten nachts abwechselnd den Herd, damit sich die Leute wärmen konnten, die den Fluss durchquert hatten, um dann über den Monte Salvaro zum Flüchtlingslager in Florenz zu gelangen. Die Frauen gingen nachts in einen Unterschlupf, während die Männer, die sich tagsüber in den Wäldern versteckt hielten, nach Hause kamen, um den Heizdienst zu übernehmen. Die Leute trockneten und wärmten sich am Feuer. Wer Wechselkleidung dabei hatte, blieb ein paar Stunden länger und ließ die nasse erst einmal trocknen.

Am 2. November stieg ich mit meinem Schwager Ruggero auf den Monte Salvaro, über den die Front verlief, und stieß dort auf die Alliierten. Auch deutsche Soldaten hatten uns unterwegs gesehen, aber nicht geschossen. Die Alliierten boten uns Tee an, dann brachten sie uns nach Grizzana, wo sie unsere Papiere vorbereiteten, um uns nach Florenz zu bringen. Ich kannte einen Feldwebel der Carabinieri. Dem sagte ich, dass ich mit Bauern befreundet war, und er ließ mich zu ihnen zum Arbeiten gehen. Ich ging nach Tavernola, Riola und Ripoli. Von Ripoli aus sah ich den verheerenden Brand im Gebiet von Monte Sole. Ich erinnere mich noch an diese Brandbomben.

Ich ging zu den Amerikanern arbeiten, Straßenreinigung und Straßenbau, und bekam dafür ein Gehalt.

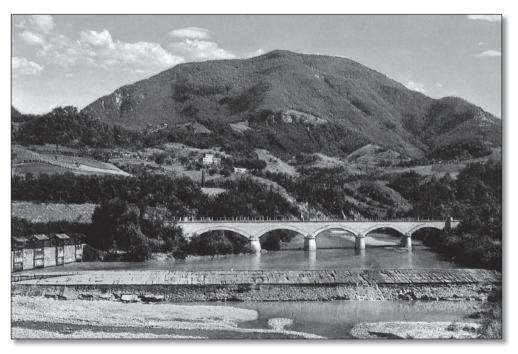
Am 22. April 1945 kehrte ich zurück.

Als wir zurückkamen, sammelten wir die Leichen der Opfer des Massakers vom 29. September, die auf der Tenne liegen gelassen worden waren, in einem Gemeinschaftssarg. Es waren zwölf Personen, alles Frauen und Kinder der Familien Bevilacqua, Righi und Moruzzi. Ich sah mir die Toten an, bevor wir sie fortbrachten: Sie waren noch alle zu erkennen.

Da ich nichts mehr hatte, kehrte ich zu meiner Familie nach Campiglio zurück. Nicht einmal das Vieh hatte ich mehr. Denn als wir uns im Wald versteckten, hatten wir zunächst unsere Tiere mitgenommen, ließen sie dann aber laufen, als wir erfuhren, dass die SS alle Tiere mitnahm. Wir hatten Angst, dass sie uns mit unserem Vieh verschleppen.

Meine Frau war zuerst im Flüchtlingslager in Florenz, dann in Arezzo, wo sich ein Verteilungslager befand, und dann auf den Hügeln von Siena, in aller Abgeschiedenheit, wo sie von liebenswürdigen Menschen aufgenommen wurde.

Ich bin 1947 nach Maccagnano zurückgekehrt.



…In Campiglio schürten mein Vater und mein Onkel nachts abwechselnd den Herd, damit sich die Leute wärmen konnten, die den Fluss durchquert hatten, um dann über den Monte Salvaro zum Flüchtlingslager in Florenz zu gelangen…

LINA BEVILACQUA, 29 Jahre

Ich wohnte in Casa Giuliani, an der Landstraße nach Porretta Terme, in der Nähe von Pioppe di Salvaro.

Es war in der Zeit des Krieges. Als in der Fabrik Alarm gegeben wurde, flüchteten wir uns den Hang hoch, während mein Mann Amedeo mit anderen Männern in der Fabrik blieb, in der Hanfspinnerei. Zum Aufwärmen der Suppe hatten sie ein Feuer entzündet. Zur selben Zeit hatte am Bahnhof von Pioppe ein Zug gehalten, der nach Porretta Terme fuhr und voller SS-Leute war. Diese dachten sofort, das Feuer wäre ein Signal, um ihre Ankunft zu signalisieren, nahmen alle gefangen, auch meinen Mann, und brachten sie mit vorgehaltener Pistole zum Bahnhof. Ein Priester wurde geholt. Wir sahen hilflos zu und weinten. Wir wussten, dass man sie umbringen wollte. Dann kam der Priester, der zwar ein wenig Deutsch sprach, die SS-Leute aber nicht umstimmen konnte. Während der Alarm weiterheulte, beharrten diese wie besessen darauf, die Arbeiter erschießen zu müssen. Die Leute versuchten ihnen zu erklären, dass ein alter Mann das Feuer angezündet hatte, um sich Suppe aufzuwärmen. Zum Glück sah man ein, dass es ein falscher Alarm war, und die Männer wurden verschont. Als sie aus dem Bahnhof herauskamen, waren sie kreidebleich. Ein deutscher Hauptmann sagte: "Sie haben Glück, es ist noch nie passiert, dass die SS nicht tötet." Als Entwarnung gegeben wurde, ging ich mit Amedeo nach Hause. Er fand sich nicht allein zurecht, war zwei oder drei Tage lang völlig orientierungslos. Das war der erste schreckliche Vorfall in Pioppe. Seitdem sagte ich zu meinem Mann: "Geh nicht mehr mit den anderen, sondern immer nur mit mir, dann sterben wir wenigstens zusammen."

Am 29. September standen wir ahnungslos auf. Wir wohnten an einem Ort, wo es nur Himmel und Erde gab. Da klopfte es. Wir fürchteten, es wären die Deutschen. Stattdessen war es Amedeos Vater, der weinte: In Maccagnano hatten sie alle getötet. Zu den Opfern gehörten seine Frau, seine knapp dreißigjährige Schwester und ein Kind, der Sohn seiner verwitweten Schwester, die nach Malfolle evakuiert worden war. Vom Wald aus, wo er versteckt war, hatte Amedeos Vater alles gesehen: Sie ließen sie in einer Reihe auf die Tenne heraustreten. Der Junge fasste seine Tante an der Hand. Man befahl ihr, ihn in den Arm zu nehmen, weil auch er sterben sollte. Gegen Abend bahrte Amedeos Vater die Leichen auf und lief dann davon. Als er im Mai zurückkehrte, waren sie so gut wie verschwunden: Kälte, Schnee und wilde Tiere hatten nur die Knochen übriggelassen. Es war Kriegsgebiet, in das keiner eindringen konnte. Er ging dann zu seiner Schwester nach Malfolle. Gemeinsam versuchten sie, die Front zu überqueren. Der Weg war jedoch gefährlich, weil man bei Calvenzano den Fluss durchqueren und sich dabei an ein Seil klammern musste. Einige ertranken dabei. Die Leiche einer Frau wurde in Pioppe gefunden und in einen Sarg gelegt, den man sechs Monate lang in einem Haus stehen ließ. Wir dagegen liefen von Casa Giuliani aus in Richtung Tolè. Vor dem Aufbruch gab es eine gefährliche Situation. Die Deutschen hielten bei uns und aßen Brot und Käse. Als wir in den Keller Wein holen gingen, stießen wir auf Partisanen, die sich dort versteckt hatten. Wenn die Deutschen sie entdeckt hätten, hätte es ein Blutbad gegeben.

Eines Tages begegneten Amedeo und ich auf dem Heimweg durch den Wald zwei Partisanen, die meinen Mann eine Grube schaufeln lassen und ihn erschießen wollten. Zu dem, den er gut kannte, sagte Amedeo: "Wie dumm von dir! Meine Frau könnte auch schwanger sein. Warum jagst du ihr also einen solchen Schreck ein?" Dieser antwortete, dass ich beruhigt sein könne, denn sie würden ihn in Ruhe lassen. Es waren Leute aus

Pioppe. Amedeo vermutete den Grund ihres Verhaltens darin, dass sein Bruder Emilio zur Republik von Salò übergelaufen war. Seine Mutter aber ging nach Vergato und fragte, wo ihr Sohn sei. Als sie es erfuhr, verlangte sie ihn zurück, weil er noch minderjährig war. Amedeo taten sie nichts, doch als sein Bruder eines Nachts einen Weg am Fluss Reno entlang gehen musste, schlug man ihn zusammen und drohte ihm, am Ende des Krieges mit ihm abzurechnen.

Von meinen Sachen, die in Casalino waren, fand ich nichts wieder. Wir hatten nichts mehr. Ich hatte einen Winter bei den Nonnen von Pioppe gestickt und hatte auch ein Betttuch für die Hochzeitsnacht. Da ich jedoch im Krieg geheiratet habe, ist es unbenutzt geblieben. Nach dem Krieg nahm ich meine Tätigkeit als Hanfspinnerin an der Schleuse der Serinis wieder auf, während Amedeo wie alle Männer verzweifelt war, weil es keine Arbeit gab. Erst sehr viel später fand er eine Stelle bei Fanfani für 500 Lire am Tag.

Zu essen gab es für alle nur wenig. Der Weizen, den wir zurückgelassen hatten, war von den Deutschen ungenießbar gemacht worden, weil sie den Lagerraum als Abort benutzt hatten.

Abends bereitete ich immer einen kleinen Topf Suppe für den nächsten Tag vor. Eines Abends sagte Amedeo: "Ich brauche den Topf nicht mehr. Ab morgen arbeite ich beim Hotel Jolly in Bologna" – die erste Anstellung nach zehn Jahren Gelegenheitsarbeiten!

Eines Nachts wurde ein Attentat auf den Tunnel von Camugnone verübt, in den wir uns geflüchtet hatten. Dort lagerten Munition und Behälter mit einer Flüssigkeit, vielleicht Benzin. Alles brannte.

Ich erinnere mich noch an die Flammen, die aus dem Tunnel stoben, und an die verbrannten Holz- und Geräteschuppen. Alles war verloren. Von da an wurde jeder Tunnel von italienischen Soldaten überwacht.

Es gab sehr viele Kinder, und viele waren Waisen. Wir halfen uns alle gegenseitig.



...Am Bahnhof von Pioppe hielt ein Zug, der nach Porretta Terme fuhr und voller SS-Leute war. Diese nahmen alle Männer gefangen, auch meinen Mann, und brachten sie mit vorgehaltener Pistole zum Bahnhof...

"QUELLI DAL MONT" - DIE MÄDCHEN VOM "BERG"

Anita, Claudia und Sestilia Baccolini wohnten in einem Haus namens "Il Monte" ("Der Berg"), das in der Nähe des Gipfels des Monte Salvaro auf einem Gebirgskamm mit Blick auf Vergato und Pioppe lag, aber zur Pfarrei von Veggio di Grizzana gehörte.

Erinnerungen von MARINO BACCOLINI, 18 Jahre

Meine Familie bestand aus meiner Mutter, meinem Vater, fünf Töchtern und fünf Söhnen.

Meine vier Brüder waren alle als Soldaten und Gefangene im Krieg gewesen.

In jenen schrecklichen Tagen hatte sich meine ganze Familie, nachdem wir das Massaker von Creda miterlebt hatten, im Wald versteckt. Ich hatte Kinder gesehen, die wie Tontauben durch die Luft geschleudert und abgeschossen wurden. Meine Schwestern Claudia (22) und Anita (20) sowie meine Cousine Sestilia (17) waren aus zwei Gründen im Haus geblieben: Wenn die SS unser Haus leer vorgefunden hätte, hätte sie die ganze Gegend durchkämmt, um uns ausfindig zu machen und zu töten. Außerdem musste sich irgendjemand um die Kühe kümmern.

Wir hatten schon zweimal deutsche Wehrmachtssoldaten bei uns im Haus gehabt. Sie hatten gegessen und getrunken, ohne uns etwas anzutun. Deshalb machten wir uns keine großen Sorgen, bis zu dem Morgen, an dem die SS eintraf.

Mein Bruder und ich hatten uns in der großen Aushöhlung eines Kastanienbaums versteckt. Wir hörten die Schreie und sahen alles. Die SS-Leute zwangen die Mädchen, alle Tiere aus dem Stall zu holen, dann warfen sie Handgranaten und warteten, bis der Stall, die Scheune und das Haus einstürzten.

Nach der Zerstörung des Hauses wurden die Mädchen von der SS weggebracht, die in Begleitung von Faschisten erschienen war, die eine SS-Uniform und dazu ihren Fes als Kopfbedeckung trugen.

Ein Faschist sagte zu den Mädchen: "Treib das Vieh hoch, sonst kommt es von der Straße ab."

Am Abend näherten meine Brüder, Cousins und ich uns dem Haus, das noch brannte. Mit einer nassen Jacke zum Schutz vor dem Feuer gelang es mir, fünf oder sechs Säcke Weizen aus dem Keller zu retten, um etwas zu essen zu haben.

Claudia, Anita und Sestilia wurden noch in Montumiano und Pioppe gesehen. Daraufhin erfuhren wir zunächst nichts mehr über sie.

Erst nach der Befreiung erfuhren wir, dass sie am Abend des ersten Oktober in der Nähe von Sibano, wo noch heute die zerfallene Kirche steht, ermordet worden waren. Wir erkannten sie an ihren Haaren und Kleidern, der Rest war unkenntlich.

Zuerst wurden sie in der Gedenkstätte von Marzabotto bestattet. Später beerdigten wir sie unserem Wunsch gemäß auf dem Friedhof in Veggio di Grizzana.

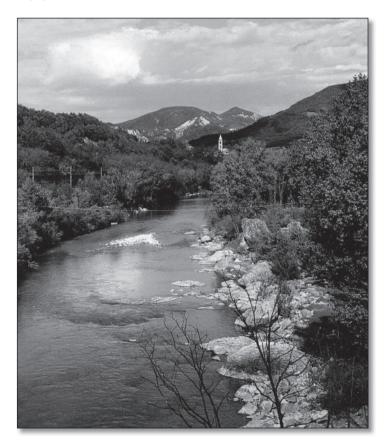
Zur Flucht gezwungen, gelangten wir nach Casa Minghello und schlugen uns dann langsam nach Casa Benassi bei Veggio durch, wo meine Großmutter wohnte. Unterwegs stießen wir auf Südafrikaner, die dachten, wir seien Spitzel, und uns deshalb gefangen nahmen, dann aber dank eines Dolmetschers wieder freiließen. Dann wurden wir evakuiert. Auf Militärtransportern wurden wir zuerst von Grizzana nach Florenz ins Flüchtlingslager in der Via della Scala gebracht, dann nach Prato und schließlich

nach Cinecittà.

Ich kam zusammen mit meinem Cousin morgens um neun Uhr an. Wir wurden in kleinen mit Schilfwänden abgetrennten Räumen untergebracht. Dann erschien eine Rotkreuz-Mitarbeiterin und sagte zu mir: "Sie, Baccolini, teilen Essen aus und Sie", zu meinem Cousin gewandt, "müssen im Lagerraum Lebensmittel verteilen, Nudeln usw., die Sie in Rom kaufen werden." So fuhr mein Cousin zum Einkaufen mit einem Laster nach Rom. Hinterher deponierte er alles im Lagerraum. Dorthin ging ich mit einem Fass einkaufen, in das zwei Zentner Lebensmittel hineinpassten, und dann fing ich an zu kochen. Auf einem Zettel stand genau, was wir holen sollten, doch meinem Freund und mir gelang es, ein wenig mehr Brot und Nudeln mitzunehmen und sie den Familien zu schenken. Ich hatte eine Stelle gefunden, wo ich mehr verdient hätte und mit den sog. "hamlire", den Schinken-Lire bezahlt worden wäre. Doch man ließ mich nicht gehen. So arbeitete ich bis zum letzten Tag in Cinecittà.

Wir bekamen Briefe mit der Mitteilung, dass es den Mädchen gutgehe. Es handelte sich um anonyme Briefe, geschrieben von genau denselben Idioten, die sie umgebracht hatten. Die Schwestern des "Wolfes" waren mit meinen Schwestern befreundet und fragten mich oft nach ihnen, aber ich wusste nichts.

Von Cinecittà aus kehrten wir auf Lastwagen nach Hause zurück, nach Casa Benassi, wo meine Mutter auf uns wartete. Später haben sich unsere Wege getrennt, weil jeder seine eigene Familie gegründet hat.



...Wir wohnten in einem Haus namens "Il Monte", das in der Nähe des Gipfels des Monte Salvaro auf einem Gebirgskamm mit Blick auf Vergato und Pioppe lag, aber zur Pfarrei von Veggio di Grizzana gehörte...

Fabrizio De André¹⁰ (aus dem 1981 erschienenen Album "Indiano"): Sand Creek

Man hat unser Herz begraben unter einer dunklen Decke. Unter einem Monde, tot und klein, schliefen wir ohne Furcht.

> Der General war zwanzig, Die Augen blau wie seine Jacke. Der General war zwanzig, Und eines Sturmwinds Sohn.

Da liegt ein Silberdollar am Grunde des Sand Creek.

Weit, zu weit entfernt unsere Krieger, auf des Bisons Fährte, Und jene ferne Musik, sie wurde laut und immer lauter. Meine Augen, ich schloss sie dreimal Und fand mich immer noch da. Ich fragte meinen Ahn 'Ist das nur ein Traum?' Mein Ahn, er sagte ja.

Die Fische, sie singen zuweilen am Grunde des Sand Creek.

So heftig war mein Traum, dass aus der Nase das Blut mir lief, Der Blitz in einem Ohr, im anderen das Paradies.

> Tränen, ganz kleine Tränen, Tränen, sehr große Tränen, Als der schneebedeckte Baum Von roten Sternen erblühte.

Nun schlafen sie, die Kinder, im Flussbett des Sand Creek.

Als auf den Schultern der Nacht die Sonne das Haupt erhob, Da waren Hunde nur und Rauch, und umgestürzte Zelte. Ich schoss einen Pfeil gen Himmel,

Auf dass er atme.

Ich schoss einen Pfeil in den Wind,

Auf dass er blute.

Den dritten Pfeil, den suche am Grunde des Sand Creek.

Man hat unsere Herzen begraben unter einer dunklen Decke. Unter einem Monde, tot und klein, schliefen wir ohne Furcht.

> Der General war zwanzig, Die Augen blau wie seine Jacke. Der General war zwanzig, Und eines Sturmwinds Sohn.

Nun schlafen sie, die Kinder, im Flussbett des Sand Creek.

De Andrè beschreibt das Massaker, das am 29. November 1864 an den Ufern des Sand Creek stattfand. Miliztruppen griffen ein Dorf der Cheyenne und Arapaho an und metzelten dabei hauptsächlich Frauen und Kinder nieder.

¹⁰ Anmerkung des Übersetzers: Fabrizio Cristiano De André (* 18. Februar 1940 in Genua; † 11. Januar 1999 in Mailand) war ein italienischer "Cantautore" (Liedermacher). (Quelle: Wikipedia)

GESCHICHTE EINES ITALIENERS

GINO COSTANTINI, für seine Partisanenkameraden GIO', für die Alliierten JOHN

Ich wohnte zusammen mit meiner Mutter in Tabina, in der Pfarrei von Calvenzano, Gemeinde Vergato. Meinen Vater hatte ich nie kennengelernt, weil er am Ende des Ersten Weltkriegs in einem Gefangenenlager in Böhmen ums Leben gekommen war.

Ich wurde 1918 geboren, wenige Jahre vor dem Aufkommen des Faschismus. Damals ging man mit sieben Jahren zur Schule. Man zog mir das Schwarzhemd über und so wurde ich "Balilla", dann "Avanguardista", junger Faschist und mit gut zwanzig trat ich in die Miliz ein. Ja, ich war in der faschistischen Miliz, übernahm aber nie verantwortungsvolle Aufgaben. Ich trieb gern Sport, und um das zu tun, musste man ein Schwarzhemd sein. Ich war ein ziemlich guter Läufer. Meine Disziplin, bei der man auch schießen musste, hieß "Bergmarathon". Das diente schon der Vorbereitung auf den Krieg, denn wir wurden im Umgang mit echten Waffen ausgebildet. Wir trugen ein Gewehr auf dem Rücken, mit dem wir auf entlang der Strecke verteilte Mannscheiben schießen mussten. Für jeden Treffer gab es Punkte. Ich nahm an diesem Wettkampf viermal auf Provinzebene teil. Dreimal wurde ich Erster, das vierte Mal kam ich als Zweiter an. Da hörte ich auf, weil ich dachte, dass es mit dem Gewinnen ein für allemal aus wäre.

Im Februar 1938 trat ich meinen Wehrdienst bei der Marine an und kehrte am 21. April 1938 nach Hause zurück. Der Heimathafen meines Schiffes war Messina.

Als der Krieg ausbrach, war ich schon wieder daheim und ausgemustert.

WIE ICH PARTISAN GEWORDEN BIN

Als ich am 25. Juli 1943 erfuhr, dass die Faschisten gestürzt worden waren, war ich verwirrt und besorgt und fragte mich: "Was wird jetzt wohl kommen, wo es den Faschismus nicht mehr gibt?"

Noch am selben Abend ging ich nach der Arbeit zum "Dopolavoro Fascista", dem faschistischen Feierabendverein, den ich selbst in meinem Haus in Tabina ausrichtete. Ein paar alte Antifaschisten, die mich sahen, fragten mich, warum ich so besorgt sei, und Fornasini sagte mir: "Worüber machst du dir eigentlich Gedanken? Es ist ein Segen, es hätte schon früher ein Ende damit haben müssen."

Ich fühlte mich gekränkt und ermahnte ihn: Über den Duce dürfe man nicht schlecht sprechen. Da erklärte er mir, was eine Diktatur ist (ich kannte nicht einmal das Wort). Und dann waren da noch einige Freunde, Rafani und viele andere, die mir nach und nach erzählten, was in den zwanzig Jahren des Faschismus wirklich geschehen war. Da wurde mir klar, dass ich die Diktatur ablehnte, obwohl sie bis dahin zu meinem Leben gehört hatte. Bestimmte Dinge wusste ich einfach nicht und hatte sie nie gesehen. Man hörte immer nur Gutes und wusste sonst nichts. Wer gegen den Faschismus war, konnte es nicht sagen, nicht einmal den eigenen Kindern. Wir wussten, dass es Schlägertrupps gab, die nicht zimperlich mit ihren Opfern umgingen, dachten aber, das sei normal. Wer sich daneben benahm oder schlecht über den Faschismus sprach, den musste man hassen. Deswegen war es selbstverständlich, ihn dafür zu bestrafen. Auch ich war zu der Überzeugung gelangt, dass die Antifaschisten ein übles Pack waren.

Am 8. September trat der Waffenstillstand in Kraft, und die Truppen wurden vollständig aufgelöst.

An den Bahnlinien stand am Anfang und am Ende jedes Tunnels ein Häuschen, auf den Brücken dagegen nur ein einziges. Die Soldaten, die die Strecke zum Schutz vor Anschlägen Tag und Nacht überwachten, gehörten zur sog. "Territorialmiliz". Wer Soldat war, legte seine Waffen nieder, und da diese bald wieder nützlich sein konnten, begann ich mit meinen Freunden, sie einzusammeln, denn die Republik von Salò war im Entstehen begriffen, und das bedeutete, dass das alte Regime zurückkehrte.

Meine Entscheidung stand aber schon fest: Ich war zum Kampf gegen die Rückkehr des alten Regimes bereit. Von einigen jungen Soldaten bekam ich Waffen, die ich zusammen mit meinen Freunden in einem Graben in der Nähe von Prunarolo versteckte. Als drei hohe Parteifunktionäre aus Vergato davon erfuhren, wollten sie von mir wissen, wo ich die Waffen versteckt hatte. Zuerst sagte ich, dass ich sie nicht hätte, doch als sie mir dann die Liste der Waffen zeigten, die ich erhalten hatte, konnte ich es nicht länger abstreiten und führte sie zu dem Versteck, wo sehr viele Waffen lagen. Die Funktionäre fragten mich nach den Namen der Leute, die mir beim Verstecken geholfen hatten. Ich nannte Carlo Rafani, der es mehr mit der Angst zu tun bekam als ich und mit ihnen zu den Republikanern überwechselte. Ich nicht. Als Rafani später zu uns zurückkehren wollte, musste ich den "Wolf" von dessen Unschuld und guten Absichten überzeugen, derer ich mir jedoch gewiss war. Und so war es dann auch.

Die jungen Männer hatten mir auch einen jener Karabiner gegeben, die von den Carabinieri benutzt wurden, und den hatte ich im Haus unter einem Schrank versteckt. Ich ging nach Hause, um ihn zu holen und auszuhändigen, aber leider war er weg. Meine Mutter hatte ihn versteckt, ging ihn dann aber holen und lieferte ihn ab.

Einer der drei Parteifunktionäre drückte mir seine Pistole an die Schläfe, der zweite wollte mich den Deutschen ausliefern, was den sicheren Tod bedeutet hätte, der dritte schließlich, ihr Anführer, nahm mich in Schutz. Er glaubte mir, als ich ihm erklärte, dass ich die Waffen nur deshalb an mich genommen hätte, damit sie nicht in die Hände von Kindern und Jugendlichen gerieten. Nach meiner Entscheidung, bei den Partisanen mitzukämpfen, hoffte ich immer, dass der kommandierende Funktionär, der mir das Leben gerettet hatte, nicht von den Partisanen getötet würde.

Im Juni 1944 verließ ich Tabina, um als Partisan zu kämpfen. Bewaffnet wurde ich in Calvenzano. Die Bauern des Pfarrers von Calvenzano, Don Vincenzo Venturi, hatten viele Waffen sichergestellt, die der Priester in einem hinter den Feldern, nicht weit von der Kirche gelegenen Felsverschlag deponiert hatte.

Ich nahm meine Waffen und schloss mich den Partisanen des "Roten Sterns" an, bei denen ich aber nur rund zwanzig Tage blieb. Mir gefiel das Ganze nicht, denn ich sah Dinge, die mich anekelten. Für manche Scharfmacher und Fanatiker genügte es schon, dass jemand in der Republik von Salò gemeldet war, um ihn zu töten. Da beschloss ich, mich von der Partisanenbrigade abzuwenden. Mein republikanischer Freund Rafani neigte zu Überspanntheiten und schürte damit Hass bei anderen Leuten. Damals musste man sich, wenn ein wenig Essen verteilt wurde, mit der Lebensmittelkarte anstellen und bekam dann das Nötigste. Rafani dagegen drängelte sich, mit der republikanischen Uniform bekleidet, vor und kam mit einem großen Stück Fleisch zurück. Dabei sagte er: "Habt ihr gesehen, wie man's macht?" Ich verteidigte ihn, weil er den Parteifunktionären gesagt hatte, dass er die Waffen versteckt habe. Daher war es nun meine Pflicht, ihn vor den Partisanen des "Roten Sterns" in Schutz zu nehmen, die ihn beschuldigten, ein Republikaner zu sein. Er stand schon an der Mauer, als ich ihn befreite. Dann sprach ich mit Mario, dem "Wolf", der einsah, dass Rafani nicht aus freien Stücken zu den Republikanern gegangen war, sondern nur, um sein Leben zu

retten. Der "Wolf" gab meinem Gesuch statt und ließ zu, dass Rafani, der sich dann immer tadellos benommen hat, Partisan wurde. In der Zeit, in der ich beim "Roten Stern" war, kam es zu einer Durchkämmungsaktion im Gebiet des Monte Vignola und zu vereinzelten Gefechten. Bei einigen Kämpfern war die Ernüchterung so groß, dass sie beschlossen, nicht länger bei den Partisanen mitzumachen und möglichst unauffäl-



Verleihungsurkunde des italienischen Kriegsverdienstkreuzes für Gino Costantini.

lig nach Hause zurückzukehren. Der "Wolf" war ein vernünftiger Mensch. Aber am Ende hat er meiner Meinung nach die Kontrolle verloren, denn jeder Gruppenführer machte einfach, was er wollte, wobei man nicht vergessen darf, dass es in den verschiedenen Partisanenformationen auch Leute gab, die etwas zu verbergen hatten und sich schlecht verhielten.

Ich beschloss, mich der Partisanenbrigade "Garibaldi", Division Modena, anzuschließen, und ging nach Castel D'Aiano. Unsere Formation, die nach dem Tod des Luftwaffenunteroffiziers Dario Pedrini, eines tapferen Kämpfers, den Namen "Formazione Pilota" erhielt, entstand in Labante, zwischen Vergato und Castel D'Aiano. Ich war der Kommandant von 100 Partisanen und wurde Gio' genannt, und als ich anfing, mit den Alliierten zu kooperieren, wurde ich zu "John". Ich war 26 und einer der Ältesten und hatte keinerlei Absicht, Heldentaten zu begehen, die zu Repressalien führen konnten. Als sich die Regel durchsetzte, dass für

jeden getöteten Deutschen zehn Italiener umgebracht werden mussten, waren uns die Hände gebunden. Manchmal kam es vor, dass zehn Italiener ermordet wurden, weil ein Deutscher von einer Kanonengranate getötet wurde, nicht von meinen Partisanen.

Wir waren darauf angewiesen, dass die Leute in den von uns besetzten Gebieten auf unserer Seite standen und nicht gegen uns waren. Auch nur auf Mannschaftswagen zu schießen und dafür eine ganze Pfarrei abgebrannt zu bekommen – das war für mich kein Partisanenkampf. So etwas haben wir nie gemacht. Denn das hätte bedeutet, die Menschen, die uns beherbergten und ein Stück Brot gaben, nicht zu respektieren. Wir wurden immer freundlich von den Leuten aufgenommen, und wenn wir manchmal ein Gebiet verließen, weinten sie, weil sie sich mit uns sicher fühlten.

Wir haben nie angegriffen. Wir haben uns nur gewehrt, wenn wir angegriffen wurden.

Mir war daran gelegen, den Leuten ihre Kinder, die sie mir anvertraut hatten, wieder heil zurückzubringen. Wären sie bei tollkühnen Aktionen ums Leben gekommen, hätte ich bei ihren Eltern jegliches Ansehen und Vertrauen verloren.

Wir hatten auch Tote zu beklagen – zum Glück wenige –, denn es gab auch Gefechte.

Unser Operationsgebiet waren Castel D'Aiano, Montese und die Hügel von Calvenzano.

Tagsüber lebten wir in den Wäldern, und wenn wir irgendwas brauchten, gingen wir zu den Leuten in die Häuser.

Wir mussten oft unseren Standort wechseln, sonst hätten uns die Deutschen entdeckt. Aus demselben Grund teilten wir uns auch in Gruppen und hielten uns nie alle am selben Ort auf.

Wir schliefen fast immer im Freien, unter einer Kastanie oder in Höhlen. Manchmal kam es auch vor, dass wir in einem Heuschober oder auf ein wenig Stroh schlafen konnten. Das war ein Luxus.

Das größte Problem bestand darin, Essen aufzutreiben.

In diesem Zusammenhang muss daran erinnert werden, dass es damals eine Lebensmittelkarte gab. Den Gutsherren und Pächtern wurde ein Teil ihrer Ernte entzogen, zu einer staatlichen Vorratsstelle gebracht und von dort aus an die Bevölkerung weiterverteilt.

Den Leuten, bei denen ich etwas mitnahm, stellte ich eine Quittung aus, damit sie nach dem Krieg eine angemessene Entschädigung für die im Krieg erlittenen Verluste erhielten. Und wer die Quittung verlor, dem stellte ich ein Duplikat aus.

Ich bin nie anmaßend gewesen, aber von bestimmten faschistischen Gutsherren, die nie einen Gramm Weizen abgeliefert hatten, verlangten wir, was wir brauchten, ohne zu zahlen.

Es gab junge Republikaner, die sich als Partisanen ausgaben, um in die Häuser zu gehen und sich zu nehmen, was sie wollten. Auch sie kämpften ums Überleben, aber uns Partisanen gefiel das nicht, denn ihr Verhalten schadete unserer Sache.

Als am 29. September der Angriff der SS begann, war ich in Labante und begab mich sofort auf die gegenüber von Creda gelegenen Hügel von Calvenzano. Wir standen schon zum Einsatz bereit. In der Überzeugung, dass die gesamten Streitkräfte der SS im Gebiet zwischen Monte Salvaro und Monte Sole eingesetzt würden, warteten wir darauf, den Partisanen des "Roten Sterns" zu helfen. Allerdings hatte die SS auch eine gute Rückendeckung. Als wir aus den Eichenwäldern des Monte Radicchio auf die Hügel von Calvenzano abstiegen, war dort schon die SS einmarschiert. Eigentlich hatten wir geplant, den Deutschen in den Rücken fallen, doch sie hatten sich schon auf den Hügeln von Calvenzano verschanzt. Dann kam es zum Gefecht, aus dem wir uns jedoch zurückziehen mussten, weil der Gegner stärker bewaffnet war als wir. Zum Glück hatte ich deutsche Gefangene, deren Anwesenheit die SS vielleicht bremste. Ich habe nie jemanden getötet. Ich hatte die Soldaten gefangen genommen, entwaffnet und bei mir behalten. Ich hatte auch einige Freiwillige aus der Wehrmacht, die zu uns übergelaufen waren. Die Gefangenen, die schon seit ein paar Monaten bei uns waren, versuchten zu entkommen, doch wir konnten sie wieder fassen. Es waren zwei Soldaten und ein Feldwebel. Letzterer weinte, weil er die Erlaubnis bekommen hatte, seine Familie zu Hause zu besuchen, sich nun aber in den Händen von Partisanen befand und deshalb glaubte, dass sein Ende gekommen sei. Ich sah das aber anders, denn einen unbewaffneten Menschen zu töten, ist Feigheit. Der Feldwebel geriet vor Partisanen, nicht meine Männer, die mit gezücktem Messer forderten: "Überlasse ihn nur uns, wir schlachten ihn ab und lassen ihn Blut sehen." Ich erwiderte: "Ihr werdet jetzt nicht weiter stören. Verschwindet, sonst riskiert ihr noch ein schlimmes Ende! Einigen Gefangenen hatten wir ihre Waffen belassen. Sie hatten gezeigt, dass sie den Krieg leid waren, indem sie von Monte Cassino desertiert waren. Ein Soldat hatte sich mit allen möglichen Behelfsfahrzeugen bis zu uns durchgeschlagen. Ich entwaffnete ihn sofort, machte ihn betrunken und verhörte ihn. Er dürfte so um die Zwanzig gewesen sein. Unentwegt wiederholte er: "Wie schrecklich, wie schrecklich war Cassino. Alle tot, alle tot." Später gab ich ihm seine Waffen zurück, weil ich ihm vertraute. Er konnte ziemlich gut Italienisch. So verhörte er die übrigen Gefangenen und sagte: "Gut oder nicht gut." Sagte er "gut", gab ich ihnen ihre Waffen zurück, andernfalls blieben sie unbewaffnet.

In den Eichenwäldern auf den Hügeln von Calvenzano tauchte die SS zwischen Ende September und dem 1. Oktober auf, steckte dort aber nur einen Heuschober in Brand und tat den Leuten sonst nichts Böses. Ich denke, dass einige unserer Gefangenen, die sich der SS anschlossen, berichteten, dass sie gut von uns behandelt worden waren. Vermutlich blieben uns deswegen Grausamkeiten erspart.

Nach den Massakern zogen wir uns auf die Berge um Labante zurück. Dann überquerten wir die Front: Auf der anderen Seite des Reno waren die Alliierten.

Wir blieben sechs Monate lang in Oreglia unterhalb von Montovolo bei den Südafrikanern. Dem Kommando der Alliierten lieferten wir einen Spitzel aus, der in Florenz vor Gericht gestellt und zu einer langen Gefängnishaft verurteilt wurde. Am Tag der Verhandlung fuhr ich als Zeuge nach Florenz und besuchte das Flüchtlingslager in der Via della Scala, wo ich viele Leute aus unseren Dörfern antraf. Dort erfuhr ich, dass ein Partisan, dessen Aufgabe darin bestand, Männer abzuholen und mit einem Laster zu verschiedenen Baustellen zur Arbeit zu fahren, sich herausnahm, ehemalige Faschisten zu verprügeln.

Ich suchte den Mann auf und erklärte ihm, dass ich damit nicht einverstanden sei und diese Strafmaßnahmen inakzeptabel seien.

So wie ich mich gegenüber Faschisten wie ein Mann verhalten habe, hat sich auch mancher Faschist mir und meinen Gefährten gegenüber wie ein Mann verhalten. Erinnert sei dabei an Dr. Augusto Fini, den Sekretär des Ortsverbands der faschistischen Partei von Vergato, und an Dr. Luigi Lolli, Amtsarzt in Cereglio di Vergato und Podestà von Castel D'Aiano, der mir eines Tages sagte: "Ich habe an den Faschismus geglaubt und bin hinters Licht geführt worden." Wenn ich krank war, ging ich zur Behandlung zu Dr. Lolli nach Cereglio. Hätte er gewollt, hätte er mich wie eine Maus fangen lassen können. Ich ging nachts um zwei zu ihm ins Haus, um mir eine Spritze setzen zu lassen, weil ich schreckliche Rückenschmerzen hatte. Auch Dr. Fini sagte mir, dass er vom Faschismus enttäuscht sei. Wenn einer meiner Partisanen krank oder verletzt war, ging ich zu ihm. Einer hatte eine Kugel in den Bauch bekommen und musste ins Krankenhaus. Da die Klinik von Vergato nach Roffeno ausgelagert worden war, schickte ich einen Boten zu einem befreundeten Antifaschisten. In Absprache mit Dr. Bedonni, dem Chefarzt der Klinik, brachten wir ihn mit meinem Lieferwagen nach Suzzano bei Cereglio. Den Rest übernahmen dann Fini und Bedonni, die ihn in ihr Auto luden und zum Krankenhaus fuhren. Schließlich brachten sie ihn wieder nach Suzanno zurück, wo wir ihn abholten.

Ich möchte auch an folgende Begebenheit erinnern: Ich hatte einen Bruder, der 1936 starb. Wir lagen damals beide schwer krank im Bett. Mein Bruder starb kurz darauf. Ich erinnere mich, dass Dr. Fini meiner Mutter, als sie ihn bezahlen wollte, erwiderte: "Nein, du hast schon genug bezahlt. Du hast einen Sohn verloren." Solche Dinge kann man nicht vergessen.

Ich habe mich aus diesem Grund dann auch bei dem Sohn des Parteisekretärs bedankt, der mir in Tabina das Leben gerettet hat.

GUTE MENSCHEN HABEN EINE GRÖSSE, DIE JEDE IDEOLOGISCHE SCHRAN-KE ÜBERWINDET

In meiner Gruppe gab es auch Deutsche und junge, geläuterte Republikaner, die ich alle akzeptierte und respektierte: "Du hast ja einen schönen Trupp, einen Haufen Republikaner." Ich erwiderte, dass es besser sei, sie bei mir als gegen mich zu haben.

Ich hatte auch Toskaner, Männer aus dem Süden, denen nach ihrer Gefangennahme zur Deportation nach Deutschland die Flucht und der Anschluss an unsere Gruppe gelungen war.

Im Kampf gab es auf beiden Seiten Tote, für uns aber immer bei der Verteidigung.

DAS LEBEN MIT DEN ALLIIERTEN

Nach Überquerung der Front verließ viele Männer der Mut. Sie stiegen aus und zogen sich in ihre Häuser zurück. Wir Verbliebenen operierten zuerst mit Südafrikanern, dann mit farbigen Amerikanern, weißen Amerikanern und Brasilianern. Mit den Brasilianern waren wir an derselben Front, trafen uns aber nur nachts auf Patrouille. Dabei ist eine bis heute andauernde Freundschaft entstanden.

Die Front verlief auf der anderen Seite des Reno, in Richtung Castelnuovo.

Ich ging jede Nacht auf Streife. Manchmal kam es zu Gefechten mit den Deutschen, die auf dem Bergkamm von Castelnuovo standen. Wir hatten Glück, weil dabei keine Partisanen umkamen. Dafür verloren aber leider viele Amerikaner ihr Leben.

Jeden Morgen begaben wir uns zum Kommando, wo wir eine Kiste mit Lebensmitteln bekamen. Danach gingen wir zum Kochen in die Häuser der Bauern, bei denen wir mit den Amerikanern wohnten.

Nach der Befreiung begegnete ich dem Mann, der mir in Tabina die Pistole an die Schläfe gehalten hatte. Es war der Tierarzt von Vergato. Als er nach Vergato zurückkam, hätten die Leute ihm am liebsten das Fell über die Ohren gezogen, weil er ein gemeiner Kerl war. Einige ergriffen ihn, brachten ihn in das Untergeschoss der Schule und schlugen auf ihn ein. Als mir jemand Bescheid gab, ging ich nachschauen, packte ihn und brachte ihn in die noch leerstehende Kaserne der Carabinieri. Die Kaserne der Carabinieri war nämlich nach Riola verlegt worden, weil dieses Dorf vor Vergato befreit worden war. Dort stellte ich zwei Partisanen als Wache auf, damit niemand ihn mehr schlagen käme, und legte ihn auf ein Bett. Ich holte Dr. Fini, der zu jenem Zeitpunkt in Pietracolora zu Besuch war. Als der Mann den Arzt sah, sagte er ihm: "Augusto, schau nur, wie die mich zugerichtet haben". Dieser beruhigte ihn, doch dann sagte er mir, dass es schlimm war, und meldete den Vorfall in der Präfektur, denn um ihn zu retten, hatte ich ihn gefangen gehalten. Nach ein paar Tagen brachte ich den Gefangenen mit einem Attest von Dr. Fini in die Präfektur von Bologna.

Nach Kriegsende begegnete ich ihm erneut im Rathaus von Vergato. Er kam auf mich zu, um mich zu begrüßen und mir die Hand zu schütteln. Doch ich habe ihm ins Gesicht gespuckt und ihm gesagt: "Das ist das Mindeste, was ich dir antun kann. Du wolltest mich erschießen und ich habe dir das Leben gerettet, ABER DIE HAND GEBE ICH DIR NICHT."

UNBEWAFFNETER WIDERSTAND

Ich erkenne nicht nur die Verdienste von Freunden und Gefährten an. Denn Verdienste und Redlichkeit stehen unter keiner Flagge.

Alle Menschen, die uns beherbergt, ein Stück Brot gegeben, gepflegt und nicht verraten haben. Alle Menschen, und das waren die meisten, die wie wir eine sehr schwierige und riskante Wahl getroffen haben, nämlich die Entscheidung zur Rebellion gegen die Ungerechtigkeiten von Menschen gegenüber anderen Menschen. Auch sie waren "Widerständler".

DEN JUNGEN LEUTEN WILL ICH SAGEN

Sucht stets nach der Wahrheit der Fakten! Allzu oft habe ich unsinniges Zeug über jene Jahre und insbesondere über den Widerstand gehört, sinnloses Geschwätz ohne Bezug zu den Tatsachen und der Wahrheit. Maßlos aufgebauschte Berichte über Schlachten einerseits, Beschimpfungen und falsche Anschuldigungen andererseits, wobei immer die große Gefahr besteht, dass im kollektiven Gedächtnis geschönte Versionen der Ereignisse abgespeichert werden, die die wahre Geschichte verschleiern.

Krieg ist das Schlimmste, was es gibt, wegen der Opfer, die er fordert, und in moralischer Hinsicht, weil er von Menschen geführt wird, die andere Menschen töten.

VERSUCHT STETS, GEGEN ALL DIEJENIGEN ANZUKÄMPFEN, DIE EINEN KRIEG ANZETTELN WOLLEN!

(Einige Texte stammen aus dem bei Artestampa erschienenen Buch "Il coraggio non si compra" ("Mut lässt sich nicht kaufen") von Gino Costantini und Gabriele Ronchetti.)



...Ich wohnte in Tabina, in der Pfarrei von Calvenzano...Die Bauern des Pfarrers von Calvenzano, Don Vincenzo Venturi, hatten viele Waffen sichergestellt, die der Priester in einem hinter den Feldern, nicht weit von der Kirche gelegenen Felsverschlag deponiert hatte...Den jungen Leuten will ich sagen: Sucht stets nach der Wahrheit der Fakten...Versucht stets, gegen all diejenigen anzukämpfen, die einen Krieg anzetteln wollen...

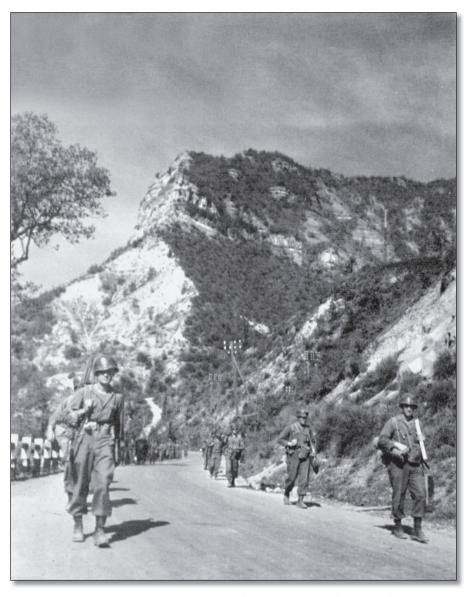


Foto von Soldaten der 88. Infanteriedivision, die hintereinander durch die Ortschaft Calvenzano in Richtung Bologna marschieren (Sammlung: National Archives 111-C-1122).

Zeugenbericht von Dr. Franco Fini, Sohn von Dr. Augusto Fini

Mein Dank gilt Gino Costantini, weil er an meinen Vater als Menschen und Arzt erinnert hat und ihm jene Werte zuerkennt, die alle, die ihn kannten, an ihm sahen. Vielleicht wurde er von den faschistischen Behörden gerade deshalb mit einer verantwortungsvollen Aufgabe betraut, weil er bei den Leuten sehr angesehen war. Er war ein unparteiischer Mensch. Anfangs hatte er im Aufstieg des Faschismus eine positive Reaktion auf den Schaden gesehen, den Italien durch den Ersten Weltkrieg erlitten hatte.

Die erste Enttäuschung erfuhr er, als die Bologneser Behörden bestimmte Beschränkungen einführen wollten, besonders im landwirtschaftlichen Bereich. Ich erinnere mich noch daran, dass eines Tages der Sekretär der faschistischen Föderation von Bologna nach Vergato kam. Ich war selbst dabei, als er meinem Vater sagte: "Du musst Trupps bilden, zu den Bauern gehen und kontrollieren, ob sie Weizen versteckt haben. Wenn ja, musst du ihn konfiszieren. Und du musst nachschauen, ob noch weitere Dinge zu konfiszieren sind, z. B. überschüssiges Fleisch." Darauf antwortete mein Vater: "Das erste Haus, dem ich einen Besuch abstatten werde, ist deins. Und wenn dort alles in Ordnung ist, lasse ich auch die anderen durchsuchen."

Der Faschist aus Bologna erwiderte ihm: "Mit dir kann man nicht vernünftig reden." Ich war damals noch ein Kind und erinnere mich nicht mehr an sehr viel. Doch mit der Zeit kam es sicher noch zu weiteren, größeren Enttäuschungen. Die Menschen hatten keine Krankenversicherung und gingen nicht ins Krankenhaus, weil sie kein Geld hatten. Man wurde zu Hause behandelt. Mein Vater führte auch Hausentbindungen durch. Er war Tag und Nacht beschäftigt. Eines Nachts begleitete ich ihn zu einer Entbindung nach Carbona. Wir mussten mit einem Boot über den Fluss übersetzen. Es herrschte große Armut. Deshalb verlangte mein Vater nichts. In bestimmten Fällen gab er den Leuten Geld für die Medikamente. Viele Menschen haben das bezeugt, insbesondere ein Mann aus Vergato namens "Balota", der meinen Vater immer mit dem Auto herumfuhr.

Wir waren nach Rocca Pitigliana oberhalb von Marano evakuiert worden. Im obersten Stock des Hauses wohnte ein Partisan, im Erdgeschoss die Deutschen. Als der Partisan eine Rippenfellentzündung bekam, brachte ihn mein Vater bei uns unter, um ihn angemessen zu behandeln. Eines Tages rief mich der Partisan zu sich und vertraute mir an, dass er Munition bei sich gelagert habe, die zur Partisanenformation in Torre di Nerone, zwischen Riola und Marano, an der Straße nach Palazzo D'Africo, gebracht werden müsse. So liefen einer meiner Onkel und ich mit einer großen Tasche an den Deutschen vorbei und brachten die Munition zu den Partisanen.

Mein Vater war ein besonnener Mensch. Seine Devise lautete schlicht: "Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu." Vielleicht bewahrte ihn diese Besonnenheit vor falschem Handeln, vor allem aber verpflichtete sie ihn dazu, für all jene Menschen einzutreten, die ihn um Hilfe baten. Ich erinnere mich noch, wie sich eines Tages ein verzweifelter Mann an ihn wandte. Der Zollbeamte von Vergato hatte seine Söhne mit einem Bußgeld belegt, weil sie ohne vorherige Genehmigung auf einem Karren Trauben transportierten. Tatsächlich war der Mann mit dem Rad zum Zollamt gefahren, um noch vor der Ankunft seiner Söhne die Transportgenehmigung einzuholen. Diese wurden jedoch zur gleichen Zeit von dem Zollbeamten auf einer Kontrollfahrt mit dem Motorrad erwischt und bekamen von ihm eine Geldstrafe verpasst. Da griff mein Vater ein und sagte dem Zollbeamten: "Du bist kein sehr ehrbarer

Mensch, verpasst einem armen Teufel eine Geldstrafe!"

Eine Gruppe von Partisanen erinnert sich an die Warnung meines Vaters, sie sollten das Dorf verlassen, weil dort "dicke Luft" herrsche. Ich erinnere mich auch, wie eines Tages ein Oberst, der amerikanische Konsul, erschien und nach meinem Vater in seiner Funktion als Krankenhausdirektor verlangte. Er fragte ihn: "Sind Sie Faschist gewesen?" Mein Vater bejahte die Frage, und der Oberst versetzte trocken: "Sie sind der erste Faschist, den ich in Italien treffe!"

Besagter Oberst schätzte meinen Vater sehr. Bevor er als Kommandant nach Modena versetzt wurde, kam er noch einmal nach Vergato und versprach, das Krankenhaus, das nichts mehr hatte, über den SCHWEIZER HILFSFONDS mit allem zu versorgen, was zur Wiederaufnahme des Klinikbetriebs vonnöten war – eine großzügige Tat, die vielen Menschen in unseren Dörfern zugutekam.

Zeugenbericht von Geminiano Lolli, Sohn von Dr. Luigi Lolli

Im Mai und Juni 1944 gab es in der Gegend von Vergato und Cereglio ständig Bombenangriffe. Die "Fliegenden Festungen" der Alliierten kamen aus Bologna angeflogen, drehten über Monterocca, wo sich das Tal öffnet, und bombardierten Vergato mit dem Ziel, die Brücken zu zerstören. An diesem Punkt griffen deutsche Jäger ein, jedoch nicht immer. Ich sah Luftschlachten, immer morgens gegen zehn Uhr, bei denen es einem angst und bange wurde, denn es schien, als würden die Flugzeuge bei ihren plötzlichen Sturzflügen auf dem Boden zerschellen. Dann schnellten sie wieder in die Höhe.

Eines Tages stürzte hinter den Bergen von Castel D'Aiano ein deutsches Flugzeug ab. Man meldete meinem Vater, dass ein Flugzeug in einen Kastanienhain gestürzt sei. Mein Vater, der Podestà von Castel D'Aiano war, begab sich unverzüglich mit einem Straßenwärter der Gemeinde und mir an den Absturzort. Dieser Wärter war als Hilfsarbeiter eine Art Mädchen für alles. Außerdem schloss sich uns ein Mann mit einem kleinen Hund an. Ich lief vor den anderen her, weil ich neugierig war: Ich wollte das zerstörte Flugzeug sehen. Bei der Suche nach der Leiche des Piloten bemerkten wir in der Schnauze des Hundes ein Büschel blonder Haare. Mein Vater ordnete an, zu graben und die Leiche zu bergen.

Mein Vater lehnte als junger Student in den Jahren von 1918 bis 1920 die Ideen der als "bolschewistisch" bezeichneten kommunistischen Bewegungen ab und hielt es für notwendig, sich ihnen entgegenzustellen. In Salvaro piesackten einige dieser "Bolschewisten" seine Mutter, eine Witwe, die fünf Kinder hatte und zweifellos bigott war. Sie brüstete sich damit, dass sie jeden Morgen um sechs in die Messe ging. Sie wurde auf dem Weg von ihrem Haus zur Kirche von diesen Grüppchen ausgelacht und mit Steinen beworfen. Als diese aber 1920 den Heuschober und den Getreidespeicher voller Weizen in Brand steckten, entschied sich mein Vater für den Faschismus: Für ihn war das die richtige Antwort auf die vielen Übergriffe auf die Bevölkerung.

Als Arzt schätzte er den Faschismus dann wegen einiger positiver Errungenschaften noch höher, insbesondere wegen dessen Sorge um die werdenden Mütter und ihre Kinder. In Entbindungskliniken erhielt eine Frau Schutz und Beistand bei der Geburt, während ihre Kinder betreut wurden (so etwas hatte es bis dahin noch nie gegeben). Bei Erbschaftsangelegenheiten wurden Frauen gewöhnlich übergangen, bis die Fa-

schisten die gesetzliche Erbfolge einführten, also eine weitere positive Regel.

Zur Enttäuschung kam es dann, als die Achse Berlin-Rom gebildet wurde.

Jeden Mittwochabend hörte mein Vater zusammen mit anderen Leuten Radio London. Und als man sich im Parteigebäude der Faschisten versammelte und meinen Vater vor die Wahl stellte: "Entweder mit uns oder gegen uns" – da entschied er sich gegen die Republik von Salò und zog sich zurück. Die hohen Parteifunktionäre wussten auch, dass er Partisanen behandelte. Sie wussten alles über ihn. Sie hatten es über das sog. "Radio Scarpa" ("Schuh-Radio") erfahren, das im Lokaljargon so hieß, weil seine Meldungen von Faschisten gesammelt und mitgeteilt wurden, die zu Fuß von einem Ort zum anderen gingen. Dennoch blieb mein Vater weiter Podestà von Castel D'Aiano, weil er Verantwortung trug und sein Amt nicht einfach aufgeben konnte.

Im Juli 1944 erhielt mein Vater in seiner Praxis in Zocca einen Anruf des Parteise-kretärs von Castel D'Aiano. Dieser teilte ihm mit, dass sie im Begriff seien, auf dem Dorfplatz zehn oder zwölf Personen zu erschießen, als Vergeltung für das, was sich in Monteombraro zwischen den Partisanen und Faschisten zugetragen hatte. Das war gegen vier Uhr nachmittags. Mein Vater schloss die Praxis und machte sich auf den Weg dorthin. Als er auf dem Hauptplatz von Castel D'Aiano eintraf, standen viele Leute in einer Reihe an einer Mauer, und die vom Parteileiter von Vergato angeführten Faschisten waren schon schussbereit. Mein Vater kannte den Parteileiter gut, weil sie zusammen aufs Gymnasium gegangen waren. Mit ruhigem Ernst erklärte er ihm demonstrativ: "Was machst du hier auf meinem Platz? Ich bin der Podestà dieses Dorfes und verlange ein wenig Respekt." Daraufhin ließ der Parteileiter die Gefangenen frei und raunte ihm zähneknirschend zu: "Das wirst du mir büßen."

Von da an nannten die Deutschen meinen Vater den "Doktor mit dem Bart", den "Spion". Ihrer Meinung nach konnte man einem, der Faschist gewesen war und Partisanen behandelte, nicht trauen. Deshalb behielt man ihn ständig im Auge. Am 29. September wurde er schließlich zusammen mit vielen anderen Männern von der SS festgenommen und abgeführt. Mein Vater wurde nie allein gelassen. Man ließ ihn entweder an der Spitze oder am Ende der Gefangenengruppe marschieren, um ihn besser überwachen zu können. Alle Häftlinge wurden in die Kirche von Cereglio gesperrt. Dabei wurde er von den anderen Männern isoliert, die auf den Kirchturm und an die Fenster gehen und von dort aus mit ihren draußen auf der Straße stehenden Angehörigen sprechen durften. Doch ihm war das nicht gestattet. Ich erinnere mich an unsere Tränen, wenn wir ihm etwas zu essen brachten, ihn aber nicht zu Gesicht bekamen. Eine Woche später ließ man die Gefangenen aus der Kirche und nach Vergato losmarschieren. Mein Vater beschloss, am Ende der Schlange zu gehen. In Spezzola gelang ihm dann die Flucht. Erst im Nachhinein erfuhr er, dass er nach Colle Ameno bestimmt war, wo diejenigen, die nicht zur Deportation nach Deutschland ausgewählt wurden, sich ein Grab schaufeln mussten und dann erschossen wurden. Mein Vater konnte sich retten.

WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE

Weder aus Eisen, noch aus Glas... Kinder aus Leib und Seele sind sie!

Marco Ius, Fachbereich Erziehungswissenschaft, Universität Padua

Nach dem schmerzlichen Schweigen, das jahrzehntelang die Geschichten der "Kinder von 1944" umhüllt hatte, ist es eine von ihnen gewesen, die mit großer Entschlossenheit und Sensibilität eine Befragung der Zeitzeugen initiiert hat. Dabei haben sich diese Kinder nach und nach geöffnet, um uns ihre Geschichte zu erzählen und sich ihren lange stumm gebliebenen Wunsch zu erfüllen, über sich selbst zu sprechen.

Es sind die Geschichten von Erwachsenen und älteren Menschen, die heute Großeltern sind, in denen die Kinder von damals schildern, was ihnen und ihrer Gemeinschaft widerfuhr, was sie ihrer Kindheit, Familie und Gemeinschaft entriss und wie sie in eine Zukunft geworfen wurden, die sie zwar einerseits als leidvoll beschreiben, die jedoch auch von Solidarität, Mitmenschlichkeit, Erinnerung, Zusammengehörigkeit und Hoffnung geprägt war. Die von Anna Rosa Nannetti gesammelten Erinnerungen beschreiben zwar vornehmlich die Zeit der Tragödie und des Schreckens sowie die unmittelbar darauf folgenden Jahre, geben uns gleichzeitig aber auch einen Einblick in die gesamte Biographie jedes Einzelnen. So berichten sie von der Zeit vor dem Krieg, von der Geschichte der Familie, ihrer Kindheit und dem von Armut und Schwierigkeiten geprägten Leben der Bauern, aber auch von festlichen Momenten, von gegenseitiger Hilfe und dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Sie erstrecken sich auch auf die Nachkriegszeit, den schwierigen Neuanfang, die Aufnahme bei anderen Familien und das Erwachsenwerden. Ja, bis ins spätere Leben reichen sie hinein, in die Zeit der Familiengründung und des Berufslebens. Dabei tragen sie durchweg das Andenken und vielleicht auch die Stimme der Menschen in sich, die den Kindern von damals entrissen wurden.

Es schien mir besonders wichtig, die Geschichten der "Kinder von 1944" mit Blick auf den Sinn und die Probleme heutiger Erziehung aus der Perspektive meiner wissenschaftlichen Forschung zu lesen. In deren Fokus steht die Resilienz, also jene Eigenschaft, die Menschen trotz der Erfahrung traumatischer Situationen und Widrigkeiten, die ein hohes Risiko negativer Folgeerscheinungen bergen, dazu befähigt, in ihrem persönlichen Leben kreative Kapazitäten statt psychischer Pathologien zu entwickeln. Dabei handelt es sich um ein wissenschaftliches Konstrukt, dem anfangs vor allen Psychologen große Aufmerksamkeit schenkten, das inzwischen aber auch im Bereich von Erziehung und Erziehungswissenschaft vermehrt auf Interesse stößt. Denn durch die Erkenntnis, dass Resilienz durch das Zusammenwirken biologischer, neurologischer, evolutions- und umweltbedingter sowie kultureller Faktoren bestimmt wird - also nicht durch eine Reihe von Charaktereigenschaften -, kommt uns als Forschern, Pädagogen und insbesondere als Menschen, die in einer Gemeinschaft leben, die Aufgabe zu, genau jene Faktoren zu ergründen und zu fördern, die die Entwicklung der Persönlichkeit auch angesichts besonders widriger Lebenssituationen schützen und stärken.

Wenn also Kinder als resilient zu betrachten sind, die einen Schicksalsschlag erleiden, ohne daran zu zerbrechen, darf zweifellos behauptet werden, dass sie nicht aus Glas sind. Sind sie aber deshalb schon aus Eisen und unzerbrechlich? Keinesfalls, denn dies würde bedeuten, sie einiger für den Menschen konstitutiver Eigenschaften – wie Zerbrechlichkeit, Bedingtheit und Leidensfähigkeit – zu berauben. Ein resilientes Kind ist kein unverwundbarer Mensch, der seinen Weg geht, als ob nichts ihm etwas anha-

ben könnte. Im Gegenteil, nach Cyrulnik (2000) bestehen solche Kinder aus Leib und Seele und sind verletzlich wie alle anderen auch. Es sind Kinder, die im Gegensatz zu den anderen zwar auch Verletzungen erleiden und diese ihr ganzes Leben lang in sich tragen, in ihrem Körper, ihrer Geschichte und ihrer Seele, denen es aber gelingt, ihr Menschsein nicht *trotz* dieser Wunden, sondern *durch* sie auszudrücken.

Der Grund, warum es besonders wichtig ist, bei den Geschichten der Kinder von 1944 innezuhalten, sie zu sammeln und zu bewahren, liegt nicht nur in der geschichtlichen Erinnerung, die weitergegeben und aufgenommen werden muss – einer Erinnerung, die übrigens lange Zeit von der Allgemeinheit stiefmütterlich behandelt, verkannt und verzerrt worden ist. Vielmehr geht es auch und besonders um die Frage, was wir aus der Geschichte im Allgemeinen und aus den persönlichen Geschichten jener Menschen im Besonderen lernen können, die so grausam von den Massakern des Jahres 1944 getroffen wurden und uns heute durch ihre Stimme bestätigen und hoffen lassen, dass es möglich ist, den eigenen Weg allen Beschwerlichkeiten zum Trotz weiterzugehen. Ihre Erzählungen erschließen ein Verständnis jener Ressourcen und Strategien, die ihnen auf ihrem bisherigen Lebensweg Halt und Stütze gewesen sind.

Mit dem zuletzt genannten Ziel, aus der Geschichte derer zu lernen, die es trotz allem "geschafft haben", wurde in der Fachabteilung Erziehungswissenschaft der Universität Padua eine Studie über das Thema Resilienz und die Lebenswege einer Gruppe jüdischer Kinder durchgeführt, die der Shoah in einem Versteck entronnen sind (P. Milani und M. Ius, Sotto un cielo di stelle. Educazione, bambini e resilienza, Mailand, Raffaello Cortina, 2010). Dabei handelte es sich um Kinder, deren Eltern das Paradox der Liebe gelang zu erkennen, dass sie in der damaligen Situation ihre Kinder am besten dadurch schützen konnten, dass sie sich von ihnen trennten, sie gehen ließen oder sie zuweilen sogar gewaltsam aus ihrer Nähe verbannten. Die inhaltlichen Ergebnisse der Studie über diese Kinder bieten auch interessante Anknüpfungspunkte für das Verständnis der Geschichten der Kinder von 1944, von denen ich im Folgenden einige vorstellen möchte. Dabei bin ich mir der Besonderheit der unterschiedlichen Lebensumstände sowie der Tatsache bewusst, dass die Geschichten der Kinder von 1944 eigentlich eine eigene gründliche Untersuchung verdienen würden. Es ist daher umso mehr zu wünschen, dass das Nachdenken über die Leidensgeschichten von Kindern aus der Vergangenheit zur Einsicht führt, heute alles Erdenkliche für die Entwicklung von Beziehungen, Kontexten und Lebensbedingungen tun zu müssen, in denen jedes Kind eine gute Behandlung erfährt und sein seelisch-leibliches Wohlergehen gesichert ist

Zunächst erzählen die Ältesten der Kinder von 1944, dass sie einen "guten Start" hatten: ein Familienleben, das zwar von der Schlichtheit und Bescheidenheit ihrer bäuerlichen Verhältnisse geprägt war, wo hart gearbeitet werden musste, um viele hungrige Münder zu stopfen, das andererseits aber auch einen großen Beziehungsreichtum und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in der eigenen Familie und mit den Menschen des Dorfes und der umliegenden Berge barg. Die schwächsten Erinnerungen der Jüngsten dagegen stammen bereits aus der Kriegszeit und fallen mit der deutschen Besetzung zusammen, die zur Folge hatte, dass sie nicht einmal einen kleinen Teil ihrer Kindheit im Frieden ihrer Familie verleben durften. Die Tragödie, die sich in den Herbsttagen des Jahres 1944 ereignete, stellt einen Bruch in ihrem persönlichen Werdegang und in der Geschichte ihrer Familien und Dörfer dar. Einige überlebten, indem sie fortliefen und sich versteckten. Andere überlebten dagegen im Epizentrum der Katastrophe, bedeckt von den entstellten Leibern ihrer Freunde und Angehörigen,

beschützt durch das Gewicht von Körpern, die ihre Stimmen jahrelang ersticken und ihre Erinnerungen begraben sollten, als wären sie etwas, das man nicht erzählen kann oder darf und das vielleicht niemand hören will.

Wie viele ihrer jüdischen Altersgenossen, die den Holocaust überlebt hatten, mussten auch diese Kinder die Erfahrung eines allgegenwärtigen, konspirativen Schweigens machen. Denn was sie zu erzählen hatten, war zu viel: Niemand wollte sich diese Schreckensgeschichten anhören. Niemand bat sie oder erlaubte ihnen, etwas zu erzählen, mussten sie sich doch "glücklich schätzen", überhaupt noch am Leben zu sein. Zudem befürchteten sie selbst, dass man ihnen nicht glauben würde. Und vielleicht dachte man auch, dass sie sich nicht an alles richtig erinnern könnten. Schließlich spürten sie um sich herum den tiefen Wunsch nach Neuanfang und Wiederaufbau, dem Einzigen, wofür es sich lohnte, seine Kraft einzusetzen. Und dieses Schweigen hat lange Zeit angehalten, häufig genährt von einer hierarchischen Logik des Leidens, deren Preis mit Blick auf das eigene menschliche Reifen und die eigene seelische Entwicklung vermutlich sehr hoch war. Ein Schweigen, das nicht nur im Mikrokosmos des eigenen Lebenskontextes herrschte, sondern auch und besonders auf der Makroebene der Gesellschaft, aufgrund der mangelnden Würdigung der bewusst verschleierten historischen Wahrheit.

Vor ein paar Jahren war es dann soweit. Mit der Eröffnung des Prozesses von La Spezia konnten viele der Kinder von 1944 nach über einem halben Jahrhundert endlich mit ihrer Darstellung der Ereignisse an die Öffentlichkeit dringen. Ihr Zeugnis wird mittlerweile nicht nur angehört, sondern in juristischer Hinsicht als geradezu unentbehrlich erachtet – ein Zeugnis, das ihrer verletzten Identität, ihren grausam verstümmelten Stammbäumen, dem Mord an ihren Angehörigen und 216 Altersgenossen eine Stimme verleiht. So kann mancher Sonnenstrahl endlich wieder Licht auf die Schatten der Täler von Monte Sole werfen, und dies dank der Arbeit all jener – an erster Stelle natürlich dank des Vereins, den die Hinterbliebenen der Opfer gegründet haben –, die an ihrem Vorsatz festgehalten haben, ihre Geschichte lebendig werden zu lassen, sie zu veröffentlichen und nicht nur ihren Schmerz, sondern auch ihre Erinnerung an die empfangene Solidarität mit der Allgemeinheit zu teilen.

Nach den Tagen des Schreckens durften viele dieser von den Massakern traumatisierten Kinder die Erfahrung der selbstlosen Liebe machen, mit der sie von ihren Pflegefamilien umfangen wurden. Dort lernten sie in anderen Armen wieder zu leben, die sich – schon in Hinblick auf Ort, Beruf und Kultur – von denen der eigenen Familie unterschieden, ihren bekümmerten Seelen neue Kraft verliehen und ihnen halfen, mit ihren Ängsten zu leben und die Hoffnung und das Vertrauen in sich selbst und in ihre Beziehungen zu den Anderen wiederzufinden. Nicht zuletzt diese positiven Erfahrungen dienten den Kindern gleichsam als Sprungbrett, von dem sie trotz aller tiefen Wunden den Sprung in ihr Leben wagen und auf einen weiten Horizont persönlicher, familiärer, beruflicher und kollektiver Verwirklichungsmöglichkeiten zusteuern konnten. Bei einigen dauerte die Beziehung zur Pflegefamilie nur eine bestimmte Zeit lang, woraufhin der Kontakt allmählich abnahm. Andere berichten dagegen, dass die Beziehung zu dem, was sie als ihre erweiterte Familie bezeichnen, bis heute Bestand hat und zu einem konstitutiven Teil ihrer Person geworden ist, der den zuvor von ihren verstorbenen Angehörigen gebildeten Identitätskern nicht verdrängt, sondern nur ergänzt hat.

Den Erzählungen der Kinder von damals zuzuhören und über sie nachzudenken, bietet heute nicht nur eine Gelegenheit, in allen Details zu erfahren, was historisch geschehen ist, sondern vor allem auch zu verstehen und – in einem gesellschaftlichen Kontext wie dem heutigen, dem der Gedanke der Gemeinschaft mitunter so schwerfällt – zur Geltung zu bringen, was uns die Perspektive der Resilienz lehrt: dass es nämlich immer einen Moment gibt, in dem jeder einen wichtigen Schritt tun kann, um das Leben der anderen zu fördern.

Mit dem Geschenk ihrer Stimmen lehren uns die einstigen Kinder und heutigen Großeltern, ein offenes, hörendes Ohr für die Geschichten der anderen zu haben. Ihre kindlichen Augen gewähren uns nicht nur einen wertvollen Einblick in ihre persönliche Geschichte, die uns die unendlichen Wege zeigt, auf denen ein Mensch zu seiner Verwirklichung gelangen kann. Vielmehr stellen sie uns auch vor die Frage, welche Menschen heutzutage eine Leidensgeschichte in sich tragen und dringend auf jemanden warten, der zu ihnen sagt: "Du kannst mir deine Geschichte erzählen, sie interessiert mich." Sie drängen uns vor das Antlitz derer, Kinder wie Erwachsener, die im stillen Gefängnis ihres durch Leiden, Schwierigkeiten, Krankheit, Diskriminierung und Gewalt bewirkten Schmerzes nur darauf warten und hoffen, dass sich ihnen eine warme und freundliche, helfende und hörende Hand entgegenstreckt. Sie geben uns zu verstehen, dass es an jedem von uns liegt, den anderen bei der Überwindung ihrer Traumata zu helfen, auch mit kleinen, alltäglichen Gesten. Und dass es die Freude und Aufgabe aller ist, einander auf dem Weg der Entwicklung als Mensch und Persönlichkeit anzuspornen und zu fördern.

Giuseppina Angelini, Psychiaterin und Psychotherapeutin. Carrara, Mai 2011

Ich habe die Berichte der Kinder, die die Massaker im Gebiet von Marzabotto, Grizzana und Monzuno überlebt haben, einen nach dem anderen in einer Nacht durchgelesen. Es sind Berichte von Kindern, die längst erwachsen sind. Von Kindern, die durch die damals erlittene Gewalt *oft* körperlich gezeichnet sind, während ihr Vertrauen und ihre Hoffnung gegenüber dem Leben *immer* in Mitleidenschaft gezogen ist. Denn sie haben die Grausamkeiten gesehen, zu denen fremde Menschen fähig gewesen sind, Menschen, die scheinbar den ihnen vertrauten Menschen ähnelten, sich jedoch in jenem für sie so prägenden Lebensabschnitt als etwas gänzlich anderes entpuppten. Ja, die Andersartigkeit dieser Menschen war so gewaltig, dass sie sich schließlich als "Verfolger" dauerhaft in den Gedanken der Kinder festgesetzt haben.

In ihren Berichten gibt es eine erschreckende Wiederkehr bestimmter Elemente.

Bis zu "jenem Augenblick" war der Krieg noch etwas weit Entferntes gewesen. Natürlich hatten sie schon schwierige Situationen erlebt, aber noch lebten sie mit ihrer Familie vereint. Vielleicht hatten sie schon unter Hunger gelitten, ihr Zuhause und die ihnen vertraute Umgebung verlassen und gegen Zufluchtsorte eintauschen müssen, die man für sicherer hielt. Die Männer, egal ob jung oder alt, mussten sich verstecken. Und natürlich drang aus den Gesprächen der Erwachsenen Besorgnis durch. Der Krieg war schlimm, schien aber noch eine menschliche Angelegenheit zu sein, bei der Männer kämpften und sterben konnten. Doch dann kam es zur Begegnung mit dem Unvorstellbaren.

Die damaligen Kinder und heutigen Erwachsenen erzählen es alle nahezu identisch, mit gemessenen Worten und ohne Emphase. Durch die Schlichtheit der Schilderung wirkt das Grauen umso größer. Es bedarf keiner Adjektive. Die Aufzählung der Fakten, d. h. die Liste der Angehörigen und Freunde, die sie verloren haben, und das nüchterne Wachrufen bestimmter Szenen sind schon vollkommen genug: das Blut der toten Tante und Großmutter, das durch die Matratze sickert und auf die kleinen Schwestern tropft, die sich vor Schrecken gelähmt unter dem Bett versteckt halten; die Erinnerung des Jungen, der regungslos unter Kadavern liegt und mit ansehen muss, wie der Körper seiner kleinen Schwester und der anderen Opfer zerrissen wird.

Die Angst und der Abscheu erfahren durch die Wiederholungen in den Schilderungen der Ereignisse keinerlei Minderung. Man liest weiter in der Hoffnung auf eine befreiende Tat, die das Vertrauen in die Menschen wiederherstellt. Doch nichts erhellt das Dunkel. Das einzige Licht sind die Stimmen der Erzähler, die großzügig die schwierige Aufgabe übernommen haben, den Alptraum von einst wachzurufen, damit wir davon erfahren und ins Nachdenken kommen. Die einstigen Kinder erinnern sich, als ob sie zeitlebens im damaligen Geschehen stecken geblieben wären. Mittlerweile sind sie erwachsen geworden, aber ihr Bericht bleibt davon unberührt. Nur die Reflexionen und Ergänzungen stammen von den heutigen Erwachsenen. Die lange verschütteten, in ihrer Grausamkeit jedoch völlig intakt gebliebenen Szenen gehören dagegen einzig und allein zum Besitz des Kindes.

Aus den Berichten spricht kein Groll, nur ein uraltes Erstaunen, das Gefühl einer Zeit, die in dem Moment stehenblieb, als für jedes dieser Kinder die Kindheit zu Ende war und das Leben dramatisch in zwei Teile zerbrach – das Davor und das Danach. Doch das Davor bildet nur den Anfang ihrer Erzählungen.

Die Bedeutung von Anna Rosa Nannettis Arbeit liegt in ihrem Interesse am Da-

nach.

Die Wunde ist nicht nur der Augenblick, in dem sie zugefügt wird, nicht nur der Moment, in dem eine womöglich bescheidene, aber von der Sicherheit der in der Familie erfahrenen Liebe getragene Realität hinweggefegt wird. Die Wunde, das sind die Tage, die auf das Grauen folgen, die Rückkehr ins Leben nach der Begegnung mit dem seelischen Tod.

Die Zeugen berichten wie fleißige Schüler. Einer nach dem anderen tragen sie ihre Erinnerungen zusammen und rufen einen Schmerz wach, der so lang ist wie die langen Tage des Krieges. Dass sie überlebt haben, ist ein Wunder. Und ein noch viel größeres Wunder ist, dass sie das Schenken nicht verlernt haben.

Denn wie soll man als Mensch wachsen, nachdem man eine solch blutige, sinnlose und ungerechte Grausamkeit erfahren hat, die lähmt und hilflos macht?

Sobald das Leben weitergeht, folgt der innere Blick dem Schmerz. Man beginnt von Neuem zu leben, aber unter Entbehrungen, begleitet von dem Unbehagen, überlebt zu haben, dem Schuldgefühl, noch am Leben zu sein. Während die einen zufällig sterben mussten, durften die anderen ohne ersichtliche Gründe der Gerechtigkeit und besonderes Verdienst weiterleben – weiterleben mit der Last dessen, was ihre Augen gesehen haben, mit einer heimlichen, ja mehr noch mit einer sinnlichen Erinnerung, die einen unvermittelt in die Vergangenheit zurückversetzt.

Das kennen alle Überlebenden: das Grauen, das über Jahre hinweg in den nächtlichen Alpträumen zurückkehrt, mit den Bildern, Gerüchen und Geräuschen des Todes. Selbst wenn man nicht an ihn denkt, erscheint der Tod plötzlich in einem Bild wieder, wie das Auge einer Filmkamera, die alles in losen Fragmenten erzählt: hier die von unter dem Bett aus erspähten schwarzen Stiefel, da das Rot des Blutes an den Körpern, dort das Rauschen des Flusses, der gleichgültig dahinfließt und sogar die Hoffnung enttäuscht, die Toten zumindest ans Ufer zu spülen.

Die heutige Wissenschaft bietet neue Begriffe zur Erklärung dessen an, worüber die Zeugen berichten: Eine Posttraumatische Belastungsstörung¹¹ wird von einem Ereignis verursacht, das so dramatisch ist, dass es im Gehirn Spuren hinterlässt. Neuropsychologische Tests und Bildgebungstechniken für das Gehirn (TAC, MRT) zeigen, dass es auf zerebraler Ebene zu langfristigen funktionellen und strukturellen Veränderungen kommen kann. Sie beweisen, dass wirklich nichts mehr so ist wie zuvor. Der gesamte Lebensweg der Kinder von damals ist ein Versuch gewesen, diesen Schaden wiedergutzumachen. Während wir jedoch die Folgen des Traumas gut kennen, wissen wir, wie die Erzählungen verdeutlichen, wenig über die Folgen der Liebe.

Die Literatur hat das Leid einer Welt von Kindern, die ohne Führung durch Erwachsene groß werden, dargestellt und gezeigt, dass die Erkenntnis der Welt ohne die Vermittlung eines Erwachsenen, der die Kinder den Unterschied zwischen Gut und Böse lehrt, und eines Erzählers, der die Präsenz des Schmerzes erträglich macht, zu

Reizbarkeit, Konzentrationsprobleme und übertriebene Alarmreaktionen. Diese Störung stellt ein extremes Beispiel dafür dar, wie äußere Ereignisse langfristige funktionelle und strukturelle Veränderungen auf zerebraler Ebene hervorrufen können.

¹¹ Posttraumatische Belastungsstörung: Von dieser psychischen Störung sind Menschen betroffen, die traumatischen Ereignissen ausgesetzt waren, bei denen sie Angst, Grauen und völlige Ohnmacht erlebten. Das traumatische Ereignis wird immer wieder neu erlebt (wiederholte nächtliche Alpträume, wiederkehrende unangenehme und hartnäckige Erinnerungen an das Ereignis, Handeln und Fühlen, als wiederhole sich das Ereignis, psychisches Unbehagen und Abwehrverhalten gegenüber äußeren oder inneren symbolischen Faktoren, die das Ereignis auslösten). Dabei kommt es auch zu einem Vermeidungsverhalten gegenüber trauma-assoziierten Reizen und Symptomen wie anhaltende Einschlafschwierigkeiten,

chaotischen, repressiven und gewalttätigen Gesellschaften und Kleinwelten führt¹².

Die Rettung der Kinder liegt also in der Hand der Erwachsenen, die noch "am Leben" und zur Ausübung einer elterlichen Funktion in der Lage sind. Letztere besteht in erster Linie darin, den Kindern die Grausamkeit der Ereignisse, die schmerzlichen Verluste des Lebens, die Präsenz von Krankheit und Tod so "vorzukauen", dass sie sich daran nicht vergiften und ihrerseits zu Unmenschen oder zu "Mimosen" werden.

Die Geschichte lässt uns manchmal in düsteren Zeiten leben, in denen sie unsere generativen und kreativen Fähigkeiten auf die Probe stellt. Es scheint dann, als könne nichts unternommen und dem Übel nicht abgeholfen werden. Wenn das väterliche Prinzip ein Prinzip des Logos, der Ordnung und konstruktiver Konkretheit ist und Männlichkeit sich durch die Kraft des Handelns auszeichnet, was bleibt dann noch übrig, wenn man sich geschlagen fühlt, wenn der Feind, das Grauen siegt? Wenn auch Gott zu schweigen scheint?

In solch tragischen Momenten der allgemeinen und persönlichen Geschichte trägt uns das Bild mütterlichen Erbarmens: Im Grunde versteht nur eine Mutter den Schmerz. Sie allein begleitet ihren Sohn auf dem Weg zur Kreuzigung und umfängt seinen Leib auch dann noch, wenn schon alles Leben aus ihm entwichen ist.

Was uns dann trägt, ist kein Bild weiblicher Passivität, keine kulturell aufgezwungene Nebenrolle der Frau, sondern eine Dimension des Weiblichen, die mit der Erfahrung der Partisaninnen, die an der Seite der Männer kämpften, oder der Frauen, die im Alltag einen Krieg ausfochten, um Essen zu besorgen und ihre Familien zusammenzuhalten, den Zugang zur Welt des Handelns und einen Platz in der Geschichte erobert hat, ohne darüber die Eigenart von Marias stiller Gegenwart unter dem Kreuz zu vergessen. Was uns dann trägt, ist die Kraft des Mütterlichen – eine Kraft, die wir in die Welt hineintragen und in einer zunehmend auf Macht und Herrschaft fixierten Gesellschaft bewahren müssen, eine Funktion, auf die wir Frauen zwar kein Exklusivrecht haben, die aber einfach besser zu uns passt.

Wenn schon alles verloren zu sein scheint, bleibt die weibliche Fähigkeit des Standhaltens, die Fähigkeit, den Schmerz der anderen zu teilen und die letzten Freuden oder auch nur Brosamen eines scheinbar beendeten Lebens aufzulesen. Das ist keine Passivität, sondern eine kreative Kraft in der Beziehung zu den anderen, die Gewissheit, dass man jemandem schon dadurch Heil schenkt, dass man ihn nicht in seiner Angst allein lässt, sondern für ihn am Leben bleibt.

An den Schilderungen dieses Buches, wie an den Geschichten, die man mir früher über den Krieg erzählt hat, beeindruckt mich jedes Mal, wie es Müttern und Vätern (damit ist eine Funktion gemeint, keine genetische Eigenschaft) gelang, Momente der Nähe, Unbekümmertheit und Leichtigkeit zu schaffen: Die Solidarität der Familie und der freundliche Empfang in den Dörfern, in die man geflüchtet war, vermochten die Härte des Krieges und der folgenden Jahre zu mildern, in denen die Überlebenden mit der Zerstörung ihrer Welt, dem Verlust von Angehörigen und den Mühen des Neuanfangs zurechtkommen mussten.

Die Kinder dieses Buches berichten ausnahmslos von der tröstenden Fürsorge, die sie von Erwachsenen erfahren durften. Von ihren Eltern, die sich aufopferten, um sie am Leben zu erhalten. Von den Menschen, die sie über Monate hinweg als Ersatzfamilie bei sich aufnahmen. Von einfühlsamen Gesten, die ihnen Geborgenheit vermittelten: die neuen Handtücher für das gerade bei seiner Pflegefamilie eingetroffene Mädchen; der Junge, der beim Gedanken an die Geschichte seiner ausgebombten Al-

¹² Beispiele dafür sind William Goldings Herr der Fliegen und Der Zementgarten von Ian McEwan.

tersgenossin weint; die Sonntagsausflüge, um die Kinder zu den noch verbliebenen Angehörigen zu begleiten; die Gegenwart der Mutter, die ihr krankes, vor Schmerzen schreiendes Mädchen machtlos in den Arm nimmt und weggeht, um das Leben der anderen nicht in Gefahr zu bringen und Hilfe zu holen.

Große Liebe spricht hier wie selbstverständlich aus den Gesten einfacher Frauen und Männer – die Liebe der Menschen, die den Kindern ein neues Zuhause geben, und die Liebe ihrer Eltern, die vorübergehend auf ihr Kind verzichten, damit es größere Überlebenschancen hat und ein besseres Leben führen kann.

Sind also die Kinder, die jene Tage des Grauens und der Finsternis miterlebt haben, zu erwachsenen Menschen herangereift, ist dies auch denen zu verdanken, die – gleich ob Mütter oder Väter – die Fähigkeit bewahrt haben, das Leid zu begrenzen und es wiedergutzumachen. Jede Mutter kennt diese Fähigkeit, die zwar sehr viel Mühe kostet, dafür aber, sofern sie erhalten bleibt, vor dem seelischen Tod schützt.

Ich glaube, dass diese Fähigkeit viele Gesichter hat: aufmerksames Zuhören, Kreativität, Hoffnung, Liebe und Standhaftigkeit.

So erinnert sich die Dichterin Elena Bono an den Moment, als sie, aufgeschreckt vom Lärm eines Mannschaftswagens, der eine Gruppe von Partisanen zur Hinrichtung brachte, aus dem Fenster schaute und im Blick eines jungen Mannes, der fast noch ein Kind war, erkannte, wie er sich verzweifelt an ihr Gesicht klammerte, das Gesicht einer jungen Frau, um ein letztes Bild des Lebens festzuhalten: Dieser Blick wurde erfasst, dieser Blick ist nicht verloren gegangen.¹³

Und so bringt dieselbe Elena Bono in dem Gedicht *Il lamento di David sul gigante ucciso*¹⁴ (*Davids Klage über den getöteten Riesen*) den Schmerz eines Menschen zum Ausdruck, der im Streit für eine gerechte Sache hat töten müssen, aber dennoch das Gefühl nicht loswird, damit seine Unschuld verloren zu haben. Deshalb bricht er, nachdem er gekämpft und gesiegt hat, auch nicht in Jubel aus, sondern denkt an seine verletzte Unschuld, zeigt ein Gefühl des Mitleids und der Verantwortung gegenüber jedem geschenkten und genommenen Leben – der wesentlichste Beitrag des Weiblichen zur Welt.

¹³ Die oben erwähnte Erinnerung stammt aus einem Interview, das Graziella Bernabò mit Elena Bono führte, G. Bernabò, *Elena Bono: una scrittrice europea*, in "Resine". Quaderni liguri di cultura, Jahrgang XXXI, Nr. 124, 2. Quartal 2010, S. 71.

¹⁴ Elena Bono, Poesie Opera omnia, Le Mani, Recco, 2007, S. 295-296.

DOKUMENTE: HILFE UND ERSTAUFNAHME

SCHWEIZERISCHES ARBEITERHILFSWERK – SCHWEIZER SPENDE

Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk und die Schweizer Spende sind zwei verschiedene Organisationen. Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk ist die heute noch tätige Hilfsorganisation der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SP).

Die Schweizer Spende an die Kriegsgeschädigten war ein Verbund verschiedener sozialer, religiöser und politischer Einrichtungen, der am 25. Februar 1944 vom Schweizer Bundesrat mit dem Ziel gegründet wurde, humanitäre Hilfe und Unterstützung beim Wiederaufbau Europas in der Nachkriegszeit zu leisten. Im Unterschied zum Hilfswerk der Vereinten Nationen, der Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen (UNRRA) sollte die Schweizer Spende als patriotisch gesinnte Hilfsorganisation des Schweizer Volkes auch zur Überwindung der außenpolitischen Isolation des Landes beitragen.

Bis zu seiner Aufhebung (30. Juni 1948) verfügte die Organisation über 203,95 Mio. SFr., zu denen die Eidgenossenschaft in zwei Raten 152,85 Mio. SFr. beigesteuert hatte.

Eine Broschüre mit dem Titel "Unser Volk will danken", von der 1,5 Mio. Exemplare verschickt wurden, gab den Anstoß zu einer öffentlichen Sammelaktion, bei der von Februar 1945 bis März 1946 ca. 47 Mio. SFr. zusammenkamen. Mit diesem Geld wurden Hilfstätigkeiten in 18 Ländern finanziert – auch in Deutschland. Das vom Bundesrat eingesetzte Nationalkomitee stand unter dem Vorsitz des früheren Ratsabgeordneten Ernst Wetter, während seine Zentrale von Rodolfo Olgiati geleitet wurde. Aus der Schweizer Spende ging 1948 die Schweizer Europahilfe hervor.

Quellen http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D43513.php – Schweizer Spende, 1944-1948: Tätigkeitsbericht, 1949

Bibliographie

- J. Weidmann, "Ursprünge der schweizerischen Entwicklungshilfe", in SF, 19, 1993, 142-155
- J.-C. Favez, "Le Don suisse et la politique étrangère", in *Des archives à la mémoire*, a cura di B. Roth-Lochner et al., 1995, 325-339

Frovincia - 81	Bologna Bologna
Cal. 2. Classe Fasc	L: II Febbraio, 1946 1976
N. Div. Sez	UFFICIO SOCCORSO OPERAIO SVIZZERO.
Allegoli N	Via Pabermo 6
Richiesta soccorsi	MILANNO
un pensiero di gratitudine alla Delegabotto per la particolare attenziona Abbiamo appreso lear ficativa, particolareggiata e precisa Come da richiesta va comunicano i seguenti Popolazione anteguerra 7.200 = Attuale	a del giorno 27 u.s. a del giorno 27 u.s. a del giorno 27 u.s. arbale da parte di un Rappresentana, dati: orso della popolazione ha carattere in condizioni di estremo bisogno. bito vari rastrellamenti da parte inando le atr octtà nel rastrela cottò re 1945 nel quali giorni al modo più inumano e barbaro. gono centinaie di morti, e cent ia copoliti sul euclo esposti all'insulto minati e circondati di mine. ttobre 1944 ordine generale di evacuate te, non permettendo ai civili di ie. vacuazione e di sosta del fronte i ruciate, distrutte, tutto una maceri distrutto. orre ogni cosa ad iniziare dall'ago popolo per la sua tenacia e fedel a quasi totalità e compie veri eroismi nte la tenacia volonta ed abnegazion neati in questa zona. i evacuazione ha messo in modo partia ni di denutrizione e gracilità tan arli dal mo roo della tubercolosi. ha un rifugio periletto paglia, sena li, non un atrezzo, senza una capo tacolano l'opera di ricostruzione e mediato, vasto e reale può ancora ga= unto ha es offertovper cause di guerra.

 $Dokument \ aus \ dem \ Dokumentationszentrum \ Marzabotto - Archiv \ Mario \ Degli \ Esposti.$

FLÜCHTLINGSLAGER FLORENZ (Via della Scala)

Die KIRCHE und das KLOSTER SAN JACOPO DI RIPOLI standen von 1794 bis 1883 unter der Verwaltung der Montalve-Schwestern, die bei ihrem anschließenden Umzug in die Villa "Alla Quiete" alle Kunstwerke dorthin mitnahmen.

In der Lünette der an der Via della Scala gelegenen Kirchenfassade ist nur das verglaste Terrakotta-Hochrelief (1510) von Giovanni della Robbia (1469-1529) erhalten geblieben, das die Gottesmutter mit ihrem Kind sowie die Heiligen Jakobus den Älteren und Domenikus zeigt (s. Foto).

1883 wurde das Kloster vom Staat erworben und in eine Kaserne umgewandelt, die ursprünglich "Vittorio Emanuele II." hieß und später zum Sitz des 3. Telegraphenregiments "Genio" wurde. Ende 1944 trafen wir nach dem Verlassen unserer Dörfer dort als Flüchtlinge ein.

Daraufhin beschloss die Stadt Florenz 1945 in einem öffentlichen Dekret, die Räumlichkeiten des Gebäudekomplexes zu beschlagnahmen und vorübergehend als Flüchtlingsunterkünfte zu nutzen.

1946 wurde das Gebäude den Streitkräften zurückgegeben und nach Leutnant Simone Simoni benannt, einem tapferen Kämpfer im Ersten Weltkrieg.

Schließlich wurde die Kaserne 1980 endgültig in zwei getrennte Bereiche geteilt: die Kaserne "Morandi" (Sitz des 43. Fernmeldebataillons "Abetone") und die Kaserne "Simoni" (Sitz der Kommandoabteilung der toskanisch-emilianischen Militärregion).

Seit 2002 ist das ehemalige Kloster Sitz der Verwaltungsdirektion der italienischen Streitkräfte.



Die Fenster unserer Schlafsäle und die Terrasse, auf der wir zusammen Karten spielten. Kaum war ich in Florenz angekommen, fühlte ich mich sicher. Kein einziges Flugzeuggeräusch, kein Kanonenfeuer, wie ich es zuvor erlebt hatte, als das Gebiet des Monte Salvaro nach den Massakern bombardiert wurde. Ich erinnere mich noch an die Karren voller Verletzter, die vom Berg heruntergebracht wurden. Gegenüber unserem Schlafsaal befand sich das Lager mit den humanitären Hilfsgütern. Dort lagerten Kleiderpakete, die an die Flüchtlinge verteilt wurden. (Maria Paselli)

Giannina, meine Mutter, arbeitete in der Leitung und Verwaltung des Warenlagers mit, während ich im Santa-Maria-Nuova-Krankenhaus in Florenz behandelt wurde. (Anna Rosa Nannetti)

LA CASERMA "SIMONI"

La Caserma, in origine chiamata "Vittorio Emanuele II", dal 1883, anno della sua fondazione, ospitò il 3°Reggimento Genio Telegrafisti. In seguito nel 1945 il Comune di Firenze decise di requisire i locali per destinarli temporaneamente ad alloggi per gli sfollati.

UFFICIO REQUISIZIONI FIRENZE PIAZZA STROZZI, 2 24 Millionia Pia Min Batti Numero di Req. 4907 Numero di serie REQUISIZIONE DI TERRENI E FABBRICATI Si comunica che su richiesta del Comando Alleato - il Comando Militare Territoriale di Firenze, con foglio N.4560/SERV.in data 15/12/1942 la requisizione dell'immobile ad XIII . Caserma V. Emanuela II. di proprietà del sito in Firenze con decorrenza dal I OTTOBRE 1945 Firenze, 1: 27/12/1945 IL CAPO URSCIO REGUISIZION Al Sig. ViaSt Bicevenie

Dokument der Stadt Florenz über die Beschlagnahmung der Kaserne "Simoni".



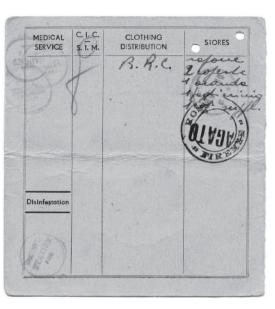
Als wir ankamen, wurden wir in einer entweihten Kirche untergebracht. Auf dem Boden lag Stroh. Dann kamen wir in die Schlafsäle, wo bis zu vierzig Personen untergebracht waren. In der entweihten Kirche ging ich bei einem Geistlichen namens Pater Mongai zum Katechismus. Dieser wollte, dass ich zur Firmung gehe, aber meine Mutter war dagegen, weil sie wollte, dass ich mich in meiner Heimatgemeinde firmen lasse. (Maria Paselli)



Ich war im Hof gegenüber, wo es hohe Arkaden, aber keine Terrasse gab. Wir schliefen im Erdgeschoss. Bei uns wurde das Essen direkt vor unseren Schlafsälen ausgeteilt: ein wenig Brühe in einer Blechdose (eine leere Konservendose oder etwas Ähnliches) und ein Brötchen. Eines Tages wurde in meine Dose eine dünne Suppe mit Bohnen und Nudeln gefüllt.

Da ich sie so nicht essen konnte, ging ich zum Trinkbrunnen im Hof und "wusch die Suppe", d. h. ich schüttete die Brühe vorsichtig weg und behielt nur die Suppennudeln und die Bohnen, die aber nach nichts schmeckten. Schließlich schenkte uns eine Frau einen Suppenwürfel. Meine Mutter löste ihn in etwas Wasser auf, das sie auf dem Ofen unseres Schlafsaals aufgewärmt hatte. Und so konnten wir alle essen. Im Obergeschoss schliefen alle auf Feldbetten, während wir im Erdgeschoss dicht an dicht auf dem Boden lagen und nur Decken unter uns hatten. Im Erdgeschoss waren die Krankenstation und die Ambulanz. Die Desinfektion mit DDT zur Bekämpfung von Läusen war obligatorisch. (Lina Ventura)

1 4 MAG 1945		
A.M.G. FVACUATION CAMP No 27		
FLORENCE REFUGEE CENTRE		
D. P. R. S.	ALLIED COMMISSION	
No. 8470	No in A No of A. 21	
Name	hungs Row	
Age 2	fill was	
Arrived 2.4	From Grissacca	
Departed	For 4 41	
Remarks	Jul 8	
		1



A.M.G. EVACUATION CAMP N. 27			
D. P. R. S.	ALLIED COMMISSION		
No. 8470	No in family 2	No of room A. ?/	
Name F	aya (fior securio	
Age 30 Dimestr			
Arrived 11-4 From Grissauce			
Departed For 9,45			
Remarks		w S	



Anmeldeschein für das Flüchtlingslager und Kriegsflüchtlingsausweis.

Die Geschichte meiner Mutter von John Madden

Ich bin Engländer. Meine Mutter, Nilva Marchi, wurde 1923 in Casa Minghello bei Grizzana geboren. Bis zu ihrer Flucht nach Florenz am Ende des Zweiten Weltkriegs lebte sie in Pian di Bagullo bei Pioppe di Salvaro. Ihr Vater Adolfo Marchi war der Dorfschreiner. Zusammen mit ihm und ihrer Mutter Genoveffa Palmanti, ihren Schwestern Clara und Paolina sowie ihrem Bruder Dino wohnte sie auf einem Bauernhof in der Nähe der Kirche von Salvaro.

Als Kind liebte ich die wunderbaren Geschichten meiner Mutter über ihr Leben in Italien und die Berge. Sie erzählte mir, wie sie als kleines Mädchen, ihr Köfferchen packte, wann immer sie Lust dazu hatte, und über einen schmalen Steinpfad zu Onkel Dante und Tante Maria nach Casa Minghello auf die Berge ging, wo sie eine Zeit lang blieb und erst zurückkehrte, wenn es ihr dort langweilig wurde. Ich habe immer die Natur geliebt und lauschte deshalb mit Begeisterung ihren Erzählungen von dem Wildschwein, das sie in der Nähe des Brunnens hatte kämpfen sehen, und dem Wiedehopf, der in den Wäldern rief (diese Vögel sind für einen Briten sehr exotisch, da sie in England nicht vorkommen). Ihre Erzählungen vom Bauernhof gefielen mir besonders gut: wie sie ein Schwein bis zum alljährlichen Besuch des Metzgers mästeten; wie jedes Stück des Schweins verwertet wurde, sogar die Borsten; wie aus den Kastanien, die ringsherum wuchsen, Mehl gemacht wurde und wie ihr Onkel auf den Bergen Rebhühner jagte. Ich wusste, dass ihr Onkel Giulio in Colonia lebte, sein Hof aber so weit entfernt lag und der Weg dorthin so schlecht war, dass man ihn nur auf einem Pferd oder Maulesel erreichen konnte. Ich wusste, dass einige Bergtäler so tief eingeschnitten waren, dass dort der Schnee über Monate nicht schmolz. Und die Orte hatten alle zauberhafte Namen, wie Monte Sole ("Sonnenberg"), oder Ca' La Fame ("Haus des Hungers").

Über den Krieg wusste ich wenig. Ich wusste, dass mein Onkel Dino von den Deutschen verhaftet und im Juli 1944 in Grizzana erschossen wurde. Er war 16. Unklar ist, was meinem Großvater Alfonso widerfuhr. Vermutlich wurde er von einer Granate getroffen und starb an den dabei erlittenen Verletzungen. Ich glaube auch, dass der Onkel meiner Mutter, Adolfo, der zusammen mit seinem Bruder Dante als Landwirt und Viehzüchter in Casa Minghello arbeitete, auf eine Mine trat und dabei tödlich verletzt wurde. Außerdem erinnere ich mich daran, dass die verletzten Deutschen ins Tal gebracht wurden und auf der Straße bei Pian di Bagullo lagen. Meine Mutter erzählte, dass sie ihnen Wasser gaben. Ich weiß noch, dass ich sie fragte, warum sie das gemacht hätten, und sie mir sagte, die Soldaten seien bloß junge Männer und die normalen deutschen Soldaten Menschen wie alle anderen gewesen. Nur die SS und die Gestapo seien anders gewesen.

1967 fuhr ich mit meiner Familie nach Italien. Ich war damals elf, und es war mein allererster Urlaub und Auslandsaufenthalt. Pioppe war wunderschön, genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Alles war anders als in England, das Wetter, das Essen, die Berge (Essex, wo ich lebe, liegt am Meer und ist sehr flach), ja sogar die Gerüche waren seltsam, aber anregend. Casa Minghello war herrlich. Es gab einen Getreidespeicher und einen Keller voller Lebensmittel. Der Schweinestall lag direkt am Haus. Das unterhalb von Pioppe gelegene Tal bot bezaubernde Panoramen. Die Cousins meiner Mutter, Bruno, Marino und Giovanni Palmanti, zeigten mir amerikanische Helme und Patronen. Ich fand auch das toll. Aus der Sicht eines Schuljungen erschien der Krieg als etwas sehr Britisches und Romantisches.

Es war ein zauberhafter Urlaub. Doch ein, zwei Dinge bezüglich des Krieges sind in meinem Kopf haftengeblieben. So erinnere ich mich an die alte Tante meiner Mutter, die freundlich war, aber auch sehr vehement. Sah sie nämlich ein Kind mit einer Spielzeugwaffe, schien sie außer sich zu geraten. Deswegen musste ich auch meine Waffe verstecken. Bestimmt hing das Ganze mit dem Krieg zusammen. In Pioppe schauten wir uns auch die Mühle an. Meine Mutter erzählte, dass ihr Onkel dort von den Deutschen erschossen worden und seine Leiche ins Wasser unter dem Mühlrad geraten war. Ich erinnere mich auch an etwas für mich sehr Ungewöhnliches. Ich spielte mit einigen Jungen aus Pioppe. Sie waren sympathisch und freundlich, hatten dasselbe Alter wie ich und waren sehr nett zu mir. Wir spielten Krieg, doch ich konnte ihr Spiel nicht begreifen. Sie wollten immer nur so tun, als ob sie erschossen würden und tot zu Boden fielen. In England spielten wir anders Krieg. Wir griffen die Deutschen an und brachten sie um, ohne von ihnen getötet zu werden.

Viele Jahre lang war das alles, was ich über den Krieg in Pioppe wusste. 1988 reiste ich mit meiner Mutter, meiner Schwester und ihrer Familie wieder nach Pioppe. Bei diesem Besuch gingen wir auch auf den Friedhof von Salvaro, um der Toten aus der Familie meiner Mutter zu gedenken. Dort bemerkte ich eine Gedenktafel für die Opfer der Massaker von 1944. Es war erschütternd zu sehen, wie viele Menschen ermordet wurden und wie alt sie waren: Babys, Kinder, Frauen, Alte. Am meisten jedoch schockierte mich das Datum: der 29. September 1944, mein Geburtstag. Davon hatte mir nie jemand etwas erzählt.

Natürlich wusste ich, dass meine Mutter meinen Vater während des Kriegs kennengelernt hatte, und zwar im Flüchtlingslager in der Via della Scala in Florenz, wohin die Familie meiner Mutter evakuiert worden war. Allan, mein Vater, war ein britischer Soldat, der die Offizierskantine leitete und die Vorräte einkaufen musste, und meine Mutter ging gewöhnlich mit zum Einkaufen.

Mein Vater war in der britischen Armee, seitdem er sich mit vierzehn Jahren als Jungsoldat verpflichtet hatte. Sein Verband, die Cameronians, war ein hartes schottisches Infanterieregiment, dessen Mitglieder aus Glasgow und Umgebung stammten und das eine lange Geschichte hatte, war es doch schon im 17. Jahrhundert gegründet worden, um die Engländer und ihre Verbündeten zu bekämpfen, die versuchten, das geliebte Schottland unter ihre Macht zu bringen. Dabei war mein Vater Engländer! Er trat in das Regiment ein, weil schon sein Vater (auch er Engländer) bei den Cameronians gedient hatte. Ich frage mich oft, wie mein Vater und seine Brüder es als Engländer in einem Regiment mit einer solchen Geschichte und Tradition aushalten konnten.

Mein Vater hat den ganzen Krieg hindurch gekämpft, nachdem er 1939 an dem britischen Kriegszug in Frankreich teilgenommen hatte. Bei Kriegsende hatte er den Dienstgrad eines Sergeants erworben. In Dünkirchen wurde er verletzt und auf ein Lazarettschiff in Sicherheit gebracht. Auf Madagaskar bekämpfte er die französischen Kollaborateure von Vichy, dann ging er nach Indien, wo man auf die Japaner wartete. Sein Bataillon blieb aber nicht lange in Indien, sondern zog weiter nach Persien, um dort Soldaten auszubilden und die Ölfelder zu schützen. Dann wurde es, was geradezu unglaublich ist, auf dem Landweg über Palästina und Ägypten nach Nordafrika geschickt, um sich dem Kampf gegen das Deutsche Afrikakorps anzuschließen. Dort könnte mein Vater sogar gegen die italienische Armee gekämpft haben! Ich kenne seine Unternehmungen in Nordafrika nicht bis ins Detail, weiß aber, dass er an der Invasion in Italien beteiligt war. Ich bin mir sicher, dass er in Anzio und Salerno kämpfte, habe aber keine Ahnung, was ihm zwischen diesen beiden Schlachten und der Zeit widerfuhr, als er meine Mutter

in Florenz kennenlernte. Ich weiß nur, dass er in Italien verletzt und deshalb in eine Offizierskantine statt zum Einsatz an die Front abgestellt wurde.

Meine Eltern heirateten in Salvaro und zogen dann nach Österreich, wo mein Vater in den Besatzungstruppen diente. Patricia, meine große Schwester, kam in Wien zur Welt. Anschließend wurde mein Vater aus der Armee entlassen, weil er – vermutlich infolge seiner Verletzungen – nicht mehr diensttauglich war. Meine Eltern kehrten nach England zurück, um dort gemeinsam ein neues Leben anzufangen. Was für ein Aufsehen muss eine 23-jährige Frau aus Pioppe in England erregt haben, die gerade mal vier Jahre ihres Lebens eine Schule besucht hatte und kein Wort Englisch sprach! Meine Eltern ließen sich in Southend in Essex am Meer nieder. Obwohl sie sich nie einer sehr guten Gesundheit erfreuten, führten sie eine glückliche Ehe mit drei Kindern. Das Englisch meiner Mutter wurde exzellent.

Was 1944 wirklich geschah, habe ich erst richtig verstanden, als ich das Buch "Silence on Monte Sole" ("Schweigen über Monte Sole") des amerikanischen Journalisten Jack Olsen gelesen habe. Es handelt sich dabei um einen detaillierten, auf Englisch verfassten Bericht, der auf den Erzählungen von Überlebenden beruht. Er beginnt mit einer Darstellung des Lebens in den Bergen vor dem Zweiten Weltkrieg und beschreibt die Gesellschaft und Kultur der Gebirgsbewohner zur damaligen Zeit. Ich habe diesen Teil des Buches faszinierend gefunden. Darauf folgt eine detaillierte Schilderung der grauenhaften Ereignisse im Herbst 1944. Die Lektüre dieses Teils ist mir sehr schwer gefallen. Und ich habe mich gefragt, wie meine Familie es geschafft hat, diese schreckliche Zeit zu überleben.



Im Hof stand ein Gebäude, wo man das Essen holen ging. Wir bekamen immer Mehlsuppe mit Hülsenfrüchten und mussten uns in zwei Schlangen aufstellen. Jeder hatte eine Karte mit Essensmarken, von denen bei jedem Essensgang eine abgerissen wurde. Aus einem Fenster bekamen wir unsere Ration gereicht, dann kehrten wir zum Essen in den Schlafsaal zurück. Anfangs gingen wir alle mit Einmachgläsern, Blechdosen oder sonstigen Behältern, die sich auftreiben ließen, zur Essensausgabe. Später bekamen wir einen Blechnapf zugeteilt. (Ersilio Gabusi)

Ich hatte einen kleinen Aluminiumtopf, den ich auf dem Weg nach Castiglion dei Pepoli in einem Graben gefunden hatte. (Maria Paselli)

DEPORTATION UND ZWANGSARBEIT

CINZIA VENTUROLI

COLLE AMENO

Das Dorf Colle Ameno liegt an der Straße nach Porretta Terme. Im 18. Jahrhundert erlebte es dank des Marchese Filippo Carlo Ghisilieri, der es in eine "ideale Stadt" umwandeln wollte¹⁵, eine bedeutende Entwicklung. Viel später, vom 6. Oktober bis zum 23. Dezember 1944, wurde das Dorf als Konzentrations- und Durchgangslager für Männer im Alter zwischen 17 und 55 Jahren benutzt, die unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Stand, ihrem Glauben und ihren politischen Überzeugungen inhaftiert worden waren, um als Arbeitskräfte eingesetzt zu werden. Im Rahmen des nazistischen Plans zur Nutzung aller verfügbaren italienischen Ressourcen – Arbeiter, Fabriken, Rohstoffe und Agrarprodukte – war Colle Ameno ein Knotenpunkt in einem Netz, mit dessen Hilfe der Transport von Häftlingen nach Deutschland sowie an die Front und an Orte organisiert wurde, wo kriegsbedingt ein hoher Bedarf an Arbeitskräften bestand. Zu diesem Zweck gab es in Norditalien sowohl kleinere Lager, wie das in Colle Ameno, als auch größere wie die die Rote Kaserne in Bologna und das Durchgangslager in Fossoli.

In Colle Ameno befand sich der Sitz eines Luftwaffenkommandos. Doch in den ersten Oktobertagen 1944 wurde dieses durch die SS ersetzt, insbesondere durch deren Militärpolizei, die SS-Feldgendarmerie, wie es schon seit April auf dem gesamten Gebiet der Gemeinde Sasso Marconi geschehen war. 16 Auf der Suche nach Männern, die für die Arbeit "verwertet" werden konnten, und mit dem Ziel, das Hinterland der Front mit unnachgiebiger Härte zu überwachen, führten die deutschen Truppen zahlreiche Kontrollen und Durchkämmungsaktionen durch. Infolge der Verschlechterung der Lebensbedingungen kam es zwischen Oktober und November 1944 auf Befehl der nazistischen Kommandos zur Evakuierung des nahezu gesamten Gemeindegebiets. Die Einwohner wurden gezwungen, sich zu Fuß oder mit Behelfsfahrzeugen wie Karren, die von Ochsen gezogen wurden, falls diese nicht schon vorher von den Deutschen requiriert worden waren, nach Bologna zu begeben. Der Weg in die Stadt führte über die Via Porrettana vorbei an Polizeisperren, in ständiger Gefahr, auf eine der im Gebiet massiv vorhandenen deutschen Patrouillen zu stoßen, und vorbei an Colle Ameno, dessen Ortseingang direkt an der Via Porrettana bei Pontecchio Marconi liegt. Das Risiko der Männer, dort in Lagerhaft zu geraten, war entsprechend groß.

Nach ihrer Internierung im Lager wurden die Häftlinge einer ersten Selektion durch den Kommandanten Friedrich Brotschy unterzogen und dann zur Zwangsarbeit abgestellt. Die genaue Anzahl der Inhaftierten, die bestimmt mehrere tausend betrug, konnte nicht rekonstruiert werden. Eine Wandaufschrift bezeugt, dass am 18. Dezember 1944 in einem einzigen Raum 234 Männer zugegen waren.

Die Internierung dauerte gewöhnlich nicht sehr lang, da die Männer an den Ort ihres Arbeitseinsatzes oder in andere Sammelstätten gebracht wurden: In den Erinnerungen einiger Betroffener handelte es sich bei dem Zielort um die Rote Kaserne, was aber eher unwahrscheinlich ist, weil das Bombardement vom 12. Oktober dieses Lager unbewohnbar gemacht hatte. Das neue Ziel könnte jedoch eine andere Kaserne

¹⁵ Francesca Pellegrini, Il sogno della ragione L'attuazione del progetto del Marchese Filippo Carlo Ghisilieri a Colle Ameno, 1733-1765, in Graffiti di memoria. Colle Ameno dall'utopia alla prigionia, hrsg. von Cinzia Venturoli, Sasso Marconi, Gemeinde Sasso Marconi, 2007.

¹⁶ Cinzia Venturoli, Colle Ameno: campo di concentramento e smistamento, in Graffiti di memoria. Colle Ameno dall'utopia alla prigionia, a.a.O.

in Bologna gewesen sein, das dritte Artillerieregiment bei Porta San Mamolo, und in diesem Fall lief man natürlich Gefahr, nach Deutschland deportiert zu werden. Normalerweise wurden die Männer aber für Arbeiten in Frontnähe eingesetzt.

In den Tagen der Gefangenschaft kam es zu etlichen Gewaltexzessen: Oft wurden die Häftlinge grundlos verprügelt oder einige von ihnen wurden willkürlich ausgesondert und aus dem Schlafsaal, in dem sie zusammengepfercht waren, entfernt – diese Gefangenen sollten nicht mehr zurückkehren.

Nach dem Blutbad von Monte Sole wurden Razzien durchgeführt und zahlreiche Männer zur Deportation nach Deutschland festgesetzt. Daraufhin erfolgte ein Aufruf, mit dem alle erwachsenen Männer unter Androhung von Erschießung aufgefordert wurden, sich bis zum 5. Oktober bei den deutschen Kommandos zur Ausweiskontrolle zu melden. Alle, die dem Aufruf Folge leisteten, wurden verhaftet und größtenteils von der Organisation Todt für Reparaturarbeiten im Gebiet eingesetzt. Einige von ihnen wurden in Colle Ameno gefangengehalten, wo am 18. Oktober 1944 sechs Männer aus Marzabotto und Lama di Reno erschossen wurden. Bei Kriegsende fand man 21 Leichen, die auf dem Gelände um die Villa herum vergraben worden waren, darunter auch die sechs am 18. Oktober ermordeten Häftlinge sowie andere Personen, die im November und Dezember 1944 der Lynchjustiz zum Opfer gefallen waren. Den Grund dieser Erschießungen nachzuvollziehen, fällt schwer. Manchmal wurden Personen getötet, die nicht arbeitstauglich waren oder als so betrachtet wurden. In anderen Fällen ist es unmöglich, den Grund und Hergang der Ermordungen genau zu rekonstruieren.

Das Lager von Colle Ameno wurde am 23. Dezember 1944 aufgelöst.

CASERME ROSSE - ROTE KASERNE

Gefangene aus den Regionen Toskana, Marken, Umbrien und Emilia Romagna sowie anderen Gegenden Italiens wurden vorübergehend in den "Caserme rosse", der Roten Kaserne von Bologna interniert, einem von den deutschen Streitkräften und der republikanischen Nationalgarde geleiteten Sammel- und Durchgangslager. Die ersten Gefangenen, die in die Rote Kaserne verbracht wurden, waren Soldaten, denen es im Verlauf der nach dem Waffenstillstand erfolgten Auflösung der Armee nicht gelungen war, ihrer Verhaftung zu entgehen. Und im Oktober 1943 wurden hier Carabinieri aus Rom, Latium und Kampanien gefangen gehalten.

Es lässt sich nicht mit Exaktheit sagen, wie viele Gefangene die in der Nähe der Pferderennbahn in der heutigen Via di Corticella 147 gelegene Kaserne passierten. Aus einem Dokument geht hervor, dass zwischen Juni und Oktober 1944 ca. 35.000 Menschen aller sozialen Schichten, darunter auch festgenommene Partisanen, als Arbeitskräfte verschleppt wurden. Nach Angaben der Militärkommandantur 1012 wurden vom 15. Juli bis zum 11. August in der Provinz Bologna 3.336 Männer und 47 Frauen verhaftet und in die Rote Kaserne gebracht¹⁷.

Wir wissen nicht allzu viel über diesen Ort. Unser Kronzeuge ist Don Giulio Salmi, der im Februar 1944 zum Gefängniskaplan der Roten Kaserne ernannt wurde, wo er in Zusammenarbeit mit Salesianerinnen, Rotkreuzschwestern und Freiwilligen ein

¹⁷ L. Klinkhammer, L'occupazione nazista e la società tosco-emiliana a cavallo della Linea gotica secondo le fonti tedesche, in L. Arbizzani (Hrsg.), Al di qua e al di là della Linea gotica, Regione Emilia Romagna e Toscana, 1993, S. 142. Von diesen wurden 1.903 Männer und 38 Frauen nach Deutschland geschickt, 1.151 Männer wurden in Italien eingesetzt und 282 Männer und 9 Frauen wurden für arbeitsuntauglich erklärt.

Hilfsnetzwerk für die Gefangenen namens "Pro rastrellati" ("Für die Internierten") organisierte.

Die Ankunft im Lager erfolgte gewöhnlich nachts. Die Unterbringung dürfte alles andere als komfortabel gewesen sein. Als nächstes folgte eine ärztliche Untersuchung, danach wurden die Gefangenen in drei Gruppen eingeteilt: Die erste umfasste alle Männer, deren Gesundheit für gut eingestuft wurde und die folglich als tauglich für die Arbeit in Deutschland befunden wurden; zur zweiten gehörten diejenigen, die für den Arbeitseinsatz in Italien bestimmt wurden; die dritte bildeten die Behinderten, die aus dem Durchgangslager entfernt wurden. Für die erste Gruppe begann eine lange Reise nach Deutschland, in der Regel mit einem Zwischenstopp im Durchgangslager von Fossoli, dann weiter in Richtung Brenner. Seit dem 12. August gab es eine regelmäßige Zugverbindung zwischen der Roten Kaserne und Fossoli.

Ab August wurde die Selektion Zeugenberichten zufolge direkt von den Deutschen durchgeführt, vermutlich von einem Militärarzt, da der zuständige italienische Arzt, Dr. De Biase, der Häftlingsbegünstigung bezichtigt worden war¹⁸.

Obwohl sich die Verschleppten nur kurz im Lager aufhielten, litten sie in dieser Zeit, wie man sich gut vorstellen kann, unter zahlreichen Entbehrungen und Missständen. Dazu zählten Wassermangel, nicht ausreichendes Vorhandensein sanitärer Anlagen, fehlender Schutz vor Kälte, Mangel an Decken und Kissen, die frei von Parasiten waren, sowie Gewalttätigkeiten und Übergriffe durch das Wachpersonal.

Im September übernahm die SS von der Wehrmacht die Leitung der Roten Kaserne, und am 9. Oktober wurde Don Salmi, der bereits längere Zeit bedroht worden war, im wahrsten Sinne des Wortes mit Fußtritten herausgeworfen. An seine Stelle trat Bice Braschi, eine Rotkreuzschwester, die bis zum 12. Oktober in der Roten Kaserne blieb, als ein Luftangriff das Lager dem Erdboden gleichmachte. Daraufhin wurden die Gefangenen in die Kaserne des dritten Artillerieregiments bei Porta San Mamolo verlegt.

Am 14. Oktober erhielt Don Salmi den Befehl, seinen Betreuungsdienst sowohl in der Kaserne des dritten Artillerieregiments als auch unter den Gefangenen in Pieve del Pino, Villa Malvasia (bei Sasso Marconi), Paderno, Roncrio, Croara und anderen Lagern wiederaufzunehmen.

¹⁸ L. Aquilano, 1944 – "Vengono i tedeschi ci prendono in casa". I rastrellamenti, i campi di concentramento nell'area toscana, romagnola, bolognese. Prima ricognizione, Bologna, editcomp, 1995, S. 14.

ORGANISATION TODT

Gian Luca Luccarini

Die Organisation Todt (OT) war eine paramilitärische Bautruppe, die zunächst im nazistischen Deutschland und später unter Einsatz von mehr als 1,5 Mio. erwachsenen und jugendlichen Zwangsarbeitern in allen von der Wehrmacht besetzten Ländern tätig war. Die von Fritz Todt, dem späteren Reichsminister für Bewaffnung und Munition, gegründete Organisation operierte während des ganzen Zweiten Weltkriegs in enger Zusammenarbeit mit den militärischen Oberkommandos.

Die Hauptaufgabe der Organisation bestand in der Erstellung von Straßen, Brücken und anderen Verkehrsadern, die für die deutschen Streitkräfte und die Versorgungslinien zur Front von lebenswichtiger Bedeutung waren, sowie von Schutz- und Befestigungsprojekten: Der Westwall, der Atlantikwall und – in Italien – die Gustav-Linie und die Gotenstellung gehören zu den bedeutendsten von der OT durchgeführten Baumaßnahmen.

Die Zahl der in der Bauorganisation beschäftigten Ingenieure, Techniker und Facharbeiter war eher gering. Der größte Teil der schweren Arbeiten wurde von einer gewaltigen Anzahl von Arbeitern, darunter auch sehr viele Kriegsgefangene, ausgeführt (1944 waren es mehr als 1,5 Mio.).

1944 wurde auch mein Vater Antonio Luccarini zur Arbeit bei der OT einberufen. Um nicht zu den Deutschen gehen zu müssen, setzte er sich auf Anraten unseres Briefträgers, Angiolino Bertuzzi, zur Brigade "Roter Stern" auf den Monte Sole ab.

MONTE SOLE HEUTE



DANTE CRUICCHI: FRIEDENSSTIFTER

Am 1. April 2011 starb Dante Cruicchi.

Ich möchte mit einfachen Worten an ihn erinnern, über die, wie ich glaube, auch er sich gefreut hätte.

Ich hatte Dante sehr gern. Wir lernten uns 1975 bei der Kommunalwahl kennen, als er zum Bürgermeister von Marzabotto gewählt wurde, was er zwei Amtszeiten lang bleiben sollte.

Er war ein unermüdlicher Arbeiter, der an alles glaubte, was er tat, stets ohne Eigeninteresse, nicht um seiner Karriere willen, sondern zum Wohl unserer Gemeinde.

Er betrachtete die Politik – die wahre, gute und schöne Politik – als ein Werkzeug zur Verbreitung der Demokratie, zur Bekämpfung von Ungerechtigkeit, zur Schaffung und zum Schutz von Arbeitsplätzen, zur Stärkung von Solidarität und Legalität – gegen jeden Missbrauch.

Mit unbeugsamer Konsequenz führte er sein Amt, kämpfte er für die Freiheit. Er war Antifaschist und Partisan, ein Mensch, der zwar Partei für seine Ideen ergriff, aber stets zum Zuhören, zum Gespräch und zur Diskussion bereit war.

Zuerst als Bürgermeister und später als Vorsitzender des Regionalkomitees für die Ehrung der Gefallenen in Marzabotto bemühte er sich mit großem Eifer um die Bewahrung des Gedenkens an eines der niederträchtigsten Kriegsverbrechen gegen die Zivilbevölkerung und machte zunächst Marzabotto und dann auch Monte Sole zu einem Symbol des Friedens in Italien und ganz Europa.

Aus den vielen bedeutenden Ereignissen, die seiner Initiative zu verdanken sind, möchte ich hier nur zwei herausgreifen: den Besuch des deutschen Bundespräsidenten Rau zusammen mit seinem italienischen Amtskollegen Ciampi in San Martino und die Begegnung von Papst Johannes Paul II. mit den Angehörigen der Opfer.

Es ist unsere Absicht, die neue Grundschule nach ihm zu benennen und ganz in seinem Sinne zu schreiben:

"Grundschule Marzabotto Dante Cruicchi, Friedensstifter".

Danke, Dante, für all das, was du für unsere Gemeinde getan hast.

Romano Franchi, Bürgermeister von Marzabotto



17. April 2002 – San Martino. Besuch von Bundespräsident Rau und dem italienischen Staatspräsidenten Ciampi.

WENN NUR ALLES SO EINFACH WÄRE

Erinnerung und Erziehung in der Friedensschule Monte Sole

von Marzia Gigli und Elena Monicelli

Wenn nur alles so einfach wäre.

Wenn es nur böse Menschen gäbe,
die heimtückische, böse Taten begehen,
und man sie nur vom Rest der Menschheit isolieren
und unschädlich machen müsste.
Die Linie aber, die das Gute vom Bösen trennt,
verläuft scharf durch das Herz jedes Menschen.
Im Grunde liegt es doch nur daran, wie die Dinge liefen,
dass die anderen, und nicht wir selbst, zu Mördern wurden.
Alexander Solschenizyn, Der Archipel Gulag

Zwischen den Tälern des Sturzbachs Setta und des Flusses Reno befinden sich heute auf den Hügeln südlich von Bologna Wälder und Wiesen und einige landwirtschaftliche Nutzflächen. Bis zum Zweiten Weltkrieg gab es dagegen in dem gesamten Gebiet Weiler und Dörfer. Die Stille und der Frieden dieser scheinbar unberührten Gegend sind das Ergebnis furchtbarster Gewalt, an welche die noch vorhandenen Ruinen erinnern. Diese bezeugen, was hier zwischen dem 29. September und dem 5. Oktober 1944 geschah, als die Front in nächster Nähe verlief. Damals war Monte Sole der Schauplatz eines von nazistischen Soldaten mit Unterstützung italienischer Faschisten durchgeführten Blutbads an der Zivilbevölkerung. Bei den sogenannten Massakern von Marzabotto verloren 800 Menschen ihr Leben¹⁹, vor allem Frauen, alte Menschen und Kinder.²⁰ Am Ort des Geschehens ist die Friedensschule Monte Sole entstanden²¹. deren Wirken ganz unter dem Motto der Versöhnung steht. Versöhnung ist jedoch ein problematischer Begriff. Denn wir sind davon überzeugt, dass Versöhnung nur durch ein Geschichtsbewusstsein möglich ist, das die individuelle und kollektive Verantwortung nicht leugnet, sowie durch die Anerkennung der unterschiedlichen Erinnerungen an die vergangenen Ereignisse im Gedächtnis der Menschen. Deswegen lernen und lehren wir in der Schule, uns zu erinnern.

_

¹⁹ Lange Zeit ging man von einer sehr viel größeren Zahl aus: 1830 Tote. Eine gründliche Untersuchung des Regionalkomitees für die Ehrung der Gefallenen in Marzabotto mit dem Titel *Marzabotto. Quanti, chi e dove* (Bologna, 1995) brachte Klarheit über die tatsächliche Zahl der Opfer von Monte Sole (wobei man die genaue Zahl vermutlich nie erfahren wird). Die Angabe von 1830 Toten, die aus der unmittelbaren Nachkriegszeit stammte und auch in der Begründung für die Goldene Tapferkeitsmedaille auftauchte, schließt auch alle Kriegsopfer vor dem 29. September und nach dem 5. Oktober ein. Sie wird bis heute in vielen Schulbüchern und Geschichtsdokumentationen der Medien verwendet.

²⁰ Das aktuelle Standardwerk zu diesem Thema ist L. Baldissara, P. Pezzino, *Il massacro. Guerra ai civili a Monte Sole*, Il Mulino, 2009. Andere Texte, die Zeugnisse und Aufarbeitungen der Ereignisse rund um die Massaker von Monte Sole enthalten, sind: Luciano Gherardi, *Le querce di Monte Sole. Vita e morte delle comunità martiri fra Setta e Reno. 1898-1944*, Il Mulino, 1986; Renato Giorgi, *Marzabotto parla*, Marsilio, 1955; Lutz Klinkhammer, *Stragi naziste in Italia*, Universale Donzelli, 1995; Luciano Casali, Dianella Gagliani (Hg.), *La politica del terrore. Stragi e violenze naziste e fasciste in Emilia Romagna*, L'Ancora del Mediterraneo, 2008.

²¹ Die Stiftung "Friedensschule Monte Sole" entstand offiziell im Dezember 2002 nach langen Gesprächen zwischen den örtlichen Behörden und der Bevölkerung, die zur Gründung dieser unabhängigen Einrichtung führten. Die Stiftung vermittelt zwischen verschiedenen Initiativen, die auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene dieselben Ziele verfolgen, und hat damit eine primär pädagogische Funktion im Sinne der Förderung einer Kultur des friedlichen Zusammenlebens.

Gedächtnis und Erinnerungen

Wie Portelli sagt: "Es gibt nicht nur ein offizielles und ideologisches Gedächtnis einerseits und ein authentisches und reines andererseits, sondern eine Vielzahl von ideologisch, kulturell und narrativ vermittelten Erinnerungen."²² Ziel unserer Recherchen ist es, den Zusammenhang zwischen der Entwicklung eines offiziellen Gedächtnisses und den vielen individuellen und kollektiven Erinnerungen der Überlebenden und Angehörigen der Opfer so gründlich wie möglich zu erforschen. Folglich geht es uns nicht primär um eine historische Rekonstruktion der Ereignisse, sondern darum, die unterschiedlichen Interpretationen der daran beteiligten Menschen ans Licht zu heben.

Aus diesem Grund hat z. B. die Beziehung zwischen den Partisanengruppen und der Zivilbevölkerung immer im Mittelpunkt unserer Arbeit gestanden. Denn das Klischee des Widerstands als eines vom ganzen Volk geführten Krieges stellt auch den feierlich-symbolischen Versuch der Italiener dar, sich selbst von aller Schuld freizusprechen und die Zustimmung der großen Masse zum Faschismus und ihre kollektive Verantwortung für die Rassengesetze und die Kriegsverbrechen auszublenden. Wie unsere Untersuchungen zeigen, ist die geschichtliche Realität sehr viel komplexer, da die Überlebenden von Monte Sole sich oft gar nicht mit dem Widerstandsparadigma identifizieren können. In ihren Darstellungen stehen die Massaker in keinem größeren Zusammenhang, der die Logik der ihnen zugefügten Gewalt wenigstens teilweise erklären könnte. So erscheint darin zuweilen die bloße Anwesenheit der Partisanen als Ursache dieser Massaker, während die Deutschen fast wie eine Naturkatastrophe erlebt werden, fast so, als trügen sie keine menschliche Verantwortung.²³ Hinter dem Bedürfnis, die Schuld an den Ereignissen den Menschen zuzuschreiben, die sich in Reichweite befinden, verbirgt sich der Wunsch, einer entsetzlichen Situation Sinn zu verleihen und logische Verknüpfungen zu finden, die sie zu erklären vermögen (z. B. die Kriegshandlungen "irregulärer Formationen" und die "natürlichen" Repressalien der nazistischen Streitkräfte).

Dabei haben auch der öffentliche Umgang mit dem Gedächtnis und die offiziellen Feierlichkeiten eine wichtige Rolle gespielt. Die dabei stets betriebene Heroisierung der Kämpfer des Roten Sterns hat die Angehörigen der Opfer bei ihrer Rekonstruktion der Ursachen der Massaker behindert. Folgerichtig schwingt in ihren Berichten ein Gefühl der Manipulation mit: Während sie sich selbst als "unschuldige" Opfer außerhalb jeglicher historisch-politischen Dynamik sehen, instrumentalisiert der öffentliche Diskurs ihre Leiden und macht sie zu "Märtyrern der Freiheit".²⁴ Dabei scheint sich ihr Groll nicht so sehr auf den Partisanenkampf als solchen zu richten, wie er von den Einheimischen im Krieg erlebt wurde, als vielmehr auf den später aufgebauten Mythos

²² Alessandro Portelli, Lutto, senso comune, mito e politica nella memoria della strage di Civitella, in Leonardo Paggi (Hg.), Storia e memoria di un massacro ordinario, a.a.O., S. 86.

²³ "In den Erinnerungen der Überlebenden dieser Massaker wird die moralische Verantwortung nicht denen zugeschrieben, die sie ausführten, also den Deutschen und eventuellen italienischen Kollaborateuren, sondern den Partisanen, mit dem Vorwurf, mit ihren Aktionen und häufig einfach mit ihrer Präsenz die Gewalt Ersterer provoziert zu haben", Michele Battini und Paolo Pezzino, Guerra ai civili. Occupazione tedesca e politica del massacro. Toscana 1944, Marsilio, 1997, S. XIV.

²⁴ In der Begründung für die Verleihung der Goldenen Tapferkeitsmedaille an Marzabotto heißt es z. B.: "14 Monate lang ertrug der Ort die gnadenlose Gewalt der teutonischen Horden, denen es nicht gelang, den Stolz seiner Söhne zu bezwingen, die sich auf den rauen Gipfeln des Monte Venere und Monte Sole verschanzt hatten und ermutigt wurden durch die Liebe und den Ansporn, den sie von den Alten, Frauen und Kindern empfingen…". Renato Giorgi, *Marzabotto parla*, Marsilio, 1955, S. 17.

des "heroischen Partisanen" und "antifaschistischen Widerstands". Die Überlebenden und Angehörigen der Opfer haben in den letzten Jahren eine neue Phase der Aufarbeitung des individuellen und kollektiven Gedächtnisses erlebt: den Beginn der Vorermittlungen und den Prozess um die Massaker von Monte Sole, der von Ianuar 2006 bis Januar 2007 vor dem Militärgericht von La Spezia stattfand.²⁵ Das Gerichtsverfahren bedeutete damals wie heute auch für die territorialen Institutionen die Möglichkeit, jener tragischen Ereignisse auf eine andere Weise zu gedenken. Den Angehörigen und Überlebenden ermöglichte es nicht nur, ihre eigene Geschichte zu erzählen, sondern dies auch an einem Ort zu tun - nämlich vor Gericht -, wo diese in ihrem Wert erkannt, legitimiert und als unabdingbare Informationsquelle und Voraussetzung für das Erreichen von Gerechtigkeit betrachtet wurde. Der Anspruch, das komplexe Geschehen in verfahrensrechtlicher Perspektive minutiös neu aufzurollen, erforderte eine nüchterne Rekonstruktion der Fakten und den Beitrag aller, die etwas dazu sagen konnten und wollten. Viele der Betroffenen – darunter auch solche, die sich aus dem öffentlichen Diskurs bis dahin immer herausgehalten hatten – haben in diesem Fall den Drang verspürt, ihren persönlichen Beitrag zu diesem großen, an einem symbolischen und offiziellen Ort stattfindenden Ereignis zu leisten, wenn auch mit unterschiedlichen Erwartungen und teilweise sogar mit Widerwillen und innerem Widerstand.

Poetik der Erinnerung

Aus unserer Studie zur Poetik und Politik der Erinnerung in der mündlichen Geschichtsüberlieferung (2004-2007) ist ein Dokumentarfilm entstanden: *Quello che abbiamo passato*. *Memorie di Monte Sole* (*Was wir durchgemacht haben*. *Erinnerungen an Monte Sole*). Dieser bietet keine historische Rekonstruktion der Fakten, sondern ist der Versuch, die vielfältig nuancierten Beziehungen zwischen Individuen und Erinnerungen sowie Öffentlichem und Privatem herauszuarbeiten und so den Blick auf die anthropologische Dimension hin zu erweitern. Und genau darin liegt sein enormes pädagogisches Potenzial. Da wir uns Monte Sole schon vor Beginn unserer Arbeit geistig und emotional verbunden fühlten, hat die Begegnung und Auseinandersetzung mit seinen Protagonisten und deren Geschichten zwar die wissenschaftliche Objektivität unseres Unterfangens in Frage gestellt. Andererseits hat uns diese unmittelbare Konfrontation aber auch die Möglichkeit eröffnet, tiefer in ein dichtes Geflecht aus menschlichen Passionen, Geschichte und Geschichten, einander überkreuzenden Erinnerungen, Leiden und Nostalgie, Wut und Groll einzudringen.

Um die Geschichten der Überlebenden und Partisanen in einen Kontext stellen und verstehen zu können, erschien es uns notwendig, den Fokus nicht ausschließlich auf die Schilderung der Massaker zu richten, sondern auf die Erzählung ihres gesamten Lebens auszuweiten, in dem diese als Zäsur zwischen dem *Davor und Danach* stehen. Die Protagonisten sind also keine "Überlebenden", sondern Frauen und Männer mit einer je eigenen, einzigartigen Geschichte, Träger persönlicher Erinnerungen, die im Laufe der Jahre je nach ihrem sozialen, kulturellen und politischen Umfeld und den

²⁵ Und das nach 62 Jahren. Erst 1994 sind 695 Faszikel der Beweiserhebungsverfahren italienischer und alliierter Gerichte aus der Zeit zwischen 1944 und 1950 bezüglich der zwischen dem 8. September 1943 und dem 25. April 1945 in Italien begangenen Kriegsverbrechen wieder ans Licht gekommen. Sie waren 1960 auf widerrechtliche Weise von Militärgeneralstaatsanwalt Enrico Santacroce bei der Militärstaatsanwaltschaft von Rom archiviert worden. Vgl. dazu u.a., Mimmo Franzinelli, *Le stragi nascoste*, Mondadori, 2002.

prägenden Ereignissen in ihrem Leben unterschiedlich verarbeitet wurden. Wir haben ihre Kindheit recherchiert, das tägliche Leben und die Welt, in der sie lebten. Dann haben wir ihre persönliche Geschichte zum historisch-politischen Kontext jener Zeit und zum Faschismus in Beziehung gesetzt, um so das Verhältnis jedes Einzelnen zu seiner Umwelt zu begreifen, also das Maß, in dem er sich der Bedeutung der damaligen Ereignisse bewusst war, und wie er die Welt sah, und wie all dies schließlich die innere Verarbeitung der Massaker beeinflusst hat.

Die Darstellung des eigenen Lebens vor diesem epochalen Ereignis ist bedingt durch die klare Zäsur, die die Massaker setzen; und umgekehrt ist die Darstellung von deren Dynamik geprägt von dem besonderen Blick auf die Welt, in der man groß geworden ist. Wir haben uns auf die Schilderungen persönlicher Erlebnisse im Zusammenhang mit den Massakern konzentriert, auf die Interpretationen dieses Ereignisses und damit verbundene Problematiken. Den Hauptteil der Untersuchung bilden die Äußerungen der Betroffenen über ihren Umgang mit der Erinnerung, d. h. die Notwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit, sie in Worte zu fassen. Ihre Schilderungen verdeutlichen die Intimität des Erinnerns, die Träume, Verdrängungen, die Unfassbarkeit des Grauens, die Beziehung zwischen Erinnerung, dem eigenen Alltag und den Forderungen der Gegenwart. Wer ihnen aufmerksam folgt, wird sich der ganzen Dramatik und Komplexität dieser privaten Erinnerungen sowie ihrer absoluten Einzigartigkeit bewusst. 26 Im letzten Teil unserer Studie geht es schließlich um den Wert, den die Betroffenen der Erinnerungsvermittlung beimessen, und um die Themen des Verzeihens, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Krieges. Die persönlichen Gedanken der Überlebenden und Angehörigen der Opfer zu diesen Themen sind mit dem Wunsch verbunden, ihrer damaligen Erfahrung dadurch Sinn zu verleihen, dass sie diese in der Gegenwart verankern.

Zum Frieden erziehen

Die Friedensschule folgt dem Prinzip, aus der Erinnerung kein Denkmal ihrer selbst zu machen, sondern sie immer neu wachzurufen, um sie mit Blick auf die Zukunft in der Gegenwart lebendig werden zu lassen.

Deswegen haben wir uns gefragt: Worin besteht heute die pädagogische Funktion von Gedenkstätten wie Auschwitz und Monte Sole? Wie kann man über diese Orte berichten, ohne in unserer sensationslüsternen Mediengesellschaft in eine Pornographie des Leidens abzugleiten? Wie lässt sich vermeiden, dass sie zu Zielen eines Massentourismus der Erinnerung werden? Wie kann man die Erinnerung vor dem "Erinnerungszwang" schützen? Zeitzeugen feiern Triumphe an den Schulen, wo sie nicht nur berichten, sondern auch moralisieren sollen. Es stimmt, die Schilderung des Horrors genügt nicht als Schutz vor dem Horror. Dennoch dürfen die Lehrer den Zeitzeugen nicht die Rolle des Historikers oder Erziehers überlassen.

Der teuflischste Feind von Geschichte und Erziehung ist der "Urteilswahn". In dem zwanghaften Drang, den Mörder zu entmenschlichen, zeigt sich nichts weiter als das Bedürfnis, dadurch Trost zu erfahren, dass man das Böse von sich distanziert. Es ist

²⁶ Hier einige der Fragen, die in den Interviews gestellt wurden: "Hat sich im Laufe der Jahre die Art und Weise verändert, wie Sie sich an das erinnern, was Ihnen widerfahren ist? Wie gehen Sie mit diesen so tragischen Erinnerungen um? Nehmen sie heute einen anderen Platz in Ihren Gedanken ein? Welchen Einfluss hatten sie auf Ihr alltägliches Leben, auf Ihre Vorhaben, Träume und Wünsche? Wie haben Sie es geschafft, diese Erinnerungen mit Ihrem weiteren Leben in Einklang zu bringen?"

aber sinnlos, an einem und über einen Ort der Erinnerung Erziehungsarbeit leisten zu wollen, solange der "Urteilswahn" nicht überwunden ist. Aus diesem Grund darf die Erziehung auch nicht ausschließlich einem Zeitzeugen überlassen werden. Vielmehr bedarf es auch eines Vermittlers, der in "Grauzonen" einzudringen und die Genealogie der Gewalt zu erforschen weiß, d. h. das Zusammenwirken vielfältiger Ursachen, durch das die Gewalt erst möglich wurde und weiter möglich ist.

Will man verhindern, dass die Vergangenheit zurückkehrt, darf man es nicht bei Beteuerungen bewenden lassen. Nur indem wir den Mörder in uns selbst suchen, wird es uns gelingen, den Erinnerungszwang der Gedenkfeiern mit ihren Banalisierungen und Sakralisierungen in eine Erinnerungsarbeit umzuwandeln, die die Gegenwart hinterfragt und die Mechanismen entlarvt, die das Gewaltkontinuum zwischen den im Krieg und den in Zeiten des "Friedens" begangenen Verbrechen erzeugen, also jenen Ausnahmezustand, der heute noch den anderen Menschen zum vogelfreien Homo sacer und zu nacktem Leben herabsetzt, über das die Bio-Macht bzw. Bio-Politik befinden darf, indem sie entscheidet, wann dieses Leben nicht mehr lebenswert ist und sterben darf bzw. wann es dem Selbstmord in der Gefängniszelle oder dem Tod durch Verdursten und Ertrinken in der Straße von Sizilien überantwortet werden darf.

Zum Frieden erziehen bedeutet in Monte Sole somit zu einer *Friedenskultur* erziehen: ein Ansatz, der konzeptionell auf der *Erinnerung an Monte Sole* gründet. Im Dialog zwischen geschichtlicher Rekonstruktion und Erinnerung, dem Vermittlungsversuch zwischen der rationalen, intellektuellen und emotionalen Ebene des historischen Verstehens, beleuchten wir verschiedene Themen: die Gewaltmechanismen, die auf Monte Sole wirkten; die individuelle Verantwortung derer, die Gewalt ausübten; die Erziehung und Propaganda in der NS-Zeit sowie das Nachdenken über den öffentlichen Umgang mit Geschichte und Erinnerung.

Die Kombination aus Workshop und Führung durch die Anlage ist so aufgebaut, dass die Schilderung der geschichtlichen Ereignisse eine zunehmende Dramatisierung erfährt, mit dem Ziel, eine emotionale Spannung herzustellen, die in der Lesung eines Zeugenberichts an einem der signifikantesten Orte der Gedenkstätte, dem Friedhof von Casaglia, gipfelt. Auf dem Weg, der über drei Stationen führt (die Ruinen des Dorfes Caprara di Sopra sowie die Kirche und der Friedhof von Casaglia), tritt immer stärker die Erfahrung der Augenzeugen in den Mittelpunkt, die die Massaker überlebten, und ihr Verhältnis zu denen, die sie durchführten: Ihren Berichten wird das Wort überlassen. Es gibt Anregungen zum Nachdenken über die individuelle und kollektive Geschichte der Täter, die das Blutbad anrichteten: die Systeme totalitärer Erziehung; die Propaganda, der sie ausgesetzt waren; ihre früheren Kriegserfahrungen; die Geschichten der einzelnen Bataillone; das Befehlssystem auf dem italienischen Kriegsschauplatz; die Gefühlslage der nazistischen Streitkräfte; die Gefühlslage der Bevölkerung von Monte Sole; das Verhältnis zwischen den Entscheidungsmöglichkeiten des Individuums und dem größeren Ganzen, dessen Teil es ist. Es muss betont werden, dass das Gelingen einer solchen Bewusstwerdung nicht zuletzt auch von dem sorgfältigen Gebrauch der für die Schilderung der Geschichte ausgewählten Wörter abhängt. Der aufmerksame Umgang mit der Terminologie ist ein wesentlicher Bestandteil einer Workshop-Praxis, die auf die Entwicklung eines kritischen Bewusstseins bei den Teilnehmern zielt, denn jedes Wort besitzt zahlreiche Konnotationen, die einen Einfluss darauf haben, wie die Welt interpretiert wird. Der explizit begründete Gebrauch des Ausdrucks nazistischer Soldat anstelle von deutscher Soldat z. B. oder der Hinweis auf die unterschiedlichen Namen, mit denen der Widerstand auf Monte Sole bezeichnet wird (*Partisanen, Banditen, Rebellen, Terroristen*), machen erst die Komplexität des Phänomens, seine Bezüge zur Gegenwart und seinen Perspektiven-Pluralismus verständlich. Nicht selten zeigen sich beim Vergleich der Inhalte der einzelnen Erinnerungsschichten überraschende und verblüffende Unstimmigkeiten. Ziel der pädagogischen Arbeit auf Monte Sole ist es nicht, die Besucher benommen zu machen und in einen Zustand diffuser Traurigkeit zu versetzen, sondern ihre emotionale Betroffenheit zu nutzen, um ein ethisches Bewusstsein gegenüber sich selbst und der eigenen Lebenswelt zu entwickeln. Auf diese Weise sollen die bisher an das Leben gestellten Erwartungen kritisch überdacht, neu formuliert und in Beziehung zum je eigenen *Dasein* gesetzt werden.

Obwohl die Massaker von Monte Sole einen totalen Sinn-Zusammenbruch, ja eine völlige Sinn-Zerstörung bedeuten, stellt die Einladung an diesen Ort einen Versuch dar, diesen Sinn gerade durch das Nachvollziehen des Grauens wiederherzustellen und wiederzufinden. Dies geschieht auf doppelte Weise: Auf den Wegabschnitten bis Casaglia geht es um eine rationale Rekonstruktion der Umstände und des Hintergrunds des Ereignisses. Casaglia selbst verkörpert dagegen die Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit eines solchen Rekonstruktionsversuches, ermöglicht aber auch die Fortsetzung gründlichen Nachdenkens sowie eine neue Sicht der Fakten aus einer anderen Perspektive.

Die Mitarbeiter der Friedensschule sind professionelle Führer, Sozialpädagogen und Mittler. Ihre Hauptaufgabe ist die Besucherbetreuung in individueller und gruppendynamischer Hinsicht, mit dem Ziel, ein fruchtbares Setting herzustellen, auf das sich jeder problemlos auf seine persönliche Weise einlassen kann. Dabei rückt die Frage in den Mittelpunkt: "Warum haben wir das Ganze überhaupt gemacht?" Die Beantwortung dieser Frage ermöglicht es, den geistigen und emotionalen Weg zu erkennen und zu thematisieren, den die Teilnehmer als Gruppe und Einzelne in Monte Sole zurückgelegt haben, und ihre individuell unterschiedliche Wahrnehmung des Zusammenhangs zwischen dem Ort und den Reflexionen über Vergangenheit und Gegenwart ans Licht zu bringen, wobei nicht ausgeschlossen werden kann, dass dieser Zusammenhang in Wirklichkeit nicht leicht nachzuvollziehen ist. Im Umgang mit den Begriffen "Erziehung" und "Frieden" läuft man Gefahr, sich im rein Abstrakten zu verlieren, sich nicht persönlich (emotional, intellektuell, physisch) angesprochen und herausgefordert zu fühlen. Unsere Aktivitäten sind dagegen sehr konkret und beginnen mit dem ersten grundsätzlich notwendigen Schritt zur bewussten und verantwortungsvollen Herstellung einer wirklichen Friedenskultur: der persönlichen Betroffenheit und Anteilnahme.

Ausgehend von diesen Überlegungen hat die Friedensschule ein breitgefächertes Angebot an Forschungsprojekten und historisch-edukativen Veranstaltungen entwickelt:

- INDIVIDUELL GESTALTETE pädagogisch-didaktische Angebote für Schüler und Lehrer aus Schulen in der Region und in ganz Italien: interaktive (auch mehrtägige) Workshops zu folgenden Fragen: Wie kann Monte Sole zur Gegenwart sprechen? Sollten wir das rhetorische "Nie wieder!" nicht zugunsten eines unentwegten "Warum immer noch?" zurückstellen? Wie konnte und kann so etwas geschehen? Gibt es im heutigen Alltag nicht immer noch dieselben Mechanismen? Unsere Workshops bieten keine fertigen Antworten, sondern legen den Schwerpunkt auf die Person der Teilnehmer, auf ihre individuellen Ziele und Ansprüche.

- Internationale Friedenscamps (in Italien und im Ausland): Angebote zu Begegnung und Dialog zwischen jungen Leuten aus fremden Ländern und mit unterschiedlichem ethno-kulturellen Hintergrund, die sich in Kriegs- oder Nachkriegssituationen befinden.

Einige Beispiele: 2009 – Europäisches Projekt "*CreARTing Common Europe*": am Sitz der Stiftung "Friedensschule Monte Sole", Marzabotto (Bologna), mit Jugendlichen aus Italien, Mazedonien, Serbien und Slowenien; 2009 – Europäisches Projekt "*Let's be active in Europe*": in Serbien, mit Jugendlichen aus Italien, Serbien, Albanien, Mazedonien, Frankreich und Polen; 2002-2011 – Projekt "*Vierstimmiger Frieden*": am Sitz der Stiftung "Friedensschule Monte Sole", Marzabotto (Bologna), mit Jugendlichen aus Italien, Deutschland, Israel und Palästina; 2002-2011 – Projekt "*European Youth Weeks*": in Heppenheim (Hessen), mit Jugendlichen aus Italien, Deutschland, Spanien, Frankreich, Bulgarien, Tschechien, Rumänien und Polen.

- Radioprojekt "Memory on air. Tra un mondo di ricordi e l'altro" (www.radiocittafujiko.it): Stellen wir uns Fragen zur Gegenwart, indem wir über die Erinnerung und den Frieden reflektieren! Unsere Zweifel und Schwierigkeiten helfen uns beim Nachdenken über unser mögliches Handeln in der Gegenwart.
- Projekt M.E.T.A (MemoriaEducazioneTeatroAzione): Ein theaterpädagogisches Projekt für Jugendliche und Erwachsene, das auf zwei voneinander unabhängigen, aber ähnlichen Erfahrungen aufbaut, der Arbeit des Theaterensembles Archivio Zeta (aktiv im Bereich des Teatro di Parola, des "Worttheaters", www. archiviozeta.eu) und der Arbeit der Friedensschule. Angeboten werden Theater-Workshops zu grundlegenden Dramen der Weltkultur, nicht in Form von theoretischem Unterricht oder Darbietungen mit einführenden oder begleitenden Erläuterungen, sondern als praktisch-kreative Aktivierung und Erprobung demokratischer Räume der Bewusstwerdung, des Nachdenkens und des Teilens.
- Gestaltung eines demokratischen Raums der Begegnung zwischen Körperschaften, Vereinigungen und Personen, die an der Förderung des Friedens interessiert sind: Angebot ein- oder mehrtägiger Veranstaltungen für alle gesellschaftlichen Gruppierungen, die ein Stück ihres Weges und Nachdenkens mit uns teilen möchten.

Die Friedensschule Monte Sole unterhält zahlreiche nationale und internationale Partnerschaften, von denen uns die mit dem österreichischen *Verein Gedenkdienst*²⁷ besonders ans Herz gewachsen ist. Es handelt sich dabei um eine Vereinigung junger Österreicher, die zu dem Zweck entstanden ist, in der österreichischen Gesellschaft Aufklärungsarbeit zu leisten, um die Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten und ihrer Komplizen wachzuhalten, insbesondere an die Beteiligung von Österreichern an den Freveltaten der Nationalsozialisten. Diese Aufgabe wird auf vielfältige Weise umgesetzt: durch Fortbildungsveranstaltungen für Schüler und Lehrer, öffentliche Seminare und Foren, Tagungen, Ausstellungen, Studienreisen, eine viermonatlich erscheinende Zeitschrift und anderes. Eine der wichtigsten Initiativen ist die Anstellung junger Österreicher im wehrpflichtigen Alter, die sich für den Zivildienst entscheiden, wobei betont werden muss, dass der Zivildienst beim *Verein Gedenkdienst* etwas sehr Originelles ist, nämlich Gedenkdienst: Dank seiner engen Beziehungen zum

_

²⁷ www.gedenkdienst.at

österreichischen Innenministerium und den Botschaften der Länder, in die die Zivildienstleistenden entsendet werden sollen, wählt und bildet der Verein junge Männer aus und schickt sie zum Einsatz sowohl an Orte, die in der Vergangenheit unter dem Terror österreichischer Nationalsozialisten gelitten haben, als auch an Gedenkstätten und in Zentren, die für ihre durch intensive historisch-pädagogische Forschung gestützte Erinnerungs- und Erziehungsarbeit Anerkennung auf nationalem und internationalem Niveau erhalten haben. Erwähnt seien hier nur Yad Vashem, die Anne Frank Foundation und Terezín. Der Verein ist in Israel, Polen, der Tschechischen Republik, Frankreich, Großbritannien, Holland und zahlreichen anderen Ländern aktiv.

Die Erziehung zum Frieden – wie wir die breite Palette unserer Initiativen im weiteren Sinne gern nennen – beginnt immer auf Monte Sole, im Dialog zwischen Menschen, Männern und Frauen, Jungen und Mädchen, ihren Lebenserfahrungen, Gefühlen, Wünschen, Ideen, Meinungen und Weltanschauungen, stets unter Berücksichtigung geschlechts- und generationsbedingter, kultureller, ethnischer, nationaler und sozialer Unterschiede. Dabei ist die Besichtigung der Gedenkstätte eigentlich eine Reise, Ausgangspunkt eines konkreten Weges, Dreh- und Angelpunkt persönlichen Nachdenkens. Eine Reise, weil Monte Sole ein Sich-Loslösen von der vertrauten Umgebung und der Alltagsroutine erfordert. Ein Ausgangspunkt, weil von seiner Geschichte konkrete Wege historischer Bewusstwerdung und ethisch-zivilen Engagements ausgehen. Ein Dreh- und Angelpunkt des Nachdenkens, weil die Geschichte und die Erinnerungen dieses Ortes Katalysatoren eines friedenspädagogischen Prozesses sind.

Allerdings lässt sich Monte Sole nicht erklären, man muss es selbst erleben.



Friedensschule Monte Sole.

Geschichtspark Monte Sole

Anna Salerno

Seit 1989, dem Jahr seiner Eröffnung, leistet der per Regionalgesetz zur Landschaftspflege und zum Naturschutz eingerichtete Geschichtspark Monte Sole Erinnerungsarbeit und gibt Anregungen zum Nachdenken über die Massaker, die in seinem Gebiet stattfanden.

Die Aufgabe der Geschichtspflege steht hier im Zusammenhang mit der Sorge um den Landschaftserhalt. Denn die Merkmale dieses Geländes sind auf besondere Weise mit den Ereignissen und Verwüstungen des Krieges verbunden, die das jahrhundertelange Verhältnis zwischen Mensch und Natur veränderten und in der Nachkriegszeit zur Entvölkerung der Gegend führten.

Die Gründung des Parks war ein Neuanfang für dieses Verhältnis und ist das Ergebnis eines neu erwachten Interesses der Bevölkerung an dem Areal.

Erste Erwägungen zur möglichen Gründung eines Geschichtsparks und zur Umwidmung des Gebiets gingen in den 1970er Jahren von verschiedenen Institutionen aus. In den 1980er Jahren kam es zur Durchführung von Studien und Projekten, bei denen ausdrücklich die geschichtlich-didaktische Funktion des Geländes festgestellt wurde.

Im Laufe der Jahre folgten Begegnungen auf dem Gelände, die teils von der Bevölkerung, teils von staatlichen Institutionen organisiert wurden: Gedenkfeiern, Friedensmärsche, Momente kollektiver Erinnerung.

In der Zwischenzeit wurde 1982, nach fast zehn Jahren ehrenamtlicher Vorarbeit, per Regionalgesetz die formelle Einsetzung des Regionalkomitees für die Ehrung der Gefallenen in Marzabotto beschlossen.

Zugleich kehrte das religiöse Leben mit Prozessionen und Eucharistiefeiern ins Gebiet von Monte Sole zurück. 1984 siedelte Don Giuseppe Dossetti seine Kommunität in der kleinen Ortschaft Casetta in der Nähe der Kirche von Casaglia an.

Schließlich wurde im Mai 1989 – nach ausführlichen Beratungen und hitzigen Debatten zwischen den lokalen Körperschaften, Partisanenvereinigungen, dem Regionalkomitee für die Ehrung der Gefallenen in Marzabotto und den Naturschutzvereinen – das Regionalgesetz zur Parkgründung erlassen.

1994 hat das im Herzen des Parks gelegene Besucherzentrum Il Poggiolo seine Arbeit aufgenommen. Es ist ein Anlaufpunkt für alle Besucher, insbesondere aber für Schulklassen. Sein Didaktikraum, die Aula Don Giuseppe Dossetti, ist ideal für Schüler und Lehrer, die daran interessiert sind, die Geschichte und die Merkmale des Parks kennenzulernen bzw. besser zu verstehen.

Für die Organisation und Durchführung von Schulklassenbesuchen, um die sich lange Zeit Lehrer der Mittelschule von Marzabotto kümmerten, sorgt der Park gegenwärtig selbst, und zwar in Zusammenarbeit mit professionellen Führern und vor allen mit der Unterstützung motivierter ehrenamtlicher Parkführer, hauptsächlich Rentner, die in diesem Gebiet oder angrenzenden Gemeinden leben und sich aufgrund ihrer Familiengeschichte oder eines starken Interesses Monte Sole tief verbunden fühlen. Gut ausgebildet, kompetent und fähig, einen bereichernden Dialog mit den Tausenden von Jugendlichen herzustellen, die jährlich hierher zu Besuch kommen, ermöglichen diese Personen eine Begegnung zwischen verschiedenen Generationen im Namen der Erinnerung, der Erkenntnis und der Sorge um das Gelände: symbolischer Ausdruck des Interesses an der Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, das seit je-

her die Aktivitäten im Park auszeichnet.

Zusätzliche wichtige Kontakte zu Kindern und Jugendlichen – besonders der auf dem Parkgelände liegenden oder daran angrenzenden Gemeinden – sind über die Jahre dank vielfältiger Umwelterziehungsaktivitäten entstanden, die darauf abzielen, die Sorge und das Interesse der daran beteiligten Schüler, Familien und Gemeinden gegenüber ihrem Gebiet und dessen Geschichte zu festigen.

Zudem wird der Kontakt zur Bevölkerung und insbesondere zu deren jungen Kräften mit kulturellen Veranstaltungen gepflegt und gestärkt, in deren Mittelpunkt die Erinnerung und das staatsbürgerliche Engagement stehen.

Der Geschichtspark hat in den letzten Jahren Recherchen zur Vertiefung historischer Themen initiiert, besonders der Ereignisse um die Massaker, die in verschiedene Veröffentlichungen und eine umfassende Dokumentation eingeflossen sind. Darunter befinden sich zahlreiche Zeugenberichte, die zusammen mit Büchern, Filmen und anderen Materialien zur Erforschung der NS-Massaker und Kriegsrepressalien im Dokumentationszentrum von Marzabotto aufbewahrt werden.

Ein um die Gedenkstätte, das Wahrzeichen des Parks, gelegenes Freilichtmuseum empfängt die Besucher mit Informationstafeln an den bekanntesten und meistbesuchten Orten der Massaker. Sie sind steinerne Zeugen der Vergangenheit und Orte der Besinnung und des Nachdenkens. Für bestimmte Teile des Freilichtmuseums sind auch Audioführer und Hilfsmittel für Blinde erstellt worden. Weitere Informationstafeln befinden sich auf dem Monte Caprara, einem Abschnitt der bekannten Gotenstellung 2.

Verschiedene thematische Pfade im Inneren des Parks unterstreichen den Reichtum und die Vielschichtigkeit dieser außergewöhnlichen Anlage. Sie ermöglichen den Besuchern eine einfühlsame und sorgfältige Erkundung des gesamten Geländes.



Monte Sole: Seit 1985 lebt hier die Gemeinschaft von Don Giuseppe Dossetti.

Giuseppe Dossetti - Kurzbiographie

Von Paolo Barabino aus der Kommunität "La Piccola Famiglia dell'Annunziata"

Wer nach Monte Sole kommt, findet auf dem Friedhof von Casaglia das Grab von Don Giuseppe Dossetti.

Dossetti war Partisan und setzte später als einer der Verfassungsväter seine Kräfte und Hoffnungen dafür ein, Italien aus der Katastrophe des Krieges und des Faschismus freizukämpfen. Beim Anblick eines tödlich verletzten Freundes gelobte er, sein Leben der Freiheit und Gerechtigkeit zu opfern. Sein anschließendes politisches Engagement lebte er treu nach diesem Schwur, den er einem Sterbenden geleistet hatte, der symbolisch auch für die vielen anderen Toten unseres Landes in jener tragischen Zeit stand.

Er war dann Mönch (ab 1955) und Priester (ab 1959), in Demut und Stille Gott geweiht, um für den Frieden und das Leben der Welt zu beten. Am Ende seines irdischen Weges wollte er in einem schlichten Grab in Casaglia bestattet werden, all jenen zu Ehren, die er schon fest im Frieden und ewigen Leben glaubte.

War er aber Mitgründer der Republik, so war er auch Vater all derer, die eine Epoche des Friedens und Wohlstands erleben durften, ohne ihr wirklich gewachsen zu sein. Er war Mönch und Pater im Orden der *Piccola Famiglia dell'Annunziata* ("Kleine Familie der Verkündigung Mariens"), wo er uns bis zu allerletzt in weiser Fürsorge die Wege Gottes in der Geschichte unserer Zeit wies.

"Wenn ich sehnlichst wünsche, an diesem Ort begraben zu werden, wo so viele unschuldige Opfer ihr Blut vergossen, dann aus zwei Gründen: erstens, um diejenigen, die mich kennen, an den heute mehr denn je gültigen Sinn des glorreichen und segensreichen Todes der Opfer von Monte Sole zu erinnern; zweitens, um meine Kinder auf sichtbare Weise in ihrer Aufgabe eines beständigen Lebens in der Stille und im Gebet für die Toten und die Lebenden zu bestärken" (*Brief vom 18. Mai 1993 an den Gemeinderat von Marzabotto*).

Giuseppe Dossetti wurde am 13. Februar 1913 in Genua geboren und am 25. März, dem Fest Mariä Verkündigung, getauft. Er wuchs in einer liebevollen Familie auf und erhielt eine gründliche christliche Erziehung. Er war ein Intellektueller von Rang: An der Universität Bologna schloss er sein Jurastudium mit einer Arbeit zum Kirchenrecht ab – summa cum laude. Anschließend vertiefte er seine Studien an der Katholischen Universität Mailand und erhielt 1946 den Lehrstuhl für Kirchenrecht an der Universität Modena. Das Urteil des Prüfungsausschusses bezeugt sein hohes Niveau: "Der Prüfungsausschuss ist zur einhelligen Überzeugung gelangt, es mit einem Gelehrten und Juristen von außergewöhnlicher Qualität zu tun zu haben, der Originalität mit einem seltenen Gefühl für Ausgewogenheit verbindet und die verschiedensten Zweige des bürgerlichen und kanonischen Rechts mit einzigartigem Scharfsinn, feinstem kritischem Gespür, selbstständigem Urteilsvermögen und einem Selbstbewusstsein durchdringt, das auf eine bewundernswerte Reife im Studium schließen lässt und das Ergebnis einer Vielzahl fundierter Begabungen ist."

Widerstand und politisches Leben

Von 1943 bis 1945 nahm Dossetti aktiv am Widerstand teil. Dabei war er unbewaffnet und stets darauf bedacht, die Gewalt jener Tage in Grenzen zu halten. Von 1946 bis 1947 war er maßgeblich an der Arbeit des Verfassungskomitees beteiligt. Schließlich wurde er zum Abgeordneten der ersten republikanischen Legislaturperiode gewählt, trat im Juli 1952 aber wieder von diesem Amt zurück. Seine Beteiligung am politischen Leben stand fest im Zeichen des Dienstes am Gemeinwohl. Besonders wichtige Momente seiner politischer Aktivität waren: seine Entscheidung für die Republik, sein Beitrag zur Erarbeitung der Verfassung als Pakt, der die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens des italienischen Volkes wiederherstellte, als Fundament eines wahren demokratischen und gerechten Lebens, in dem die tiefe Bedeutung der zentralen Beziehung zwischen Mensch und Gemeinschaft im Mittelpunkt stehen sollte, seine konsequenten Bemühungen um eine stärkere Einbeziehung des Volkes in die politischen Entscheidungen, sein Einsatz für Gerechtigkeit und gegen Privilegien im Wirtschaftsleben und, auf internationalem Gebiet, für eine politische Autonomie, die wachsam dafür ist, nicht in Abhängigkeiten zu geraten, die ihre Freiheit allzu sehr einschränken, sowie für den Frieden.

Bologna: Kardinal Lercaro und die Anfänge des monastischen Lebens in einer neuen religiösen Gemeinschaft

1953 begann mit dem Umzug nach Bologna und der Gründung des *Centro di Documentazione per gli studi religiosi*, eines Theologie- und Geschichtsinstituts, ein neuer Lebensabschnitt. Auf Bologna fiel Dossettis Wahl ausdrücklich wegen des dortigen Bischofs, des großen Kardinals Giacomo Lercaro, dem Dossetti die geistliche Leitung auf einem zwar vielversprechend, zugleich aber auch schwierig und zunächst noch unklar erscheinenden Weg anvertrauen wollte. Mit großem Elan und ein wenig Naivität hoffte er, einen Beitrag zur Erneuerung der theologischen Kultur in Italien leisten zu können, war ihm doch bewusst, dass das Land nur erneuert werden konnte, indem man zunächst zur Erneuerung der Kirche beitrug. Dieses Unternehmen verband sich "gleichzeitig mit dem noch größeren Wunsch, einen Weg des geistlichen Lebens vorzuzeichnen, der auch die wissenschaftliche Forschung stärken und inspirieren könnte" (*Il discepolato*, in *La parola e il silenzio*, Mailand 2005, S. 308).

Nach wenigen Jahren wuchs in einem Teil der Gruppe immer mehr der Wunsch nach einem "der Suche nach Gott und seiner Heiligkeit" geweihten Leben, dessen Form schließlich von der *Piccola Regola*, den kurzgefassten Kommunitätsregeln, bestimmt wurde, einem Kompendium geistlicher Prinzipien, das Dossetti am 8. September 1955 in einem Wurf zu Papier brachte und das seitdem die Grundlage des um die Eucharistie und das Wort Gottes zentrierten Ordenslebens bildet.

Im Stadtrat

Nach dieser Wende kam es sofort zu einem weiteren Umbruch, der in die entgegengesetzte Richtung zu weisen schien, aber gerade Dossettis religiösem Gehorsam geschuldet war: Im Geiste des Dienstes und der Demut willigte dieser ein, bei den

Kommunalwahlen des Jahres 1956 als Bürgermeister zu kandidieren. Wie er vorausgesehen hatte, erlitt er eine Niederlage, die ihn jedoch ungefähr zwei Jahre lang (1956-1958) zwang, sich zwischen dem Leben in der Gemeinschaft und der Arbeit als Oppositionsführer im Stadtrat aufzureiben. Dadurch leistete er der Stadt einen kreativen und wertvollen Beitrag, der später in der Auszeichnung mit dem *Archiginnasio d'oro²8* (am 22. Februar 1986) und nach seinem Tod in der Gedenkrede von Bürgermeister Vitali und der öffentlichen Trauer Anerkennung fand. So ertönte die große Glocke des Palazzo d'Accursio, des Rathauses, als Dossettis Sarg nach der von Kardinal Biffi gehaltenen und von Kardinal Silvestrini sowie dem Patriachalvikar von Jerusalem konzelebrierten Eucharistiefeier die Basilika San Petronio verließ.

Priestertum und Konzil

Nachdem auch dieser Lebensabschnitt abgeschlossen war, bereitete sich Don Giuseppe auf die Priesterweihe vor, die ihm am 6. Januar 1959 von Kardinal Lercaro gespendet wurde.

Es folgten die Teilnahme am Zweiten Vatikanischen Konzil, Dossettis Bemühungen, dieses auch in der Diözese umzusetzen und danach etwa dreißig Jahre des Schweigens, die fast gänzlich von den in den Ordensregeln festgelegten Prinzipien beherrscht waren: dem Leben als Geschenk der unendlichen Barmherzigkeit Gottes; dem ausgeprägten Sinn für die Nichtigkeit des Menschen und, damit verbunden, für die Herrlichkeit, zu welcher dieser berufen ist, wenn er das Geschenk des Lebens in demütiger Hingabe annimmt und sich vom Wort Gottes und der Eucharistie verwandeln lässt; dem Aufruf zum Leben in der Kirche in Gemeinschaft mit allen Engeln, Heiligen, der Mutter Gottes, den Menschen aller Zeiten, ja der gesamten Schöpfung, denn alles wird vom glorreichen Kreuz des Heilands umfasst und harrt seiner Erlösung.

In der bewegten Zeit des Konzils wurde Dossetti als Berater von Kardinal Lercaro nach Rom bestellt. Sein Einsatz beim Vatikanum, der auch im Zeichen seines bedeutenden Amtes als Sekretär der vier Konzilsmoderatoren stand, nahm ihn pausenlos und vollständig in Anspruch. Es war eine Zeit wahrer Begeisterung: Die Kirche trat in ihrer tiefsten Geheimnishaftigkeit vor die Welt, als "Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit" (Dogmatische Konstitution über die Kirche), bestimmte die Heilige Schrift als "höchste Richtschnur ihres Glaubens" (Dogmatische Konstitution über die Göttliche Offenbarung) und rückte die Liturgie in den Mittelpunkt, als "Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich als Quelle, aus der all ihre Kraft strömt" (Konstitution über die Heilige Liturgie).

Der tiefe und freudige Anklang, den die feierlichen Verlautbarungen der Konzilstexte im Herzen Don Giuseppes und seiner Kleinen Familie fanden, lässt sich nicht in Worte fassen.

Seit jener Zeit ließ es Dossetti jedoch auch nie an scharfsinnigen Analysen von Unvollkommenheiten und Mängeln fehlen. Insbesondere hielt er die mit ihrer Sicht der Moderne womöglich zu optimistische pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt der Gegenwart für unbefriedigend. Ein solcher Optimismus sei zwangsläufig dazu bestimmt, "sich angesichts der größten Vernichtungsgefahr, die je über

 $^{^{28}}$ Anmerkung des Übersetzers: Der *Archiginnasio d'oro* ist die höchste Auszeichnung, die die Stadt Bologna seit 1962 wichtigen Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft verleiht.

der menschlichen Zivilisation schwebte, in resignierten Pessimismus zu verkehren" (schriftlicher Diskussionsbeitrag von Kardinal Lercaro auf dem Konzil, Oktober 1965). Mithin fehlte, nach Meinung Dossettis, der entscheidende Punkt, der sowohl inner- als auch außerhalb der Kirche zu konkretem Handeln geführt hätte: die grundsätzliche Missbilligung des Krieges. In den folgenden Jahrzehnten wuchs freilich sein Unwille über die fehlende oder ungenügende Rezeption der lehramtlichen Aussagen des großen Konzils, die sich in geringerem Maße überall feststellen ließ. Dabei verlor er jedoch nie die christliche Tugend der Hoffnung.

Nach Beendigung des Konzils bemühte sich Don Giuseppe intensiv um dessen Um- und Durchsetzung sowohl im Leben seiner Ordensgemeinschaft (Liturgiereform, Wortgottesdienst, Studium der Konzilsdokumente) als auch – in seiner einjährigen Funktion als bischöflicher Provikar von Kardinal Lercaro – in der Diözese.

Beten und Wachen über den Dramen der Welt

Nach Kardinal Lercaros Rücktritt folgten für Dossetti Jahre der intensiven Konzentration auf Gebet, Askese und Bibelstudium, der Versenkung in das Geheimnis des sakramentalen Lebens der Kirche und der Wachsamkeit für das Weltgeschehen, die Probleme der Kirche sowie die Leiden und Probleme der Menschen, naher und entfernter, auch sehr weit entfernter. Die Kommunität vertiefte ihre Beziehungen zu den Kirchen des Ostens, den gewaltigen Völkern des fernöstlichen Asiens, zu Israel und seiner großen Bibeltradition, zum Islam und dem verhärteten Konflikt im Heiligen Land. Ein Teil der Kleinen Familie zog nach Süditalien, um mit dem Reichtum der dortigen Traditionen und den sozialen Problemen der Gegenwart auf Tuchfühlung zu gehen.

Rückkehr in die Öffentlichkeit

Dieser an spirituellen Erfahrungen zwar sehr reiche, im Kern aber gleichförmige Lebensalltag erfuhr dann erneut eine Wende. Nach knapp 30 Jahren des Schweigens trat Don Giuseppe wieder in der Öffentlichkeit auf. Seine erste öffentliche Rede hielt er am Abend des 22. Februar 1986 anlässlich der Verleihung des Archiginnasio d'oro durch die Stadt Bologna. Darauf folgte eine lange Zeit inneren Ringens, ausgelöst durch die damalige Krise der italienischen Gesellschaft. Schließlich entschied er sich dazu, öffentlich und mit dem ganzen Ansehen seiner Person und Geschichte gegen die Gefährdung der Verfassung einzuschreiten. Angesichts des problematischen Versuchs der damals amtierenden, alten und maroden Regierung, einige fundamentale Verfassungsprinzipien mittels ihres Einflusses durch die Medien auszuhebeln, richtete Dossetti mit öffentlichen Reden, die er im ganzen Land hielt und mit denen er bewusst machen wollte, was dabei auf dem Spiel stand, einen beherzten Appell an die italienische Zivilgesellschaft. Denn den Toten von Monte Sole war er auch das schuldig: "ein klares und waches Gewissen zu bewahren, das sich, solange dafür noch Zeit ist, jedem System des Bösen widersetzen kann" (Introduzione alle Querce di Monte Sole, in La parola e il silenzio, a.a.O., S. 97), also zu verhindern, dass die Voraussetzungen für Barbarei entstanden, bevor es zu spät war.

In einer seiner letzten Reden – Dossetti konnte kaum noch sprechen – sagte er einer Gruppe von Priestern aus Foggia am 21. Juni 1996: "Ich glaube fest, dass das ganze Leben der Kirche, heute mehr denn je und morgen mehr als heute..., von dem in der Eucharistie gelebten Evangelium abhängt... Priester und Laien müssen sich ins Evangelium versenken... es lesen, lesen, immerzu lesen... Seiner überdrüssig zu werden, ist absurd... denn es ist von unendlicher, unerschöpfter und unerschöpflicher Tiefe; es verleiht uns immerfort Form, Halt und Gestalt, es erschafft uns zuallererst als Christen... Sodann muss man sich in die Geschichte versenken, sie in ihrer Tiefe ausloten... nicht das Tagesgeschehen, sondern die Geschichte, und nicht nur die Kirchen-, sondern auch die Kultur- und Gesellschaftsgeschichte gilt es zu kennen... denn die Welt existiert und ist wesentlicher Bestandteil des Schöpfungs- und Erlösungswerks" (in La Parola di Dio, seme di vita e di fede incorruttibile, Bologna 2002, S. 217-219).

Letzte Krankheit und Tod

Über den Tod sagte Dossetti oft: "Das Leben eines Menschen bleibt unvollendet, solange das wichtigste Werk fehlt, das allem, was darin geschehen ist, Sinn und Wahrheit verleiht: Dieses Werk ist unser Tod, wie wir uns auf ihn vorbereiten und wie wir ihn leben … Da wir unser Sterben nicht aufhalten können, sollten wir immer dafür beten, dass die beiden Dinge, das Beten und das Sterben, eins werden."

In einer Predigt, die er am Karsamstag 1981 in Jerusalem hielt, sagte er: "Wenn wir einst wirklich allein und der Fähigkeiten beraubt sind, die uns in Kommunikation mit den anderen versetzen, werden wir, auf dem Höhepunkt unseres Seins angekommen, immer noch das Vermögen besitzen, mit dem Geist zu kommunizieren... vielleicht ist diesen Lebensmomenten die höchste Erkenntnis der Mysterien Christi vorbehalten... der Herr wird uns erleuchten und trösten. In Hinblick auf diese letzten Momente müssen wir ihn anrufen, und unser Fleisch, das ein spirituelles Leben haben und in der Hoffnung ruhen wird, wird ihn auch dann noch weiter anrufen, wenn wir körperlich und mental längst nicht mehr dazu in der Lage sind."

Die letzten 18 Jahre seines Lebens waren von gravierenden gesundheitlichen Problemen gekennzeichnet: Schlaganfälle (der erste 1979), schwere Operationen, schließlich drei chirurgische Eingriffe, die stets zu einer leichten Verbesserung seines Zustands führten, und dann die Begegnung mit dem Herrn am 15. Dezember 1996, dem Sonntag Gaudete ("Freut euch").

"Wie hat sich Maria genannt? Siehe, die Magd des Herrn! Was hatte sie dem Herrn zu bieten? *Nichts*. Sie war nichts. Sie war tugendhaft, gewiss, doch was zählt das schon vor Gott, der Gottesgabe, der Fleischwerdung des Wortes? *Nichts*. Wir sind nichts. Maria hat Gott ihr Nichts angeboten, und der Heilige Geist hat sie erfüllt. Wir sind nichts, gar nichts. Dies allein dürfen wir unser heißen, dies allein haben wir in Wahrheit zu bieten. Wir müssen Gott nur ständig unser Nichts anbieten. Dann wird der Heilige Geist über uns wie über Maria kommen... Wie der Herr spricht: Das Fleisch nützt nichts; der Geist ist es, der lebendig macht... Eines allein zählt: den Heiligen Geist anzurufen... Dieser schenkt uns wahre Brüderlichkeit, Nächstenliebe, Demut, Wirkkraft und innere Konsequenz des Getauftseins, die reale Anverwandlung an Christus, das Kinder-Gottes-Sein..." (*Colloquio all'Ospedale di Modena*, 16 agosto 1995, in Una comunità nata dalla Bibbia, Brescia 1999, S. 21-22).



Piccola Famiglia dell'Annunziata.

Besuch einiger Orte der Massaker von Marzabotto, Grizzana Morandi und Monzuno durch die Schulklassen II und III am 9. Oktober 2010

Besuch der Friedensschule in der Pfarrei Sant'Antonio in Bologna, Stadtteil Dozza Teilnehmer: Schüler, Angehörige und Lehrer

Von den Schülern Giovanni, Sinclair, Alice, Chiara, Davide, Anna, Francesca, Rut, Sara und Agnese stammen folgende Denkanstöße:

An einem Morgen haben wir unter der Führung von Anna Rosa Nannetti, Lucia Cardi, Primo Righi e Renato Venturi einige der Orte besucht, wo die Massaker stattfanden.

Wir haben die Kirche und den zum Gefängnis umfunktionierten Pferdestall von Pioppe, die "Botte" (das Staubecken der Hanffabrik von Pioppe), die Kirche von Salvaro, Maccagnano, Creda, die Kirche von San Martino sowie die Kirche und den Friedhof von Casaglia besichtigt.

Mit den Informationen, die wir von den Personen an diesen Orten erhalten haben, die zu jener Zeit schon lebten und deren Angehörige in die Massaker geraten waren, sind wir die Vorfälle von Anfang bis Ende durchgegangen.

Richtig gut kannten wir eigentlich nur die Geschichte von Monte Sole, während wir wenig oder nichts über die Geschehnisse in seiner Umgebung wussten. Bei unserem Besuch haben wir neue Geschichten erfahren.

Die Begegnung mit Anna Rosa hat mich tief beeindruckt und mir vieles erst verständlich gemacht. Sie erklärt die historischen Fakten sehr gut und ist ein äußerst liebenswürdiger Mensch, zugleich aber auch stark genug, um diesen ganzen Schmerz zu ertragen.

Wir finden auch ihre Arbeit sehr wertvoll, also dass sie die Geschichten der "Kinder von 1944" gesammelt hat, die sonst niemand erzählt hätte.

Zeugenberichte zu sammeln ist eine wirklich wichtige Arbeit. Es geht darum, nicht zu vergessen, was heute hinter uns liegt, und darüber nachzudenken, wie viel Glück wir in unserer Zeit haben, in der niemand unsere Stadt oder unsere Familien zerstört wie damals an jenen Orten.

All die Menschen zu vergessen, die so viel durchgemacht haben, und all das Leid, das an jenen Orten geschehen ist, wäre beschämend.

Mit ihrem Mut gelingt es Anna Rosa, allen ins Bewusstsein zu rufen, was 1944 passiert ist, als sie selbst noch ein kleines Mädchen war.

Diese Erfahrung sollte von der Allgemeinheit geteilt werden, denn unserer Meinung nach ist sie sehr hilfreich, um sich der Wahrheit des Vergangenen bewusst zu werden.

Es ist, als wären wir noch dort: in Creda, in der ländlichen Gegend um den Monte Salvaro. Ein Hund bellte, während wir aufmerksam und interessiert Lucia zuhörten, die uns mit sehr bewegter Stimme erzählte, was ihrem Vater am 29. September 1944 widerfahren war.

Genau dort, in jenem Haus, wurden 69 Menschen von der SS getötet. Ihr Vater kam zum Glück mit dem Leben davon, indem er unter den Leichen der Ermordeten Schutz fand. Daraufhin gelang ihm die Flucht in den Wald.

Zwei Frauen hörten sich zusammen mit uns vom Balkon aus an, was an dem Ort, wo sie heute leben, geschehen war.

Einige Fragen und Gedanken gehen uns durch den Kopf:

- Warum taten die Soldaten das?
- Welchen Gefallen fanden sie daran, so viele Menschen umzubringen?
- Wie schaffte es ein Teil der Überlebenden, den Soldaten von damals zu vergeben?
 Die SS machte vor nichts halt, nicht einmal vor Menschen, die in der Kirche beteten. Diese Geschichte hat uns sehr berührt.

Ich hoffe, dass nirgends auf der Welt Menschen noch einmal solche Gräueltaten verüben werden.

Kinder sahen sie schreien, Mütter vor Schmerz sich krümmen, und doch konnte nichts sie aufhalten.

Schreie, Explosionen, Schüsse in den Ohren seltener Kinder, die jetzt groß geworden sind, zu Idealen geworden sind einer Welt, in die der Hass immer wieder zurückkehren kann. Doch die von Tugend und Glanz erfüllten Kinder von einst werden ihn aufhalten können.

"Ich verzeihe euch" haben sie gerufen, "ich verzeihe euch, ihr Ahnungslosen, wusstet ihr doch nicht, was uns geschah, was wir erlitten, was ihr tatet. Ich verzeihe euch, damit die Macht der Liebe immer zu triumphieren vermag."

Sara

Der Geruch von Asche, das Geräusch gebrochener Herzen, zwei von Kummer geschwollene, aber von Güte erfüllte Augen, aus denen schmerzbeladen Tränen rinnen, herabfließen über die Wangen eines Mädchens, das bisher nur Zärtlichkeiten erfahren hatte, und sich auf dem Mund eines Körpers verlieren. Heulend trauert das Mädchen um eine Seele, für die es schon kein Zurück mehr gibt. Doch dies geschah einst, nun ist das Mädchen groß geworden und hat gelernt, den Leuten, die ihm in längst vergangener Zeit unsägliches Leid zufügten, zu verzeihen

Agnese

und sie zu lieben.

ZEUGEN DER Erinnerung

Den Freunden von Marzabotto, Grizzana, Monzuno und allen angrenzenden Gemeinden, von Sant'Anna di Stazzema und den Ardeatinischen Höhlen zum nahenden Weihnachtsfest

Schon immer pflegt man, mit Tränen und feierlichen Reden den zu ehren, der für sein Vaterland stirbt, entweder auf dem Schlachtfeld oder als unschuldig abgestochenes Opfer eines feigen Feinds.

Meine Augen sind jetzt zu verbrannt und brennen zu sehr, als dass ich feierliche Reden halten könnte, und doch sage ich euch, meine Lieben, ein paar schmerzerfüllte und bestürzte Worte.

Wie einer, der in klaren Sommernächten mit seinem besten und liebsten Freund die Strandpromenade entlanggeht und ein wenig benommen ist vom Mondschein und vom süßen und bitteren Geruch des Oleanders.

Zu Hause angekommen, ringt er sich nicht dazu durch, ihn zu verlassen, und nachdem er unzählige Mal wiederholt hat: "Bis morgen! Bis morgen", verweilt er immer noch vor der Haustür und blickt den Freund an, als ob er ihn zum letzten Mal sähe.

So spreche ich zu euch mit zögernder und unsicherer Stimme, und wünschte doch, sie käme von den Gestirnen und fiele wie Regen von fernen Himmeln, oder wäre nichts als der Duft von nie welkenden Blumen, wie den Blumen unserer Gärten, doch wer weiß, wo, wer weiß, wo, meine Lieben.

Elena Bono Chiavari, am 5. Dezember 2009

"OLTRE L'ABISSO: SOLO L'AMORE" ("JENSEITS DES ABGRUNDS: NICHTS ALS LIEBE")

Begegnung mit

SHLOMO VENEZIA

"SONDERKOMMANDO" in AUSCHWITZ-BIRKENAU

Aufzeichnung der Begegnung zwischen Shlomo Venezia und den Schülern der Staatlichen Oberschule "Laeng-Meucci" von Osimo-Castelfidardo

Ich werde versuchen, euch begreiflich zu machen, was das für eine Zeit war. Ich bin italienischer Staatsbürger. Meine Vorfahren stammten aber aus Spanien. Sie kamen nach Italien, als man 1492 in der Regierungszeit von Isabella II. begann, die Juden zu schikanieren. Wer zahlen konnte, blieb. Die anderen wurden abgeschoben. So wanderten meine Vorfahren nach Italien aus, nach Venedig. Damals hatten Juden keinen Familiennamen, sie wurden einfach "Sohn von…", also beim Namen ihres Vaters genannt. Folglich brauchte meine Familie, als sie in Italien ankam, einen richtigen Nachnamen und entschied sich für "Venezia" (Venedig), wie die Stadt, die uns aufgenommen und gerettet hatte.

Mit der Zeit wurde die Arbeit knapp. Deshalb zog meine Familie nach Griechenland um, nach Thessaloniki, wo sich Arbeit finden ließ. Viele Juden zogen in diese Stadt, weil sie gastfreundlich war und es dort Arbeit gab. Vor allem fühlten wir uns in Thessaloniki aber frei. Wir kannten uns alle. Und so lebten wir dort in bescheidenen Verhältnissen bis zum Ausbruch des Konflikts, als 1940 Italien Griechenland den Krieg erklärte. Da fühlte ich mich als Italiener in Thessaloniki nicht mehr wohl. Ich war damals noch minderjährig und begriff nicht viel. Dann marschierten die Deutschen ein, und 1941 begann die Deportation der Juden. In den ersten zehn Tagen wurden 10.000 Menschen deportiert, ganze Familien, vom Urgroßvater bis zum kleinsten Kind, auch schwangere Frauen. In Thessaloniki gab es sechs oder sieben Judenviertel, und eines lag 150 Meter vom Bahnhof entfernt. Dieses wurde abgeriegelt wie ein Ghetto, mit einem Eingang auf der Nordseite und einem Ausgang auf der Südseite, direkt am Bahnhof. Die Juden dieses Viertels brachte man am folgenden Tag sehr früh am Morgen weg, so gegen vier Uhr. Die Leute sahen niemanden weggehen. Und als man etwas mitbekam, war es allen eher egal, denn nie hätte man gedacht, dass die Deutschen zu so etwas fähig wären.

In einen Viehwaggon passten sechzig bis neunzig Leute. Darin stand nur eine Tonne als Klo, das ich auch benutzte. Als die Deportation fast abgeschlossen war, griff der italienische Konsul Guelfo Zamboni, der heute in Jerusalem eine Gedenktafel unter den "Gerechten" hat, für die 320 italienischen Juden ein. Er widersetzte sich den Deutschen: Sie hätten die italienischen Staatsbürger, ungeachtet ihrer Rasse und Religion, nicht anzurühren. Die Deutschen fühlten sich nämlich stark. Für sie waren die Italiener nur "kleine Dienstknechte". Und das wären sie auch heute noch, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte.

Die Deutschen ließen uns zwei Wochen Zeit für die Vorbereitung, dann verfrach-



teten sie uns mit einem Militärzug, in den wir nur wenige Habseligkeiten mitnehmen durften (Matratzen und etwas zum Anziehen), unter italienischer Überwachung nach Athen. Von Thessaloniki nach Athen brauchten wir vier Tage, weil die Deutschen ab und zu unseren Zug stoppten, um andere Militärzüge vorbeizulassen, die auf dem Weg zur Front waren. Nach der Ankunft in Athen wurden wir in einer Schule untergebracht. Und solange die Italiener da waren, bekamen wir auch etwas zu essen. Nach dem 8. September 1943 war damit Schluss. In Thessaloniki hatte ich zuvor wie ein "neapolitanischer Schuhputzer" gelebt und versucht, irgendwie über die Runden zu kommen und etwas zum Essen zu finden. Doch von nun an schloss ich mich den griechischen Partisanen an, vier oder für Monate lang, bis zu unserer Deportation.

Am Anfang hatten die Deutschen leichtes Spiel. Sie hatten das Gerücht verbreitet, dass sie uns irgendwohin bringen würden, ohne das Land und die Stadt zu nennen. Sie hatten uns gesagt, dass jede Familie entsprechend ihrer Größe eine kleine Wohnung bekommen sollte. Die Männer würden arbeiten gehen und die Frauen auf ihre Kinder aufpassen. Das klang alles normal, sodass alle zufrieden waren, besonders in jener Zeit, wo es wegen des Krieges keine Arbeit gab. Besser ging es einfach nicht!

Vor unserer Abreise mussten sich jedoch alle, vor allen die Männer, jeden Freitag zwischen 9 und 13 Uhr in dem an die Synagoge angeschlossenen Büro der jüdischen Gemeinde melden und eine Unterschrift leisten. Da wurde uns allmählich klar, dass etwas nicht stimmte. An Flucht dachte trotzdem nie jemand, wobei wir auch gar nicht die Möglichkeit dazu gehabt hätten.

Wir gingen immer möglichst früh unterschreiben, um danach auf den Märkten im Abfall nach irgendetwas Essbarem zu suchen, auch faule Äpfel und was sich für die Zubereitung einer Gemüsesuppe ergattern ließ. Und das tagein, tagaus.

Eines Tages aber – wir wollten nach dem Unterschreiben gerade das Büro verlassen – hielt uns die SS fest. So blieben wir in dem Büro, ohne zu verstehen, was vor sich ging. Man teilte uns mit, dass ein SS-Offizier kommen würde, um uns etwas zu sagen. Wir warteten und warteten, aber weit und breit niemand. Als dann immer mehr Leute kamen, sperrten sie uns einen nach dem anderen in die Synagoge. Die hatte sehr hohe Fenster, sodass man nicht hinaussehen konnte. Deshalb beschlossen wir, mit den jungen Männern eine Menschenleiter zu bauen, einer auf dem anderen. Ich war 19,

ziemlich gelenkig und kletterte als letzter hoch. Ich schaute aus dem Fenster und sah, dass schon die Laster mit den Planen und deutschen Aufschriften bereitstanden, sah Soldaten mit Maschinenpistolen und Dobermännern, die nie fehlten. Da warnte ich alle, dass wir umstellt seien und zu fliehen versuchen müssten. Viele hatten aber Angst und so blieben wir in der Synagoge.

Um halb zwei am Mittag befahl man uns herauszukommen. Wir wurden in die Laster gepfercht und in ein riesiges Gefängnis verfrachtet. Man lud uns an einer Stelle ab, wo Duschen standen. Außer uns gab es in diesem riesigen Gefängnis nur Partisanen. Jeden Morgen gegen vier Uhr hörte man die Schüsse: Die Partisanen, die schon am Vortag ausgewählt worden waren, wurden im Freien hingerichtet. Ich war so naiv, dass ich mich einem jungen Soldaten näherte, der innerhalb des Gefängnisses war, hinter dem Stacheldraht. Ich erkannte nicht einmal die Uniform. Doch als er mit seinem Gewehr an mir vorbeiging, sagte ich ihm: "Entschuldigung, ich bin Italiener, gibt es eine Fluchtmöglichkeit?" Der Soldat zeigte mir sein Gewehr und ich entfernte mich mit den Worten: "Das war natürlich nicht ernst gemeint." Diese Soldaten hatten nichts zu sagen. Die wahren Verantwortlichen standen mit einem MG im Anschlag auf den Wachtürmen an jeder Ecke des Gefängnisses – es gab keine Fluchtmöglichkeit.

Eines Tages, bevor sie uns wegbrachten, ordneten sie an, während wir früh am Morgen in den Hof hinausgingen, dass wir im Familienverband bleiben sollten, da es nach Erreichen des Zielorts so leichter sei, das zu bekommen, was man uns versprochen habe. Dem sollte aber nicht so sein. Ich suchte sofort nach meiner Mutter - meine Mama, an die ich immer denke, jeden Tag – und nach meinen drei Schwestern. Mein Bruder war bei mir, während mein Vater schon fünf Jahre tot war und so nichts von all dem mitbekommen hat. Wir umarmten uns. Unverzüglich wurden wir in die Laster verladen und zum Bahnhof gebracht. Dort stand schon ein Zug mit Viehwaggons bereit. Wir stiegen ein. In der Mitte des Waggons befand sich eine Tonne als Klo, daneben noch eine andere, kleinere Tonne mit circa 150 Litern Wasser, und in einer Ecke standen drei Kisten Rosinen und etwa 20 Kilo Karotten. Das war unser Reiseproviant. Wir wussten natürlich nicht, wie lange unsere Reise dauern würde und wie wir am besten die Vorräte aufteilen sollten. Bei all dem hatten wir auch ein bisschen Glück. Dem Roten Kreuz gelang es nämlich, uns ein paar Lebensmittelpakete zu bringen, die von allem etwas enthielten. Von Athen fuhren wir nach Thessaloniki. Ich schaute pausenlos aus dem Guckfenster, das keinen Stacheldraht hatte. Es gelang mir auch, den Kopf durchzustecken und die Waggons zu zählen: 34 Waggons plus Lokomotive waren es. Ich berechnete, dass wir über 1500 Personen sein mussten. Der Zug, der von einer Dampflok angetrieben wurde, hatte außerhalb des Bahnhofs gehalten, um Kohle und Wasser aufzufüllen. Da sah ich von Weitem einen Eisenbahner, der gerade die Bremsen auf ihre Funktionstüchtigkeit prüfte, indem er mit einem langstieligen Hammer gegen sie schlug. Allmählich näherte er sich meinem Ausguck und ich sah diesen jungen Mann, der fünf Jahre älter als ich gewesen sein dürfte. Sein Vater, ein überzeugter Kommunist, war am Vortag geschnappt worden und sofort verschwunden. Man hat nie mehr etwas über ihn erfahren. Leute wie er wurden standrechtlich erschossen. Als der junge Mann mich sah, wurde er bleich vor Schreck. Er hieß Gyorgos. Auf Griechisch raunte er mir zu: "Auch ihr hier? Versucht abzuhauen. Da, wo sie euch hinbringen, werden sie euch alle töten." In dieser Lage, behandelt wie Vieh – wir konnten uns ja nicht einmal hinlegen, waren nebeneinander zusammengepfercht, und dann der Anblick meiner Mutter in derselben Lage -, fingen meine Cousins und ich an, uns zu überlegen, wie wir entkommen könnten.

Gegen Mitternacht entschloss ich mich zur Flucht. Es war Vollmond und schien Tag zu sein. Als mein Bruder sein Bein aus dem Gewühl von Körpern herauszog, um sich auf den Absprung vorzubereiten, fing mein Onkel an zu schreien, und dann auch meine Mutter und die anderen. Da entschieden wir uns gegen einen Fluchtversuch. Wir konnten die anderen nicht unter diesen Bedingungen zurücklassen. Das Schicksal wollte, dass wir zusammenbleiben. Also blieben wir zusammen. Mein Onkel warnte: "Sie werden uns nach der Ankunft zählen, und wenn jemand fehlt, werden sie uns alle umbringen".

Doch die SS hatte bereits beschlossen, uns so oder so alle zu töten.

Von Athen nach AUSCHWITZ brauchten wir elf Tage. Nach drei Tagen Fahrt durften wir zu unserer Erleichterung an die frische Luft und konnten endlich die Tonne mit unserer Notdurft ausleeren, die den Waggon mit unerträglichem Gestank erfüllte.

Wir durchquerten einen Teil von Jugoslawien, Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei. Von dort aus dauerte es zwei Tage bis nach Polen, nach Birkenau und Auschwitz. Wir fuhren durch ein dicht bewachsenes Waldgebiet, von wo aus man kaum den Himmel sah.

Endlich hörten wir die Lokomotive pfeifen, dann kam die Vollbremsung. Die Türen wurden aufgerissen. Ich sprang aus dem Zug in der Erwartung, dass meine Mutter zu mir aufschloss. Ich wartete auf sie und meine Schwestern. Dabei erhielt ich schwere Schläge auf den Kopf. Einen Augenblick lang sah ich nichts mehr vor lauter Schmerz. Als ich mich wieder aufrappeln konnte, sah ich niemanden mehr. Meine Mutter, meine drei Schwestern, eine elf, eine vierzehn und die andere zwei Jahre älter als ich, waren wie im Nichts verschwunden. Später arbeitete ich selbst an diesem Ort und sah, wie es dort zuging. Ich erzähle euch, wie die SS die Häftlinge ausbeutete. Arbeitskräfte aufzutreiben war für sie kein Problem, denn sie hatten ja Tausende von Männern. Selbst die stärksten Männer waren nach drei Wochen Arbeit ausgezehrt und wurden durch andere Häftlinge ersetzt. Als erstes trennten sie die Frauen und Kinder von den Männern. Aus unserer Gruppe brauchten sie an jenem Tag 320 Männer und 115 Frauen. Ich habe noch die Papiere, die meine Worte bestätigen. Nach dieser Selektion ging ein Teil der Gefangenen zu Fuß weiter, während die Gehunfähigen auf Lastwagen transportiert wurden. Schließlich verschwanden sie alle in den Krematorien.

An jenem Tag waren wir auf halbem Weg zwischen Birkenau und Auschwitz. An beiden Orten waren vier riesige Krematorien errichtet worden. Das eigentliche Vernichtungslager war Birkenau; Auschwitz war dagegen ein Arbeitslager, wo Menschen tagtäglich an Erschöpfung starben. Auschwitz war mit Backsteinen zum Schutz vor der Kälte gebaut. Dagegen standen in Birkenau Holzbaracken mit offenen Fenstern.

In Auschwitz warteten wir zwei oder drei Stunden. Inzwischen hatte uns ein griechischer Dolmetscher gewarnt, dass man uns fragen würde, ob wir kräftig seien und Krankheiten, Läuse oder Sonstiges hätten. Der Dolmetscher meinte, wir sollten unbedingt immer das Gegenteil behaupten, sonst würden sie uns alle umbringen.

Als die SS-Leute kamen, entschieden sie, uns kurzerhand alle nach Birkenau zu schicken. Mittlerweile war es dunkel geworden. Zu Fuß erreichten wir das etwa drei Kilometer weit entfernt gelegene KZ. Dort wurden wir in die sogenannte "Zentralsauna" geschickt. Nach Betreten des Raums musste man sich komplett entkleiden. In einer Ecke standen zwei Ärzte in weißen Kitteln, auf der anderen Seite ein Soldat. Sobald sie einen der Gefangenen ausmusterten, führte der Soldat ihn auf ihr Zeichen hin ab. Diese Ärzte mussten sich vergewissern, dass wir arbeitstauglich, keine Invaliden und keine allzu kümmerlichen Gestalten waren.

An jenem Abend wurden achtzehn Häftlinge ausgesondert. Man sagte uns, sie kämen in ein Lazarett. Stattdessen wurden sie, nackt wie sie waren, zur Hinrichtung gebracht. Wir wurden dann in einen kleinen Raum geführt, wo Duschen waren. Wir waren froh, denn wir fühlten das dringende Bedürfnis, uns zu waschen. Aber der liebe kleine Deutsche, der den Hahn aufdrehte, machte sich einen Spaß daraus, uns dadurch zu quälen, dass er plötzlich kochend heißes Wasser laufen ließ.

Dann bekamen wir eine Häftlingsnummer. Meine lautete: 182727.

An einem etwa zehn Meter langen Tisch saßen auf der einen Seite Häftlinge, die uns unsere Nummer auf den Arm tätowierten, und auf der anderen die Neuankömmlinge.

Es tat schrecklich weh. Man musste seinen linken Arm auf den Tisch legen. Einer hielt ihn fest, während der andere mit einer Art Feder auf der Haut herumstocherte, um die Nummer einzutätowieren. Ich fühlte einen starken Schmerz. Als sie fertig waren, bekam ich einen Schreck, denn an meinem Arm klebte das Blut so dick, dass die Nummer nicht mehr zu sehen war. Da dachte ich sofort, alles wäre verwischt und rieb mir mit etwas Speichel über den Arm. Zum Glück war die Nummer noch zu lesen, sonst hätte ich mir dafür 25 Peitschenhiebe auf den Hintern eingeheimst. Dann bekamen wir etwas zum Anziehen. Damals erhielt man nicht die typischen gestreiften Uniformen, wie man sie aus Filmen kennt, sondern die Kleider anderer Leute, die vor einem angekommen waren. Und man musste anbehalten, was man bekam, auch wenn es einem überhaupt nicht passte. Es sah aus wie beim Karneval. Plötzlich hörte ich, wie jemand laut "SHLOMO" sagte: Es war mein Bruder, der in meiner Nähe sein wollte. Wir und unsere Cousins versuchten, uns gegenseitig Hilfe und Gesellschaft zu leisten. Dann hörte ich einen Mann in unserem spanischen Dialekt sprechen, den wir Juden immer seit der Emigration aus Spanien gesprochen haben. Ich ging zu ihm und fragte ihn: "Meine Mutter und meine Schwestern, wo sind sie?" Er wollte mir die schlimme Nachricht nicht sagen, und so vertröstete er mich auf den nächsten Tag, dass ich dann sicher etwas von ihnen hören würde.

Kurze Zeit danach hörte ich einen Mann auf Jiddisch reden, einem mit anderen Sprachen vermischten hebräischen Dialekt. Ich ging zu ihm und fragte ihn auf Deutsch: "Wo ist meine Mutter, wo sind meine Schwestern?"

Er fasste mich an einem Arm und zog mich zu einem Fenster hin. Es war dunkel. In etwa hundert Metern Entfernung erkannte man einen Schornstein. Dann meinte er, dass alle, die nicht mit uns gekommen seien, schon auf dem Weg zur Rettung seien. Ich dachte, es wäre ein Witz oder dass er mir Angst machen wollte. Am folgenden Tag roch es überall im Lager, im Umkreis von fünfzig Kilometern, penetrant nach verbranntem Fleisch, ein Geruch, den der Wind aus allen Richtungen anwehte. Dann wurde ich in eine Baracke gebracht, in die jeweils 40 Häftlinge in "Quarantäne" kamen, weil die SS sich vergewissern wollte, dass wir nicht krank waren. Wenn sich herausstellte, dass einer an Tuberkulose, Typhus oder einer anderen Infektionskrankheit erkrankt war, wurden alle Insassen einer Baracke getötet.

Etwa drei Wochen später fragte man mich nach meinem Beruf. Ich erzählte, ich sei Friseur, denn angesichts der Tatsache, dass sie mich kahlgeschoren hatten, dachte ich, dass diese Arbeit als nützlich betrachtet werden könnte. Mein Bruder und meine Cousins gaben dieselbe Antwort. Dann wurden wir in eine andere Baracke verlegt, wo ein Aufseher mir ein Stück Brot anbot, das ich sofort mit meinem Bruder teilte. Anschließend erklärte er mir, dass jener Ort Sonderkommando heiße. Und der hieß so, weil wir im Krematorium arbeiten mussten, in dem die Leute verbrannt wurden, nachdem sie

es noch lebend betreten hatten.

Als ich zur Baracke des Sonderkommandos gelangte, näherte ich mich dem Fenster und sah drinnen übereinander gehäufte Leichen liegen. Es waren die noch nicht eingeäscherten Toten des vorhergehenden Konvois, die man dort gestapelt hatte, um in den Gaskammern für den neuen Konvoi Platz zu machen.

Ich sah ganze Familien vor der Baracke warten: Jugendliche, Frauen, Kinder. Die Kinder waren unruhig und weinten. KINDER BEMERKEN IMMER ALS ERSTE, DASS ETWAS SCHLIMMES PASSIERT.

Die SS hatte ihnen gesagt, dass sie unter die Dusche müssten.

Sie gingen alle in die Baracke hinein. Dann wurden die Türen geschlossen. Ein Deutscher näherte sich einer kleinen Öffnung, die an einer der Gebäudewände oben angebracht war, nahm eine Dose, öffnete sie, schüttete ihren Inhalt durch die Öffnung, die er umgehend wieder verschloss, und entfernte sich wieder. Wenige Augenblicke später wurde das Schreien und Heulen noch lauter. Kurz darauf herrschte Totenstille.

Die Deutschen zwangen uns, die Leichen aus den Gaskammern zu holen und sie zu den Gruben auf der Rückseite der Baracke zu tragen. Es ist kaum zu glauben, doch angesichts dieses makabren Spektakels dachten wir nichts: Wir waren zu Robotern geworden.

Am 6. Mai 1945 wurde ich befreit.

Von Juli 1945 bis November 1946 war ich in einem Sanatorium in Udine.

Nach meiner Befreiung aus dem Lager verbrachte ich sieben Jahre in verschiedenen Kliniken.

Ich hatte zwar einen Lungenflügel verloren. Aber dank der Behandlungen, die ich jeden Tag erhielt, wurde ich wieder gesund.

Mit 32 habe ich Marika geheiratet, die damals 17 war. Wir haben drei Kinder und sechs Enkel. 1957 habe ich in Haifa meine älteste Schwester wiedergefunden. Von der gesamten Familie haben wir immerhin zu dritt überlebt: Ein Wunder, bedenkt man, dass die meisten Familien vollständig ausgelöscht wurden und niemand von ihnen übriggeblieben ist, um die Erinnerung an sie zu wahren.

SHLOMO widmet sein Buch "SONDERKOMMANDO AUSCHWITZ" (erschienen bei BUR RIZZOLI) seinen beiden Familien. Der ersten: also seiner Mutter und seinen zwei jüngeren Schwestern Marica, 14 Jahre, und Marta, 15 Jahre, die am 11. April 1944 in Auschwitz-Birkenau ermordet wurden, und seiner neuen Familie. Über seine Frau Marika sagt er: "Sie hat sich immer um mich gekümmert und zur Linderung meiner durch die Lagerhaft hervorgerufenen Gebrechen beigetragen. Sie verdient mehr als meine stille Zuneigung".

LE CHAIM (AUF DAS LEBEN), so hat Marika uns und alle ihre Freunde begrüßt, die in Osimo mit uns an einem Tisch saßen, und dabei ein Glas Wein erhoben.

LE CHAIM, das wünsche ich Marika und Shlomo auch meinerseits, die ich die Freude hatte, euch kennenzulernen, und das wünscht euch auch unsere gesamte Vereinigung.

Danke, Shlomo, dass du mir erlaubt hast, alles, was bei dieser ganz besonderen Begegnung gesagt wurde, aufzunehmen und zu veröffentlichen.

Seitens unserer Vereinigung ergeht ein herzliches Dankeschön an den Schulleiter, Oberstudiendirektor Giovanni Giri, und das gesamte Kollegium der Staatlichen Oberschule "Laeng-Meucci" von Osimo-Castelfidardo für die Einladung zum Vortrag von Shlomo Venezia und für die Möglichkeit, unser Buch "Die Kinder von 1944" vorzustellen.

Unser Dank gilt auch Studienrat Romeo Marconi, der vom ersten Tag an, als er uns zum Holocaust-Gedenktag einlud, bis zu unserem Aufenthalt in Osimo und Castelfidardo stets ein wertvoller Ansprechpartner und Begleiter gewesen ist.

GESPRÄCH MIT ELENA BONO

ELENA BONO wurde in Sonnino, Latium, geboren. Nach einer kurzen Zeit ihrer Kindheit in Recanati verbrachte sie den größten Teil ihres Lebens in Chiavari, Ligurien, wo sie auch die Schule besuchte.

CHIAVARI – bei dem Treffen mit Anna Rosa Nannetti am 24. und 26. Mai 2009 erzählte Elena Bono:

Ich operierte unter der Führung des Kommandanten Bisagno, eines großartigen Mannes, als Kurier.

Den ersten Partisanen von Italien, so nannte man ihn! Ich habe all das, was ich damals erlebte und erlitt, in meinen Roman "Come un fiume, come un sogno" ("Wie ein Fluss, wie ein Traum") einfließen lassen, der eine detaillierte Schilderung des Widerstands in Ligurien gibt, im 6. Operationsgebiet, das sich von Chiavari bis Santo Stefano D'Aveto erstreckte.

Nichts von dem, was ich geschrieben habe, ist erfunden. Alles ist wahr, alles durchlitten. Manchmal habe ich sogar die echten Namen beibehalten.

Ich habe eine Romantrilogie mit dem Titel "UOMO E SUPERUOMO" verfasst.

Darin geht es um Nietzsches Idee, die ich aber gegen den Nazismus umkehre. Die Trilogie beginnt mit "Come un fiume, come un sogno"; darauf folgt "Una valigia di cuoio nero" ("Ein Koffer aus schwarzem Leder") und schließlich "Fanuel Nuti, giorni davanti a Dio" ("Fanuel Nuti, Tage im Angesicht Gottes"). Den letzten Teil schließe ich gerade dieser Tage ab, doch es geht noch weiter, der Kampf ist noch nicht zu Ende.

In einem auf Französisch geschriebenen Buch sagt Max Picard: "Hitler est en nous" – Hitler ist in uns, nicht außerhalb von uns.

Leider steckt in jedem von uns ein Hang zur Gewalt, zum Hochmut und dazu, sich den anderen überlegen zu fühlen, aber in keinem jener eigentümliche christliche Pessimismus, der behauptet: "Der wahre Sünder, das bin ich."

Dem Hitler in uns müssen wir den Christus in uns entgegenstellen. Das ist der noch auszufechtende Kampf.

Jesus ist ans Kreuz gegangen und hat gesagt: "Vater, vergib ihnen!"

Jeden Tag geht der Kampf weiter.

Jeden Tag geschieht Umkehr.

Pater Castelli hat in der Zeitschrift "Civiltà Cattolica" einen schönen Artikel über mein Drama "La testa del Profeta" ("Der Kopf des Propheten") veröffentlicht. Pasolini wollte aus diesem Buch einen Film machen. Er schlug mir vor, daran mitzuarbeiten, aber ich wollte nicht. Ich dachte: "Er hat seine Ideen und ich meine. Es ist besser, sie nicht durcheinanderzubringen." Pasolini besann sich dann aber doch noch meines Textes, als er seinen schönen Film "Das Evangelium nach Matthäus" drehte. In den Szenen mit Johannes dem Täufer und Salome gestaltet er eine Figur, die meiner Beschreibung entspricht, also keine scheinbar ganz keusche und reine, sondern – wie in meinem Drama – eine gerissene Salome, die alle in die Tasche steckt. In den Augen der Welt eine Gewinnerin, ist sie in Wirklichkeit doch nur ein armes, vom Mythos der Macht verblendetes Geschöpf.

Macht ist das größte Gift der Menschheit. Alle wollen wir sie ausüben, zumindest in der Familie. Wie viele Sünden geschehen nicht aus Hochmut, Neid und Anmaßung! Denn das heißt, mehr wert sein zu wollen: Luzifers Ur- und Hauptsünde. Er ist der

wahre Protagonist des Dramas "Der Kopf des Propheten", das am Ende in einer Diskussion zwischen Machiavelli und Pascal kulminiert.

Machiavelli sagt: "Alle bewaffneten Propheten sind siegreich gewesen, alle unbewaffneten untergegangen." Als bewaffneten Propheten nennt er Moses, als unbewaffneten Savonarola.

Jesus war unbewaffnet und wurde gekreuzigt. Er hat noch nicht einmal auf die Provokation geantwortet: "Wenn das der Sohn Gottes ist, dann soll er doch vom Kreuz herabsteigen."

Und wer hat gesiegt?

Hat vielleicht Pilatus gesiegt?

Hat der Hohe Rat gesiegt?

Nein, Jesus hat gesiegt.

Pascal sagt: "Wer ist der wahre Christ? Ein Christ, der bis ans Ende der Welt zusammen mit Jesus am Ölberg mit der Todesangst ringt." Welch wunderbarer Gedanke!

Der Zuschauer oder Leser muss wählen. Entweder hat Machiavelli Recht, der denkt, dass man eine Waffe braucht, um zu siegen, und nicht glaubt, dass für den Christen diese Waffe das Kreuz ist. Das Kreuz ist ihm zuwider. Er ist Bewunderer seines Idols Valentino, der zu Gift und Dolch greift, um zu siegen.

Oder aber es siegt derjenige, der Christus bis ans Ende der Welt treu bleibt.

Meinem Empfinden nach steht das Drama auf der Seite dessen, der bis ans Ende der Welt mit der Todesangst ringt, und das ist Daniel.

Es ist ein Drama, das mich persönlich betrifft. Auch ihr selbst seid persönlich davon betroffen, weil ihr jederzeit sagen müsst: "Sieh mal einer an, wie vernünftig Hannas, Scaurus und Cusa denken!"

Alle haben ihre kleine Wahrheit, doch gilt es zu erkennen, was die Große Wahrheit ist.

An der Unterhaltung nahm auch GianMaria Mazzini, Elenas Mann, teil und sagte: "Was das Buch 'Die Kinder von 1944' angeht, finde ich, dass das Gedicht 'Ora il profumo dei giardini dice' ('Nun sagt der Duft der Gärten') die richtige Wahl war. Es ist zwar kein Partisanengedicht, aber es passt sehr gut dazu."

Elena ergänzt: "Ich habe das Fingerspitzengefühl bei der Wahl dieses Gedichts bemerkt, das zwar nicht aus dem Widerstand zu stammen scheint, aber dennoch wahr ist, weil es auch Momente des Aufatmens nach dem Sturm gibt. Passend ist auch die Wahl des Gedichtes von Albino."

Widerstand: Katholiken und Kommunisten

Anna Rosa: "Kam es zu Konflikten und Übergriffen zwischen Katholiken und Kommunisten?"

Elena: "Ja, und das lässt sich nicht tolerieren. Ich nahm damals als Katholikin am Widerstand teil und kooperierte mit allen, die zum selben Operationsgebiet gehörten. Unser Stützpunkt war sogar ein Pfarrhaus. Es stand unter der Leitung von Don Gigetto, der allen Aufnahme gewährte: Kommunisten, Katholiken und anderen.

Wir lebten Schulter an Schulter. Aber ich weiß, dass schlimme Sachen zwischen Katholiken und Kommunisten passierten, auch bei uns. Leider kam Bisagno, der Chef des Widerstands, unter merkwürdigen Umständen ums Leben. Nachdem er seine

Jungs mit dem Lastwagen zurückgefahren hatte, stürzte er, man weiß nicht wie, aus dem Wagen. Vor einer Woche ist sein Bruder gestorben. Wir mochten uns, und er hatte sich über meine Diskette mit Partisanengedichten gefreut."

Anna Rosa: "Als 44er Kind frage ich Sie, Elena, die Sie 1944 eine junge Frau waren, welche Gründe Sie zur Entscheidung bewogen, sich im Widerstand zu engagieren, und wie Sie diesen Schritt den jungen Menschen von heute erklären würden?"

Elena: "Ich wurde von meinem Vater liberal erzogen. Er war ein großer Lehrer, ein Direktor, der seine Schüler zur Freiheit erzog.

Zu Hause las ich jeden Morgen *La Critica*, die Zeitung von Croce²⁹. Sie abonniert zu haben, war gefährlich, weil wir auf der Antifaschisten-Liste standen. Dennoch muss ich sagen, dass die Faschisten meinen Vater sehr respektierten. Mussolini bot ihm an, Direktor des berühmten römischen Gymnasiums *Giulio Cesare* zu werden. Mein Vater lehnte das Angebot ab, nicht so sehr weil Mussolinis Kinder das Gymnasium besuchten – denn dieser mischte sich nicht in die schulischen Angelegenheiten seiner Kinder ein und war eher streng –, als vielmehr weil unter den Schülern auch der Sohn von Farinacci³⁰ war. Da sagte mein Vater: "Ohne mich". Als aber Matteotti³¹ ermordet wurde und man vor der Frage stand, wohin seine Kinder zur Schule geschickt werden sollten, sagte Bocchini, der Polizeichef: "Nach Chiavari, weil dort ein Gegner des Faschismus sitzt, eine große Persönlichkeit, der keiner Erpressung und Drohung nachgibt, und das ist Oberstudiendirektor Bono."

So wurde Matteottis Sohn Matteo nach Chiavari zu seinem Onkel, dem Rechtsanwalt Wrunoschi, geschickt. Dann kamen auch die übrigen Geschwister nach, und alle drei, ein Mädchen und zwei Jungen, beendeten friedlich ihre Schulzeit am Delpino-Gymnasium in Chiavari. Keiner hat diese Gelegenheit genutzt, um Unruhe zu stiften. Die Geschwister machten das Abitur und besuchten dann die Universität. In Anbetracht dessen äußerte Bocchini gegenüber Mussolini: "Direktor Bono ist ein Feind, ein Antifaschist, aber auch ein Ehrenmann."

Ich bin also in diesem Respekt, in diesem Freiheitsethos zur Welt gekommen und habe darin gelebt.

Jeden Morgen, bevor ich zur Schule ging, las ich Benedetto Croces berühmten, herrlichen Text über die Unmöglichkeit, uns selbst *nicht* als Christen zu betrachten: "Perché non possiamo non dirci cristiani!"

Als der Krieg ausbrach, legte Croce, der doch selbst Agnostiker war und gewiss nicht in die Kirche ging, somit Zeugnis für die Unabdingbarkeit unseres Christseins ab. Er argumentierte wie folgt: Wenn wir uns auf die Seite der Nazis stellen wollen, können wir es tun, aber wir verhalten uns dann anti-christlich und fallen aus der Geschichte. Wollen wir dagegen in der Geschichte bleiben, müssen wir weiterhin Christen sein.

Ein wunderbarer Text, ich kannte ihn auswendig, ich war stolz darauf. Einmal lachte ein Weggefährte von mir bei uns zu Hause mächtig darüber. Da empfand ich

²⁹ Anmerkung des Übersetzers: Benedetto Croce (* 25. Februar 1866 in Pescasseroli, Provinz L'Aquila; † 20. November 1952 in Neapel) war ein italienischer idealistischer Philosoph, Humanist, Historiker, Politiker, Kunsthistoriker und Kritiker. (Quelle: Wikipedia)

³⁰ Anmerkung des Übersetzers: Roberto Farinacci (* 16. Oktober 1892 in Isernia, Molise; † 28. April 1945 in Vimercate, Lombardei) war italienischer Rechtsanwalt, Journalist und faschistischer Politiker. Von 1925 bis 1926 war er Generalsekretär des Partito Nazionale Fascista. (Quelle: Wikipedia)

³¹ Anmerkung des Übersetzers: Giacomo Matteotti (* 22. Mai 1885 in Fratta Polesine; † 10. Juni 1924 nahe Rom) war ein italienischer Politiker, Generalsekretär des Partito Socialista Unitario (PSU) und Abgeordneter des Partito Socialista Italiano (PSI). Die Ermordung Matteottis durch italienische Faschisten im Jahr 1924 gilt als Beginn der Diktatur Mussolinis. (Quelle: Wikipedia)

fast Verachtung für ihn: Schau dir diesen Leichtsinnigen an, er lacht von Herzen, während wir Gefahr laufen, zu verwildern und die Welt barbarisch werden zu lassen.

Dieser Mitstreiter starb dann, allein Gott weiß wie, für den Widerstand.

Er machte all seinen Kameraden Mut, fiel als letzter und rief: "Es lebe Italien, es lebe Bisagno!" Sein Name war Cesare Talassano. Der Stadtpark am Corso Millo ist ihm gewidmet. Mir ist es gelungen, ihn nach ihm benennen zu lassen.

Ein anderer Kampfgenosse, Giampaolo Grosso, wurde an einem Fleischerhaken erhängt: Die beiden fröhlichsten Jungen meiner Klasse starben auf so grausame Weise und machten doch allen Mut. Cesare, der als als letzter fiel, und Grosso, Vizekommissar der lombardischen Brigade Rosselli, der von den Bauern verraten wurde, bei denen er das Kalb abholen wollte, das er mit ihnen ausgehandelt hatte. Die Deutschen lauerten ihm dort auf und erhängten ihn dann an einem Fleischerhaken.

Die Figuren meines Buches "La valigia di cuoio nero" sind deutsche Intellektuelle. Gerade an ihnen wird die heftige Krise deutlich, in die Deutschland geraten war.

Eine Familie von Richtern mit großen kulturellen Traditionen, die im Kreise erbarmungsloser Menschen endet.

Ich habe versucht, von Grund auf zu verstehen, wo das Krebsgeschwür in Deutschland entstanden war. Auch in Luthers Denken mit seiner Befürwortung des "Dienstgedankens": Sich nie zu befreien, immer nur zu "dienen" – das brachte die Deutschen schließlich dazu, dem Bösen zu dienen.

Autorität ist etwas Höheres, ihr ist zu gehorchen. Und du bist Diener, du bist Diener:

Ich habe die Befehle befolgt, so sagten sie.

Die SS erzog sie in einem Internat. Es gab Schlösser, wo diese Jungen hingebracht und zum Tod erzogen wurden.

Es gibt Bücher über die SS, und eines trägt genau diesen Titel: "Erziehung zum Tod". Die SS hatte Schlösser in Frankreich, deren Architektur symbolisch war, altertümlich. Dieser Sinn für das Rätselhafte geht schon auf Friedrich II. zurück. Sie hatten mystische Formen, wie in Halluzinationen – man denke hier nur an die Massenveranstaltungen in der NS-Zeit.

Mein Vater sagte: "Wenn du etwas bekämpfen willst, musst du es kennen." Deshalb hatte er "Das Reich" abonniert, das von Goebbels herausgegeben wurde. Darin gab es einen zur Zeit des Bündnisses mit Mussolini verfassten Artikel, den er mir übersetzte. Sein Titel lautete "Los von Rom": Martin Luthers Ausruf, als er seine 95 Thesen anschlug.

Los von Rom, weg vom römischen Rechtsdenken, das auf dem Begriff der Rechtspersönlichkeit gründet. Was sagt das Römische Recht? Jeder ist für das verantwortlich, was er tut. Wenn jemandem ein Unrecht widerfährt, muss er den Menschen zur Verantwortung ziehen, der es ihm zugefügt hat, nicht dessen Vater, Sohn oder andere. Das ist die große Entdeckung der Römer: Jeder Mensch ist für das verantwortlich, was er tut.

Das germanische Recht hingegen sagt: Die ganze Gemeinschaft ist verantwortlich. Daher die Ardeatinischen Höhlen, Marzabotto, Sant'Anna. Du gehörst der Sippe an, von der ich glaube, ein Unrecht zugefügt bekommen zu haben? Also töte ich dich, deine Mutter, deinen Großvater, deinen Bruder... alle!

Das ist es, was die römische von der germanischen Kultur unterscheidet."

Bertolt Brecht (Deutschland, 1898-1956)

General, dein Tank ist ein starker Wagen.

Er bricht Wälder nieder und zermalmt hundert Menschen.

Aber er hat einen Fehler:

Er braucht einen Fahrer.

General, dein Bomberflugzeug ist stark.

Es fliegt schneller als der Sturm und trägt mehr als ein Elefant.

Aber es hat einen Fehler:

Es braucht einen Monteur.

General, der Mensch ist sehr brauchbar.

Er kann fliegen, er kann töten.

Aber er hat einen Fehler:

Er kann denken.

Bertolt Brecht, Lyriker und Dramatiker, sah sich in der NS-Zeit zur Flucht aus Deutschland genötigt. Das vorliegende Protestgedicht richtet sich unmittelbar an die Mächtigen der Welt. Angeprangert werden darin die Entsetzlichkeit des Sterbens und die Grausamkeit der teuflischen Waffen, mit denen der Mensch imstande ist, Schreckliches zu tun.

INHALT

Einführung S.	4
Zeugnisse"	13
Wissenschaftliche Beiträge"	147
Dokumente: Hilfe und Erstaufnahme	157
Deportation und Zwangsarbeit	167
Monte Sole heute"	173
Zeugen der Erinnerung"	193

Drucklegung im Jahre 2017 Angehörigenverein der Opfer der nazifaschistischen Massaker in den Gemeinden Grizzana, Marzabotto, Monzuno und den angrenzenden Gebieten